Wiener Künstler Skizzenbuch

L. eleg. g.

555 k

Bayerische Staatsbibliothek
<36644359950012

Wiener Künstler-Dekamerone.

Wiener

Künstler-Dekamerone.

Ein Geschichtenbuch

der

Wiener Künstler und Schriftsteller.

Mit photographischen Porträts.

Herausgegeben

von

Rud. Wittmann.

Redigirt

von

Moriz Gand.

Bayerische Staatsbibliothek München

[ca. 1890]

Wien

I. Rothenthurmstraße 23.

Lw 1847

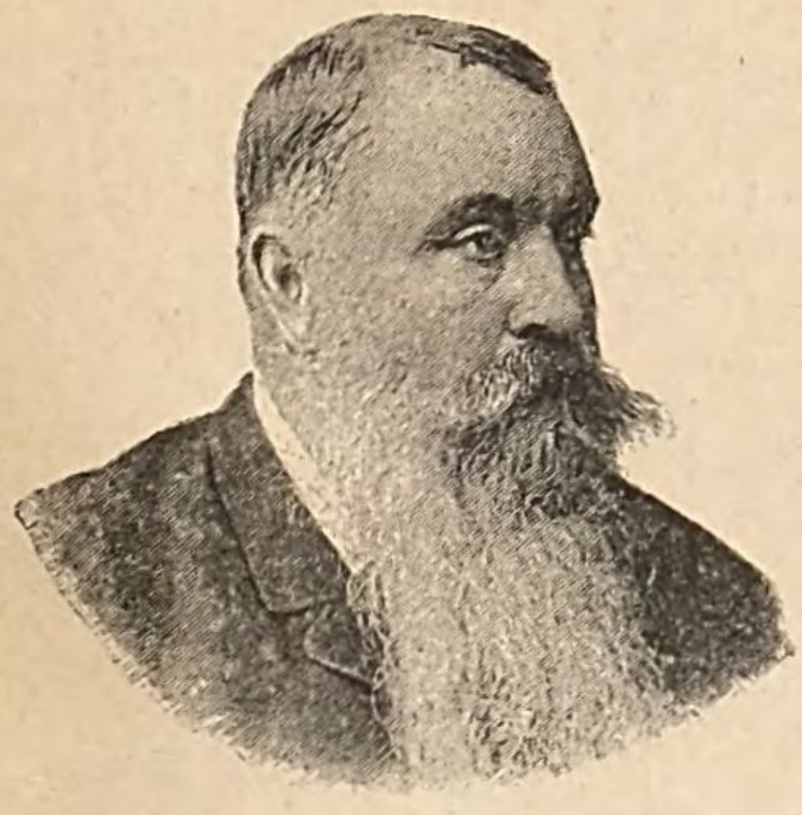
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
INNSBRUCK

Buchdruckerei C. Bergmann & Comp. in Wien.

148 L.D.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Für Künstler.



Willst Du Menschen wahr gestalten,
Lerne kennen Weib und Mann,
Und da sagen schon die Alten:
Fange bei Dir selber an!

Freilich selber sich entdecken,
Das verlanget Witz und Kraft,
Schmerz und Bangen und Erschrecken
Jedem dieses Streben schafft.

Willst Du aber schön sie zeigen,
Muß die Schönheit in Dir sein,
Denn nur was Dir selbst zu eigen,
Kannst Du Deinem Werk verleih'n.

„Wahr und schön", so wollt Ihr's haben,
Und wenn Einer das erreicht,
Preist Ihr seine Wundergaben:
Aber was sein Haar gebleicht —

Aber all die Folterqualen,
Die er muthig durchgemacht,
Um Euch höchlich zu gefallen —
Wer hätt' je daran gedacht! —

Ah, sein Lohn ist, daß gelungen,
Was begeistert er erstrebt,
Daß, was er gemalt, gesungen,
Noch entzücket und erhebt,

Wenn sein Herz längst ausgeschlagen,
Leute dann von Stadt und Land
Zu dem Denkmal Kränze tragen,
Das auf seinem Grab erstand. —

Emerich Ranzoni.

Meine Lebensgeschichte.

Der Anfang soll das Schwerste bei jeder Arbeit sein, sagte mir ein Schriftsteller; doch das merke ich nicht, denn ich habe einen, und zwar einen schönen: Ich heiße gar nicht Renard, sondern Pölzl, und meine Wiege stand nicht etwa im Vaterland der ruhmreichen Jungfrau von Orleans — Gott hab' sie selig! — sondern an den grünen Ufern der Mur, in Graz im schönen Steirerland. Nicht wahr, das hätten Sie einem Anderen als mir selbst nicht geglaubt, denn man denkt sich uns Steirer immer nur mit einem grünen Berg unter den Füßen, einem „Juchezer" im Hals, einem Kropf am Hals und einem grünen Hut mit Spielhahnfedern auf dem Haupte. Also an der Mur stand meine Wiege, und geboren ward ich — achtzehnhundert und . . . Doch das verschweige ich lieber, es könnte Einer so boshaft sein, am Anfang des nächsten Jahrhunderts diese Zeilen auszugraben, und dann hieße es gleich: „Je, die ist schön alt!" Also lieber für die Zukunft vorgesorgt und geschwiegen.

Meine Kinderzeit verbrachte ich wie tausend andere junge Mädchen; ich ging fleißig in die Schule und lernte nichts; für die Urelemente weiblicher Kunst, als da sind: Strümpfe stricken und Musterbänder häkeln, hatte ich auch nicht einen Funken von Sympathie; ich stieg lieber auf den alten guten Schloßberg und sang dort oben in sonniger Höhe manch munteres Liedchen in den Busch, tollte mit den Schulgenossinnen umher, kurz, ich war ein Durchschnittskind allergewöhnlichster Sorte. Leider blieb es nicht immer so. Ich weiß nicht mehr, welcher Zufall die entscheidende Aenderung in meinem Leben herbeiführte — es dürfte bei einer von Schulcolleginnen improvisirten Theatervorstellung gewesen sein, wo ich einen — jungen Helden sang; genug daran, einige vornehme Grazer Damen nahmen

sich meines „Talentes“ an, und man steckte mich ohneweiters in eine Gesangsschule. Der gute Herr Prelinger war es, der mir die ersten Elemente der Gesangskunst beibrachte und mich dann zu Frau Weinlich-Tipka in die Schule gab. Dort wurde ich zur Altistin gedrillt, und, ich will es hier erwähnen, erst in Berlin vollzog sich meine Wandlung zum Mezzosopran, und Frau Professor Rosa de Ruda hat erst die letzte Feile an meine technische Ausbildung gelegt.

In der Gesangsschule kam ich mit den besten Grazer Kreisen zusammen, wurde durch meine Freundschaftsbündnisse in zahlreiche vornehme Familien eingeführt, und überall war ich der Liebling der Gesellschaft; der Grund ist mir niemals klar geworden, möglich, daß meine Munterkeit gefiel, mein schiefgewickeltes Talent Beifall fand. Ich sang auch schon in Concerten, und nach einem beifallsreichen Abend in der Grazer Ressource wurde mir sogar die Ehre zu Theil, von Herrn Dr. Svoboda in der Grazer „Tagespost“ besprochen und gelobt zu werden. Ich bewahre dieses erste papierene Lorbeerblatt noch heute auf.

Am 24. Mai 1882 begann meine eigentliche künstlerische Laufbahn, und zwar, was selten vorkommt, in der Vaterstadt. Im Grazer Landestheater brauchte man zur Aushilfe für jenen Abend eine Altistin; Frau Weinlich-Tipka hatte mich warm empfohlen, dem Director gefiel ich, und überdies mochte er denken, daß die guten Grazer ihre junge Landsmännin nicht fallen oder gar durchfallen lassen würden. Also ich wurde hübsch brünett gefärbt, bekam auf einmal graue Haare und tiefe Falten, und am Abend — hatte ich einen hübsch erwachsenen Sohn, ich ward Azucena. Die edle Zigeunermama war zwar nicht das passendste Debut für eine jugendliche Anfängerin, aber es ging doch, und der Abend brachte mir ein wenig Beifall und ein paar aufmunternde Besprechungen in den Grazer Blättern. Mein liebes Mütterchen hatte mich vor dem Debut bekreuzigt und geweiht, begleitete mich in's Theater und war wohl meine wärmste Verehrerin im Zuschauerraum. Noch heute übt sie diesen frommen Brauch, und ich könnte keinen Ton singen, wenn ich nicht von meiner lieben Mutter gesegnet in's Theater ginge und wenn ich nicht wüßte, daß ihre treuen Augen im Theater stets als mein Schutzgeist auf mir ruhen.

Eines schönen Tages, es kann übrigens auch gerade geregnet haben, bekam Frau Weinlich ein Telegramm von Director Kreibig aus Prag, er brauche sofort eine neue Altistin, ob die kleine Pölzl, deren er sich erinnerte, stante pede zu haben wäre. Ich wurde zu Frau Weinlich gerufen, ich sagte gleich ja, und so packte ich denn

am anderen Morgen meine sieben Sachen, so viel waren es übrigens gar nicht, und zwei Tage darauf stand ich in Prag in der Kanzlei des deutschen Landestheaters.

Da sollte ich aber curios enttäuscht werden. Meine Berufung war keine Anerkennung meiner Person, sondern nur eine Verlegenheit der Direction gewesen; eine Sängerin hatte gestrikt, Director Kreibig hatte mich als Lückenbüßer ausersehen, und als ich eintraf, schwamm Alles wieder in eitel Wonne und Vergebung. Ich stand da wie begossen! Umsonst nach Prag zu fahren, war mir ein zu großes Opfer, ich hatte vor dem Director die Augen voll Wasser. Er sah mich mitleidig an. „Was machen wir jetzt?“ fragte er. Ich blieb stumm. „Na, wenn Sie einmal schon da sind, so probiren wir's in Gottes Namen!“ Ich debutirte als Nancy in „Martha“ in einem ausgeliehenen Costüm und gefiel leidlich. Mit dem Engagement war es aber vorderhand nichts, der Director vertröstete mich von Tag zu Tag. Ich wartete in der frommen Ergebung einer schüchternen Anfängerin, aber es ereignete sich durchaus nichts, was mir irgendwie förderlich gewesen wäre, ja ich war mehrmals auf dem Sprunge, wieder nach Hause zu reisen, aber das Geld fehlte mir. Da kam eine italienische Stagione mit einer contractbrüchigen Diva, und ich ward dank diesem Zufall wieder Azucena und hatte großen Erfolg. Der Impresario der Gesellschaft wollte mich sofort mitnehmen, da besann sich Director Kreibig eines Besseren und engagirte mich. So sang ich denn in Prag ein Jahr lang, wirkte auch in zwei oder drei Operetten mit und war soweit mit meinem Schicksale zufrieden.

Im nächsten Jahre erhielt ich einen Ruf nach Berlin an die königliche Oper, dem ich mit Freuden folgte, und hier erreichte ich jene Stellung, die mir in meinen ersten Anfängen als Ideal vorgeschwebt. Hier sang ich meine Rollen: Carmen, Mignon und andere, und hier ging ich im „Wildschütz“ zu meinem derzeitigen Fache, dem Mezzosopran, über, in dem mir meine schönsten Erfolge beschieden waren. Der Hof und das vornehme Berlin gewannen mich lieb, und doch — ich war recht undankbar — habe ich Berlin leichthin verlassen. Das hat seine eigene Geschichte. Eines Morgens tritt mein Theateragent ein und sagt: „Fräulein Renard, Director Jahn aus Wien“ — ich zuckte erschrocken zusammen — „ist bei mir und bittet um eine kleine Probe.“ Ich lehnte rundwegs ab, ich kann nicht Probe singen, ich bin des Morgens nicht bei Stimme, ich bin unwohl und übrigens gar nicht willens, Berlin zu verlassen. Der Agent ging, doch nur, um in einer halben Stunde wieder zu kommen:

„Director Jahn erklärt, er müsse mich hören.“ Um dieser Autorität gegenüber nicht unhöflich zu erscheinen, entschloß ich mich, zu gehen, erklärte aber, dort angekommen, nochmals, ich könne und wolle nicht Probe singen.

„Sie müssen,“ sagte Director Jahn peremtorisch, und gut, ich sang. Weil mir gerade nichts Anderes einfiel, sang ich die zweite Arie der Zerline, ich sang, ohne um mich zu blicken, und — brach mitten in der Arie ab. „Sie sehen, Herr Director, ich kann nicht . . .“ „Ja, ich sehe, ich habe aber auch genug gehört. Mein Fräulein, auf Wiedersehen! Ich werde bald von mir hören lassen! Adieu!“

Damit war die folgenschwere Unterredung aus. Im August 1887 gastirte ich in der Wiener Hofoper, mit schwerem Herzen, denn ich hatte schon vor meinem Auftreten den Contract in der Tasche, ohne ihn in Berlin schon gelöst zu haben. Nach der ersten Probe bereits wurde ich zum Director berufen. Meister Jahn machte ein furchtbar ernstes Gesicht und lud mich zum Sitzen ein. Auf seinem Schreibtische lag ein großer Bogen.

„Fräulein Renard,“ begann er, „wie viel wollen Sie haben?“ Ich erschrak, auf eine solche Frage war ich nicht gefaßt gewesen. „Nichts, Herr Director,“ erwiderte ich, „ich bleibe in Berlin, es wäre undankbar von mir, die Hofoper im Stiche zu lassen!“ „Nichts da, Sie bleiben in Wien! Ich lasse Sie nicht mehr fort!“ Die Sprache war recht energisch. Ich konnte nichts erwidern, so beklommen war mein Herz. „Aber Herr Director!“ „Nichts da, unterschreiben Sie oder nicht?“ „Mein Contract in Berlin!“ „Geht mich nichts an, Sie bleiben hier, und wenn ich Sie mit Gewalt halten müßte. Die Verantwortung gegenüber der Berliner Intendanz übernehme ich schon.“

Ich gab nach und bat um 48 Stunden Bedenkzeit. Zwei Tage darauf erschien ich in der Hoftheater-Intendanz und fragte, mit Thränen in den Augen, ob es denn wirklich sein müsse. Ich unterschrieb mit Thränen im Auge, Kummer im Herzen und Angst im Gewissen. Ich wagte mich kaum nach Berlin zurück. Dort hatte Intendant Graf Hochberg inzwischen von dem großen Erfolge meines Wiener Gastspieles und von meiner Fahnenflucht gehört. Ein schreckliches Donnerwetter empfing mich, ich schwieg zerknirscht, und Graf Hochberg erklärte, mich nicht gehen zu lassen, und wenn er bis zum Kaiser gehen müßte.

Ich telegraphirte nach Wien um Lösung meines Contractes. Ich erhielt keine Antwort, aber Director Jahn's Vertreter sagte mir, was Jahn ihm mitgetheilt: „Wenn Fräulein Renard aber auch nur

ein Wort verliert, so lasse ich sie die drei Jahre Engagement in Wien sitzen, ohne sie einen Ton singen zu lassen.“ Ich hatte genug.

So kam ich nach Wien, und hier bewahrheitete sich auf's Neue der alte Glaube, daß nur dort das Glück lache, wo man mit Zagen und Bangen eintritt. Die Wellen jenes Wettkampfes um mich — ich glaube, ich hätte eigentlich stolz werden können — sind geglättet, und ich dürfte heute wieder ruhig nach Berlin gastiren gehen, die Berliner würden die „Undankbare“ wohl ganz freundlich aufnehmen. Vorläufig bleibe ich jedoch in dem lieben Wien, das ich ganz in mein Herz geschlossen, und freue mich, so oft ich auf den Brettern vor die guten, braven Wiener hintreten kann. Ihnen danke ich doch das, was ich heute bin, und mein einziges Streben geht dahin, mich immer mehr und mehr zu vervollkommnen, um alle Liebe und Gunst, die man mir gewidmet, tausendfach vergelten zu können . . .

Marie Renard.

Fünf Uhr Morgens.

Ich hätte für mein Leben gern schon einmal einen Sonnenaufgang gesehen. Man sagt mir, so etwas soll allerliebst sein, besonders in der Schweiz wegen der in Purpur getauchten Bergspitzen und der schönen Engländerinnen, die man dabei im Morgen-Negligé zu Gesicht bekommt. Also ich hätte das für mein Leben gern auch schon einmal mitgemacht. Aber es war bisher unmöglich. Und zwar lag die Schuld weniger an mir, als an der Sonne. Dieses Gestirn capricirt sich mit einem nur bei weiblichen Fixsternen beobachteten Eigensinn fortwährend darauf, zu den unmöglichsten Tageszeiten seine Laufbahn anzutreten. Ich sehe wirklich nicht ein, warum die Sonne um vier, fünf oder sechs Uhr Morgens aufgehen muß, da sie doch den ganzen Tag dazu Zeit hat. Und da ich wieder wohl den ganzen Tag über Zeit hätte, mir einen Sonnenaufgang zu Gemüthe zu ziehen, um vier, fünf oder sechs Uhr Morgens aber Wichtigeres zu thun habe, so hat die Sonne bisher die Bergspitzen stets ohne meine Mitwirkung in Purpur getaucht und wird dies wohl auch noch späterhin thun müssen. Ich gebe nämlich nicht nach, denn ich habe das nicht nöthig; und die Sonne wird wohl ebenfalls nicht nachgeben, da sie es schließlich auch nicht nöthig hat.

Damit soll aber durchaus nicht gesagt sein, daß ich ein Gegner der frühen Morgenstunde bin. Im Gegentheil — die frühe Morgenstunde ist, meiner Ansicht nach, eine der schätzbarsten Tageszeiten; nur darf man nicht gezwungen sein, aus dem Bette aufzustehen. Hinwieder wird sie jederzeit einen großen Genuß gewähren, wenn man, um's Morgenroth aus den bekannten schweren Träumen emporfahrend, sich allmälig mit dem Bewußtsein durchdringt, daß

es ja noch viel zu früh sei, sich von Neuem fest in seine Decke wickelt, sich auf die andere Seite seines Kopfkissens legt und langsam sich wieder in das Traumland zurückbegibt, aus dem man gekommen. Das ist meine Art, die Morgenstunde zu genießen. Ich glaube, daß das auch vieler Anderer Art ist. Und ich meine, daß, um diese für Leute von gutem Geschmack außerordentlich werthvollen „Freuden der Frühe" zu bezeichnen, irgend ein Weiser vor Zeiten das bekannte Sprichwort erfand: „Morgenstunde hat Gold im Munde" — ein Sprichwort also, das bisher in lächerlicher Verkennung seines wahren Sinnes als eine Mahnung zum Frühaufstehen gedeutet worden ist!

Ja wohl — den höchsten Genuß hat man von der Morgenstunde, wenn man sie verschläft. Es ist das eine der ersten Wahrheiten, die ich überhaupt erkannt habe. Schon in früher Jugend habe ich ihr gehuldigt.

Das war dazumal — zur Zeit, als ich noch in der Schlosserwerkstatt zu Graz in der Leonhardsgasse am Amboß stand und den Hammer schwang. Es ist ja bekannt, daß die Objecte, mit denen sich meine erste künstlerische Thätigkeit befaßte, nicht Rollen, sondern Eisenstangen waren. Einen Vortheil hatte meine damalige Wirksamkeit vor der heutigen jedenfalls voraus: es mangelte nie an Stoff. Denn der Himmel hat es in seiner unerforschlichen Weisheit so eingerichtet, daß es in der Welt mehr gutes Eisen als gute Operetten-Libretti gibt.

Damals also hieß es jeden Morgen um fünf Uhr in der Werkstatt sein. Zu dieser Stunde mußten bereits die Hämmer auf das Eisen klingen, das ist alter Schlosserbrauch. Mit wie geringer Sympathie ich diesem alten Brauche gegenüberstand, wird man nach dem Gesagten leicht begreifen. Ich machte auch kein Hehl aus dieser Abneigung. Ich wagte zwar keine directe Revolution, aber ich nahm zu dem so beliebten passiven Widerstand meine Zuflucht. Der passive Widerstand ist ja die Revolution der Schwachen. Der Meister und die Gesellen ließen dem alten Brauche getreu um fünf Uhr Morgens schon die Hämmer auf das Eisen klingen. Ich aber lag um diese Zeit in der Regel noch ruhig in meinem Bette, das in einer Kammer oberhalb der Werkstatt stand, und schlief. Erst durch das Gehämmer unten wurde ich geweckt. Dann fuhr ich rasch in die Kleider und eilte auf meinen Posten am Amboß. Der Weg dorthin führte mich am Standplatz des Meisters vorbei. Und sobald ich in die Nähe desselben kam, fügte es sich immer, daß irgend ein Theil der Außenseite meines Körpers, eines meiner Ohren oder ein Büschel Haare, dem würdigen Manne in die Finger gerieth, mit deren Hilfe er sich

einige Minuten lang in einer Weise damit beschäftigte, die seinem Wohlbefinden jedenfalls zuträglicher war als dem meinigen. Seitdem habe ich eine Abneigung gegen die alten Bräuche, nicht blos im Schlossergewerbe, sondern überhaupt; und immer, wenn ich von einem solchen höre, verspüre ich Schmerzen in den Haarwurzeln.

Das Alles ist jetzt anders geworden. Kein Meister zieht mich mehr an den Ohren, wenn ich später als um dreiviertel Fünf aufstehe. Und selbst wenn ich, meiner Gewohnheit getreu, zu spät auf die Probe komme, werde ich niemals vom Director gebeutelt. Man ersieht daraus, welche Vorzüge der schauspielerische Beruf vor dem Schlossergewerbe hat. Diese Erkenntniß hat sich auch in den Kreisen dieses letzteren Gewerbes schon seit Langem Bahn gebrochen. Alle Augenblicke kommt ein Jünger der eisernen Kunst zu mir und macht mich zum Vertrauten seines Entschlusses, lieber kein Schlossergesell, sondern erster Heldentenor an der Großen Oper oder Burgschauspieler oder vielleicht auch Operetten-Komiker werden zu wollen, letzteres allerdings nur in dritter Linie, da er mir, als altem Collegen, keine Concurrenz machen will. Wenn das so fortgeht, wird es bald keinen Hamlet mehr geben, der nicht in seiner Jugend überdrehte Thürschlösser reparirt hat.

Aber Recht haben sie, die guten Leute. Und ich freue mich ja auch rechtschaffen, daß ich nicht mehr Schlosser, sondern Schauspieler bin. Ein Mann, der so lange schlafen kann, wie er will! Freilich — mein jetziger Stand hat wohl noch einige andere Vorzüge vor meinem früheren. Aber das ist doch eine Hauptsache. Und ich erinnere mich, gerade das einmal besonders stark empfunden zu haben.

Es war in einem der ersten Jahre meiner Schauspieler-Laufbahn. Ich gehörte damals dem Ensemble des Salzburger Theaters an. Die Salzburger Schauspieler agirten zu jener Zeit während der Saison auf der Bühne des Ischler Sommertheaters. Das dauerte bis zum Schlusse des September; selbst wenn Ischl bereits von seiner lebenslustigen Sommerbevölkerung fast ganz verlassen war, wurde im Theater immer noch Abend für Abend munter gespielt. Denn für diesen letzten Monat zahlte der Erzherzog Franz Carl, der damals ständiger Sommergast in Ischl war, die Gagen der Schauspieler. Die Saison in Salzburg begann am 1. October; die letzte Vorstellung in Ischl fand am 30. September statt. Sogleich nach dem Schlusse der Vorstellung wurde die ganze Gesellschaft in Stellwagen gepackt, und fort ging's in derselben Nacht en pleine carrière nach Salzburg. Der Theaterdiener war schon am Tage vorangefahren und hatte Quartiere besorgt. So fand man denn, wenn man mitten in der Nacht in der

Stadt ankam, sein Zimmer bereit und hatte nichts zu thun, als aus dem Stellwagen heraus und in sein Bett hineinzusteigen. Am Morgen wurde dann rasch eine Probe abgehalten, und am selben Abend hob sich in Salzburg der Vorhang zur Eröffnung der neuen Saison, nachdem er in Ischl am Abend vorher über der alten gefallen war.

An jenem 30. September nun, von dem ich hier erzählen will — an die Jahreszahl erinnere ich mich nicht mehr genau — hatten wir wieder einmal die nächtliche Parforcefahrt nach Salzburg gethan. Die Stellwagen rasselten über das Pflaster und hielten an der verabredeten Stelle das Rendezvous, wo der Theaterdiener wartete. Dieser ging von Wagen zu Wagen und bezeichnete Jedem sein Haus, in dem er einquartiert war. Dann kletterte man schläfrig über den Tritt.

„Es ist kalt," sagte der erste Liebhaber und reckte unter fürchterlichem Gähnen seine Fäuste zum Vollmonde empor.

„Sehr kalt," bemerkte die komische Alte und suchte durch Stampfen auf dem Pflaster einen eingeschlafenen Fuß wieder zur Raison zu bringen.

„Weiß Gott — es ist kalt," constatirte seinerseits der Intriguant und schlug sich die Arme mehrere Male um den Leib, daß es schallte.

„Nein aber wie das kalt ist," flötete die Naive und hüllte sich fröstelnd fester in ihren grauen Reisemantel.

„Eine Bärenkälte!" äußerte treffend der komische und Heldenvater und stärkte sich nach dieser oratorischen Anstrengung aus einer geheimnißvollen Flasche, die verführerisch gluckste.

Und: „Kinder, ist Euch nicht kalt?" fragte schließlich vollkommen überflüssigerweise der Director, nachdem er mit vieler Mühe seine Ehehälfte mit sämmtlichen zu ihr gehörigen Hutschachteln aus dem Wagen geladen hatte.

Und da man insoweit in seinen Ansichten übereinstimmte, sich also kein Grund zu weiteren Verhandlungen bot, tauschte man einige Händedrücke aus und zerstreute sich in den angrenzenden Gassen.

„Kinder, vergeßt nicht: morgen um zehn Uhr ist Probe!" rief der Director noch den Davoneilenden nach. Dann nahm er die Frau Directorin unter den rechten Arm, die Hutschachteln in den linken und bewegte sich auch seinerseits vorwärts, während der Theaterdiener der imposanten Gruppe mit einer Laterne voranleuchtete.

Der Capellmeister und ich — wir blieben allein zurück. Es war der Capellmeister Anger, ein sehr tüchtiger Musiker und mir ein

lieber Freund; jetzt ist er, wenn ich nicht irre, am böhmischen Theater in Prag thätig.

Also wir blieben zurück. Denn das Haus, in dem wir Wohnung erhalten hatten, befand sich gegenüber von der Stelle, wo wir angekommen waren.

„Du, was thun wir jetzt?" fragte der Capellmeister.

„Jetzt geh'n wir schlafen. Es wäre Zeit, dächt' ich."

„Aber ich möchte gern noch etwas thun. Die Nacht ist so schön."

„Nun, so kannst Du ja noch auf den Untersberg kraxeln. Nimm Dir aber eine Landkarte mit, damit Du im Dunkeln den Weg nicht verfehlst. Ich gehe inzwischen schlafen."

„Ich möchte ja auch schlafen gehen, aber ich bin noch gar nicht müde."

„Komm' nur mit herauf. Ich sing' Dir ein von Dir componirtes Schlummerlied. Da wirst Du schon einschlafen. Oder nein, doch nicht. Denn der einzige Mensch auf der Welt, der bei Deiner Musik nicht einschläft, bist Du selber."

Inzwischen waren wir bereits auf das Haus zugegangen. Ich läutete an, und wir stiegen hinauf, nachdem der Hausmeister uns gesagt hatte, daß unser Zimmer im ersten Stocke belegen sei.

„Ich gedenke einen langen Schlaf zu thun," sagte ich in der Pose des Wallenstein und zog mir dabei die Stiefel aus (eine neue Nuance das, auf die ich Sonnenthal hier aufmerksam mache).

„Wird nicht so lange werden," brummte der Capellmeister, der schon im Bette lag. „Morgen Früh ist Probe."

„Aber erst um zehn Uhr. Ich schlafe jedenfalls bis fünf Minuten vor Zehn."

„Ich werde Dich schon früher wecken. Wenn Du nicht aufstehen willst, gieße ich Dir einen Krug Wasser über den Kopf. Wahrscheinlich werde ich so wie so die ganze Nacht wachbleiben. Ich bin gar nicht müde," sagte der Capellmeister, drehte sich auf die andere Seite und war eine Minute später eingeschlafen.

Auch ich that bald darauf das Gleiche. Es war zuerst ein fester, traumloser Schlaf. Dann aber begann mir allerlei tolles Zeug durch den Kopf zu spuken.

Ich war wieder Schlossergesell und stand in der Werkstatt. Da kam ein Diener herein: „Die Frau Gräfin hat sich den Schlüssel zu ihrem Schreibtisch gebrochen; sie läßt bitten, daß Jemand kommt und ihr das Schloß aufsperrt."

„Alexander, geh' Du!" sagte der Meister. Es war das eine große Niedertracht. Denn die Frau Gräfin hatte mich erst kürzlich in

Ischl spielen sehen, und ich war ihr auf ihren Wunsch vorgestellt worden, weil ich ihr so gefallen hatte. Der Meister mußte wohl wissen, wie peinlich mir diese Mission sein würde; aber dennoch zwang er mich dazu, der Schuft! Und ich mußte gehen, sonst bekam ich wieder nur Erdäpfel und kein Fleisch zu Mittag. Ich packte mein Werkzeug zusammen und ging.

Die Frau Gräfin empfing mich persönlich im Salon. Es war mir außerordentlich peinlich, so vor ihr stehen zu müssen, in Hemdärmeln und mit vorgebundenem Schurzfell. Ein Glück, daß ich mir wenigstens ein Paar weiße Handschuhe angezogen.

„Also Sie sind auch Schlossergesell," sagte sie erstaunt. „Das wußte ich ja gar nicht."

„Ja," stammelte ich verlegen, „hm . . . hm . . . in meinen Mußestunden . . . ein kleiner Sport . . ." Da ich aber sehr roth dabei wurde, bat ich sie, sie solle mir nur rasch den Schreibtisch zeigen.

Ich mühte und mühte mich an dem Schlosse ab, aber es ging nicht auf.

„Nun, das ist ja ganz natürlich," sagte die Gräfin. „Mit weißen Handschuhen kann man doch keine Schlösser aufsperren . . . Wissen Sie was: Lassen Sie das sein, und declamiren Sie mir lieber etwas vor!"

Ich stellte mich vor sie hin und begann den letzten Act aus „Wallenstein" zu citiren. Die Worte: „Ich gedenke einen langen Schlaf zu thun," sprach ich so gefühlvoll, daß ich selbst dabei einschlief. „Aber zu lange dürfen Sie nicht schlafen," rief mir noch die Gräfin in's Ohr. „Um fünf Uhr müssen Sie in der Werkstatt sein, sonst werden Sie gebeutelt." Und richtig — die Kukuksuhr schlug Fünf, und unter mir begann es zu hämmern und zu klopfen. Kalter Angstschweiß trat mir auf die Stirn. „Um Himmelswillen, die Leute unten sind schon an der Arbeit. Das wird eine schöne Geschichte werden."

Mit einem lauten Schrei erwachte ich. Der Tag dämmerte schon durch die Scheiben. Wahrhaftig — unter mir hörte ich das ominöse Gehämmer und Geklopfe. Noch vollständig von dem Wahne des Traumes befangen, sprang ich aus dem Bett und stürzte nach dem Stuhl, auf dem meine Kleider lagen. Hiebei stieß ich an einen Waschtisch, ein auf demselben stehender Krug fiel um und ergoß seinen gesammten Inhalt über den Kopf des Capellmeisters, dessen Bett daneben stand.

„Himmel und Hölle!" brüllte dieser, aus dem Schlafe auffahrend. „Bist Du verrückt geworden?"

Das brachte mich zur Besinnung. Ich drückte die Hand tief aufathmend auf das klopfende Herz. Gott sei gedankt — ich war ja kein Schlosser mehr, ich war ja Schauspieler, Schauspieler — und kein Meister der Welt hatte mir etwas zu sagen. Unten aber dauerte das Gehämmer fort. Der Theaterdiener hatte uns, ohne daß wir es wußten, in einem Hause einquartiert, in dessen Erdgeschoß sich eine Schlosserwerkstatt befand.

Nachdem ich den wüthenden Capellmeister mühsam getrocknet und beschwichtigt — ich sagte ihm, so müsse es allen bösen Menschen ergehen, die ihren Mitmenschen Wasserkrüge über den Kopf schütten wollen — legte ich mich wieder in's Bett — mit einem ganz unsagbar glückseligen Gefühl der Erleichterung. So gut geschlafen, wie an diesem Morgen, habe ich nie wieder in meinem Leben. Und zur Probe kam ich nicht zurecht, was auch nicht leicht gewesen wäre, da dieselbe auf zehn Uhr Morgens angesetzt war und ich erst um — drei Uhr Nachmittags aufwachte.

Alexander Girardi.

Ein Besuch bei Franz Liszt.

Lohengrin erzählt im dritten Act der gleichnamigen Oper Wagner's dem Könige und versammelten Volke aus der Umgebung, daß er „aus Glanz und Pracht" herkommt. Ich will gleich eingangs dieses kleinen Aufsatzes feststellen, daß ich derlei von mir nicht behaupten kann. Ich bin vom Storch in ein einfaches bürgerliches Haus gebracht worden und habe beim Erblicken dieser Welt derart mit Händen und Füßen gestrampelt, daß meine Angehörigen darin sofort meinen Befähigungsnachweis zum Clavierspieler erkannt haben. Ich bitte die verehrten Leserinnen und Leser nicht zu erschrecken. Ich werde sie nicht lange mit der „Einleitung" zu meiner Biographie belästigen, da doch derartige Beschreibungen sich zumeist ähnlich sehen. Man ist zuerst ganz klein, dann wird man entweder noch kleiner oder auch länger . . . Nur wenigen Auserwählten gelingt es — groß zu werden.

Ich lernte Clavierspielen bei Kullak in Berlin, dem ich für mein ganzes Leben die größte Dankbarkeit bewahren werde. Als ich ihm eines Tages die C-moll-Polonaise von Liszt vorspielte, nahm er mich beim Schopf — ich konnte mir damals diesen Haarluxus erlauben — blickte mir in die Augen und sagte dann: „Alfred, das müssen Sie Liszt vorspielen!"

Zwei Tage später befand ich mich in Weimar.

Daß mir das Herz zum Zerspringen klopfte, als ich die Hofgärtnerei betrat, wo der gigantische Mann, der Heros des Clavierspieles, residirte, wird man mir wohl glauben.

Liszt — Franz Liszt sollte ich sehen, sprechen, kennen lernen. Vor ihm sollte ich eine Probe meines Könnens ablegen. Es war dies ein ernster Moment in meinem Leben. Wenn mir der

„Meister“ ein Todesurtheil spricht? Wie der Wanderer nach langer, banger Wanderung über sonnenverbrannte Steppen nach einem Trunke frischen Wassers verlangt, so lechzte ich nach einem Worte aus dem Munde des Gestrengen.

Und dieses freundliche Wort wurde gesprochen. Ich war glücklich, ich war selig.

Liszt empfing mich sehr liebenswürdig. In seiner Gesellschaft befanden sich Rafael Josephy und Georg Leitert. Nachdem die ersten begrüßenden Worte gewechselt waren, lud der Clavierriese mich, den Clavierzwergen, zum Spielen ein. Ich sandte ein Stoßgebetlein zum Himmel und trug des Meisters C-moll-Polonaise vor.

Meine Leistung muß keine unebene gewesen sein, denn Liszt hörte mir mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Als ich meinen Vortrag beendet hatte, trat er aus der Fensternische, wo er meinem Spiele gelauscht, hervor und kam direct auf mich zu.

„Wo haben Sie das da spielen gelernt?“ fragte mich der Meister.

„Bei Kullak,“ antwortete ich schüchtern.

„Nicht übel, gar nicht übel! Lernen Sie fleißig weiter, haben das Zeug in sich, etwas zu werden. Bin zufrieden!“

„Bin zufrieden!!“

Der Zauberklang dieser zwei Worte ist heute, nach zweiundzwanzig Jahren, noch nicht verrauscht. „Bin zufrieden,“ hatte der Koloß zu mir, dem kleinen Clavierpaukerchen, gesagt. Ich schwur mir einen heiligen Eid zu, dem gottbegnadeten Manne dereinst noch mehr Lob zu entlocken, einen besonderen Ehrgeiz darein zu setzen, von ihm einst die Worte zu hören: „Bin sehr zufrieden!“

Acht Jahre später traf ich mit Liszt im Hause des Grafen Seilern in Wien zusammen. Der musikliebende Cavalier hatte eine glänzende Soirée veranstaltet, zu welcher der Clavierprophet von Weimar, Saint-Saëns und die musikalischen Koryphäen Wiens — ich rechnete mich nicht dazu — geladen waren. Unvergeßlich wird mir der Vortrag der Kreutzer-Sonate von Beethoven durch Liszt und Josef Hellmesberger bleiben.

Als gegen Mitternacht der Meister meiner ansichtig wurde, verließ er die Gruppe, in welcher er im Gespräche geweilt, und trat rasch auf mich zu.

„Ah, sieh' da, Herr Grünfeld“ — sagte er freundlich lächelnd. „Wie geht's mit dem Clavierspiel?“

„Ich lerne fleißig,“ antwortete ich.

„Recht so, nur immer lernen, man lernt nie aus. Sie werden uns doch wohl auch etwas zum Besten geben.“

„Nach Ihnen . . . Meister . . . unmöglich!“

„Ach was, ich bin ein ausgedienter Kammerdiener der Musik,“ fiel Liszt lachend ein, „jetzt muß die Jugend d'ran. Besuchen Sie mich morgen.“

Selbstverständlich folgte ich dieser liebenswürdigen Einladung, bei welcher Gelegenheit ich Liszt die Bitte vortrug, ein einziges Stück von ihm hören zu dürfen. Er ließ sich nicht lange bitten. Mit einem Ruck hatte er den Deckel des Flügels aufgeschlagen, und schon saß er am Clavier. Er spielte den Epilog zu der von ihm componirten symphonischen Dichtung „Tasso“.

Ich saß mit angehaltenem Athem da und blickte unverwandten Auges hin auf seine Finger, die über die Tasten flogen.

„Was sagen Sie zu dieser Composition?“ fragte mich der geniale Vortragsmeister — „nicht wahr, eine Herausforderung zum Zischen, eine Einladung zum Poltern? Sie werden es schon in der Zeitung lesen, daß die ganze Geschichte nichts taugt.“

Dann bot er mir eine Cigarre zum Rauchen an. Ich nahm dankend eine und bat, dieselbe mir zum ewigen Angedenken aufbewahren zu dürfen.

Ich besitze diese Cigarre heute noch.

Ich habe bereits erzählt, daß ich unverwandt Liszt's Hand beobachtete. Der Meister hatte dies bemerkt und meinte: „Sie sind erstaunt, daß ich so knochige, lange Finger habe und daß man trotzdem meinen Anschlag lobt. Sehen Sie, das ist ein weitverbreiteter Irrthum, daß die langen Finger eine gute Clavierhand machen. Zum Clavierspielen gehören eigentlich fleischige Finger, oben fettgepolstert. Ich wünschte mir Fettpolster an den Fingerspitzen. Rubinstein hat solche, daher ist auch sein Anschlag ein so singender.“

Liszt erneuerte seinen Wunsch, die C-moll-Polonaise noch einmal von mir zu hören. Ich entsprach freudig seinem Verlangen und erntete lebhaften Beifall.

Der Meister wendete sich zu mir mit folgenden Worten: „Sie haben schöne Fortschritte gemacht, und ich prophezeie Ihnen eine Zukunft. Sie gehören zu jenen Begnadeten, unter deren Fingern man das Holz des Clavieres vergißt. Sie machen es zum Gesangs-Instrument.“

Mit hochgerötheten Wangen hörte ich dieses Lob.

„Sie werden Ihren Weg machen,“ fuhr Liszt fort — „aber machen Sie sich auf Eines gefaßt: Wenn Sie aus Reih und Glied heraustreten, werden die Frösche im Sumpfe Sie anquacken. Aber machen Sie sich nichts daraus. Ich habe das auch erfahren.“

Ich könnte noch manches interessante Wort des Meisters berichten. Ich will Eines heute beherzigen: „Wenn Sie spielen, thun Sie dies nicht allzu lange. Musik ist wie gewisse Medicinen: kleine Dosen.“

Auch mit der Schriftstellerei soll es so sein, und deshalb schließe ich für heute.

Alfred Grünfeld.

„Martha."

Es ist nicht so sehr der Mangel an Stoff zum Erzählen, der mich rathlos, die Feder in der Hand, in's Leere starren oder meine Blicke zerstreut auf den Gegenständen meines Schreibtisches haften läßt, als die Frage: Was ist werth genug, vor einem größeren Publicum erzählt zu werden? Ich grolle in dieser Muthlosigkeit ebensosehr der Liebenswürdigkeit, die diese Schreibanforderung an mich stellte, als ich meine zaghafte Ungeschicklichkeit verwünsche. Ja, was soll ich schreiben? Für ein sensitives Naturellist so eine Art von Selbstbiographie nicht leicht. Sie macht so oft den Eindruck von Prahlsucht und Eitelkeit oder auch den einer allzu großen Bescheidenheit, die doch nicht geglaubt wird und der man achselzuckend das bekannte „Fishing for compliments" entgegnet; auch ist es dritten Personen oft nicht genehm, vor die Oeffentlichkeit zu kommen; dann die begründete Furcht, zu langweilen — kurz, denkt man nach, so wäre Schweigen auch in diesem Falle — wie in so manchem anderen — das Rathsamste. Aber — ich habe versprochen, und viel nachdenken ist ja nicht meine Art. Also rasch zur Sache.

„Schreiben Sie," sagte der charmante Herr Redacteur, „eine hübsche Episode aus Ihrem Leben, am besten eine recht lustige, ganz einfach und ungeziert."

Ja, aber was? Da stehe ich schon wieder — nach vielen unnützen Worten — vor dem entsetzlichen Dilemma! Doch halt, nicht ich will entscheiden — der Zufall soll es thun; dann bin ich eigentlich der größten Verantwortlichkeit enthoben.

Und weißt Du, lieber Leser oder reizende Leserin, wie ich das

mache? Ich thue das öfters — und werde es noch ferner thun, selbst auf die Gefahr hin, Du könntest es unvernünftig finden — wenn ich nicht weiß, wie ich in einer Sache entscheiden soll. Ich schreibe Zettelchen, meistens mit Ja und Nein, falte sie zusammen, schüttle sie, ziehe dann einen, und der gezogene gilt als Orakel. So will ich's auch heute machen.

Ich schreib' ein paar Schlagworte, welche Episoden meines Lebens bezeichnen, auf ebensoviele Papierstreifen, und nun — Zufall, entscheide!

Da habe ich einen mit „Martha" beschrieben gezogen, und natürlich finde ich nun, wo der Würfel der Entscheidung gefallen, jede andere Episode besser. „Lustig" ist sie nicht, „hübsch"? — hm! — weiß nicht — aber der Zufall hat gesprochen, und ich muß folgen.

Es war in Hamburg, wo ich meine ersten Künstlersporen verdiente, und zwar am Thaliatheater, beim lieben „Papa Maurice", wie ihn all seine Kunstkinder nennen, die mit begeisterter Verehrung an ihm hängen. Ich sage es mit Stolz, ich war nicht nur „enfant chéri" des Directors, sondern auch der erklärte Liebling des Publicums, und wenn ich das hier ausspreche, so wird man es nicht Eitelkeit schelten, weil es mich mit so dankbarer Freude für alle Zeiten erfüllt. Ich wurde wie ein verhätscheltes Kind behandelt, geliebt und sehr verzogen, und zwar nicht allein vom Publicum, sondern auch im Hause der charmanten Familie G., wo ich, ganz kurz erst vom elterlichen Hause entfernt und fast noch Kind, eine zweite Familie fand, die das „Gör" sehr lieb hatte und ihm jede Laune nachsah. Wird man es mir verargen, daß ich dadurch sehr übermüthig wurde und Streiche verübte, die eher für einen Gymnasiasten paßten als für ein junges Mädchen? Des Abends an den Hausthüren klingeln, Schilder verwechseln, von kleinen Buben auf Handschlitten mich in's Theater fahren lassen, als Knabe verkleidet Abends durch die Gassen laufen, mit Orangeschalen und Bonbons — ich erhielt damals schrecklich viel Bonbons — auf die Vorübergehenden werfen oder mit Wasser sie bespritzen, reiten und schießen — der berühmte, jüngst verstorbene Bassist Carl Formes schoß mir einmal einen Thaler aus der Hand — u. s. w., u. s. w., all das amüsirte mich höchlichst. Es gab wohl manchmal im Hause eine kleine Scene, wenn zu viele Klagen über „unweibliche Streiche" laut wurden, und mein liebenswürdiger weiblicher Mentor schüttelte besorgt den Kopf; doch im großen Ganzen fand man diese Kindereien „genial", lachte dazu und ließ mich gewähren.

In der Familie G. befand sich auch ein junges Mädchen, eine

weit entfernte Verwandte und Waise, welche nach dem Tode ihrer älteren und einzigen Schwester bis zu einer passenden Unterkunft im Hause aufgenommen worden war. Sie sollte mit dem Erbtheil, das ihr zugefallen, ein kleines Weißwaarengeschäft beginnen, wozu man einen männlichen oder weiblichen Compagnon suchen wollte. Es war deshalb eine darauf bezügliche Annonce in einer der gelesensten Zeitungen erlassen worden, und als Antwort kam der Bescheid, daß ein Compagnon sich gerne fände, der sogar bei gegenseitigem Gefallen in nähere Beziehungen zu dem Fräulein treten und Compagnon für's Leben werden wolle. In der Expedition des Blattes waren Wohnung und Name des Betreffenden zu erfahren. Letzteren nenne ich natürlich nicht, und die Straße ist auch von wenig Interesse, umsoweniger, als sie vor nicht langer Zeit den durch den Zollanschluß bedingten neuen Hafenbauten weichen mußte und zerstört worden ist. Es ward nun beschlossen, den möglichen Freier in spe in seiner Wohnung aufzusuchen, um dadurch ein Bild seines Lebens und Seins zu gewinnen. Aber die Hauptperson in dieser Sache, Fräulein Gretchen, verhielt sich derselben ablehnend gegenüber, seit von möglicher Heirat die Rede, denn ihr Herz war schon verschenkt, und sie wollte von der geplanten Entrevue nichts wissen. Ich zürnte ihr sehr darob; nicht daß sie nicht heiraten wollte, das war mir ganz gleichgiltig, aber daß sie die Wohnung nicht einmal sehen wollte! War es doch eine bei mir beschlossene Sache, daß ich sie begleiten würde. Die Wohnung lag in einem der engwinkeligen, düsteren Gäßchen Alt-Hamburgs, dort, wo ein großer Theil des hübschen Theaterromans „Charlotte Ackermann" spielt, und dorthin zu gehen war ja mein stiller Wunsch. Allein durfte ich das nicht, denn es gab in dieser Gegend viel betrunkenes, rohes Gesindel; aber nun, wo sich eine so gute Gelegenheit fand, in Begleitung zu gehen, sollte sie nicht benützt werden. Es war abscheulich. Doch Gretchen blieb fest. Was wußte das „phantasielose Ding" auch von Charlotte Ackermann, von ihrer Liebes- und Leidensgeschichte, vom schönen Dänen Sylburg, von der armen Bertha, von „Kugelfort" 2c. 2c.

Ich konnte sie nicht überreden, wollte aber meine Idee, eine so interessante Excursion zu machen, auch nicht fallen lassen, und so fiel mir etwas Anderes ein. Meinen Bitten — ich glaube, es flossen auch ein paar Thränen — gelang es, das Ehepaar G. zu bestimmen — mich statt Gretchen mitzunehmen. Ich jubelte, als mein Plan Genehmigung fand, und so traten wir denn eines Abends unsere Promenade in heiterster, übermüthigster Stimmung an. Herr und Frau G., ein junger Schwede, der ein Freund des Hauses und Ge-

nosse meiner meisten tollen Streiche war, und ich — im kleidsamen Kattunkleidchen des Hamburger Bürgermädchens — als Pseudo-Gretchen.

In einer der kleinen, engen Straßen auf dem Weg zum Hafen, diesem Schauplatze des regsten, buntesten Lebens, suchten wir nach der bezeichneten Wohnung. Wir fanden sie nach längerem Umherirren, während welchem meine Phantasie, auf das Lebhafteste angeregt, in Bildern vergangener Zeiten und im Genuß der spannenden Situation des Momentes schwelgte. Ein schmaler, dunkler Aufgang und eine schlechte Wendeltreppe, an der man sich mehr hinauftappen mußte, führte zur Behausung des Herrn B. Nach wiederholtem Klopfen öffnete uns eine sehr reinlich gekleidete alte Frau, die uns freundlich begrüßte und näher treten hieß. Auf Befragen nach Herrn B. führte sie uns in ein kleines Zimmer, luftig und licht, das im Contrast zur finsteren Treppe umso freundlicher erschien und die Aussicht auf die Dächer des Nachbarhauses und auf einen Theil des Hafens mit seinem Mastenwald hatte.

„Herr Leopold ist nicht zu Hause, wird aber bald heimkehren, denn die Arbeitsstunde ist ja zu Ende.“

Ich musterte neugierig das Zimmer. Die untergehende Sonne hatte es mit rothem Glanz übergossen und hauchte einen poetischen Schimmer darüber. Es war das Bild der Ordnung und Sauberkeit, und Frau Charlotte — unter diesem Namen stellte sich die Hausfrau uns vor — hätte nicht so ängstlich mit ihrer weißen Schürze über die Commode zu wischen gebraucht; sie war ganz blank, und es war augenscheinlich, daß die gute Frau im größten Unfrieden mit Staub und Unordnung leben mußte. Diese Details frappirten übrigens mehr meine Begleiterin, welche auch den gehäkelten weißen Gardinen und Tischüberzügen volle Anerkennung spendete, während ich den Inhalt eines Glasschränkchens musterte, wo das Modell eines Schiffes, einige schöne Muscheln, ein paar Tassen, Porzellanfiguren und andere Erinnerungen sich befanden. Ueber dem Divan — zugleich Bett — hing die Photographie einer alten Frau, und dieser mit gestreiftem Kattun überzogene Divan füllte den größten Theil des Raumes; daneben ein paar Stühle und eine große Commode, auf welcher einige Bücher und ein Körbchen mit Orangen.

Im gemüthlichsten Tone und dem mir, der Südländerin, nicht leicht verständlichen Plattdeutsch begann die Frau, nachdem wir Platz genommen, abermals die Entschuldigung, daß es nicht „rein“ genug hier aussehe — auch das strengste Auge konnte nichts Unordentliches entdecken — und daß Herr B. nicht zu Hause. O, er sei so „ein

ordentlicher Mensch", kein Wirthshausgeher, und — mit einem Seitenblick auf mich — seine „Hausfru" werde gewiß recht glücklich mit ihm werden; dem „söten Frölen" werde er gewiß gefallen; freilich wäre sie noch etwas delicat und wohl noch sehr jung zum Heiraten.

„Verstehen Sie denn auch wohl viel von der Wirthschaft?"

Ueber diese Frage wollte der junge Schwede, der als mein Bruder vorgestellt worden und dem es nun einen Hauptspaß machte, mich „als Bruder" duzen zu können, sich halb todt lachen.

„Ja, Eier kann sie kochen, aber sie weiß nie bestimmt, ob sie hart oder weich werden," sagte der entsetzliche Junge; doch Frau Charlotte meinte begütigend: „Nu, nu, das Fräulein war wohl „in's Geschäft" und hatte da zu häuslichen Arbeiten wenig Gelegenheit."

Nach weiteren Lobsprüchen über Herrn Leopold wurden wir auch nach und nach mit den Erlebnissen seiner Hausfrau bekannt, die mich weit weniger interessirten als ein amerikanischer Dampfer, der pfeifend und in schwarze Rauchwolken gehüllt den Weg aus dem Hafen nahm.

Endlich hörten wir Tritte auf der Treppe; es war der Erwartete. Er blieb, so viel Besuch in seinem Zimmer nicht erwartend, einen Moment unter der Thür stehen, die seine hohe, breite Gestalt fast ausfüllte: ein frischer, hübscher Bursche mit braunem, dichtem Haar und Backenbart, der weit eher den Eindruck eines Matrosen als den eines Fabriksarbeiters machte; das Hübscheste an ihm, seine großen dunkelblauen Augen, schauten Einen mit einer Offenheit und Ehrlichkeit an, die augenblicklich für ihn einnehmen mußten. Ein bischen linkisch begrüßte er uns, und als „Fräulein Gretchen" mit ihm bekannt gemacht wurde, ward er dunkelroth — und Fräulein Gretchen nicht minder. Ehe er uns die Hand reichte, bat er um die Erlaubniß, sich dieselbe waschen zu dürfen, „denn man ist schmutzig, wenn man den ganzen Tag in der Fabrik war".

Bald begann eine ganz gemüthliche Unterhaltung. Leopold war durchaus nicht ungebildet, hatte „Schule besucht", war dann ein paar Jahre mit seinem „Onkel Captän", von dem er auch noch etwas zu erwarten hatte, über See gewesen, aber seiner kranken Mutter wegen zurückgekehrt und arbeitete nun in einer Maschinenfabrik.

Er machte Herrn und Frau G. mit seinen Aussichten und Plänen bekannt, sprach so einfach, herzlich, natürlich und gescheit, daß ich immer stiller und nachdenklicher wurde und mich die Lustigkeit des kleinen Schweden, der sich übrigens mehr Spaß von der Situation erwartet hatte, mehr froissirte als amüsirte.

„Ihr Bruder, Fräulein, ist Ihnen aber gar nicht ähnlich, auch in der Sprache nicht," meinte Herr Leopold.

„Er soll auch über See nächstens," sagte ich, die Bemerkung umgehend, „und es wird ihm gut thun!"

Darüber wollte sich nun der übermüthige Junge wieder vor Lachen ausschütten, hatte plötzlich den Gedanken, wir müßten Alle ein Glas Sherry zusammen trinken, und wie ein Blitz schoß er zur Thür hinaus, mit den Worten: „Ich hole einen!"

Herr und Frau G. ließen in aller Liebenswürdigkeit die Biographie von Frau Charlotte und allen ihren Angehörigen über sich ergehen; ich saß mit Leopold etwas abseits und — darüber täuscht man sich ja selten — hatte das Gefühl, daß ich ihm gefiel.

Er erzählte von seiner Mutter, die ihm Alles auf der Welt sei und die sich so sehr freuen werde, mich kennen zu lernen, von einem Bruder, den er verloren, von Amerika, wo es ihm nicht gefallen, „wir Deutsche sind so ganz anders" — vom Leben auf der See und seinen Gefahren, von Schiffen, kurz, in buntem Wirrwarr Alles durcheinander, so daß ich meine volle lustige Laune bald wieder hatte, ganz auf die Komödie, die wir mit dem lieben Menschen spielten, vergessend.

„Gehen Sie auch in's Theater?" fragte ich ihn.

„Nicht oft, es ist zu theuer."

„Und in welches Theater gehen Sie?"

„Nach Altona, und da spielen sie sehr schön. In Hamburg war ich nur einmal; es ist weit, und wir sehen das Alles ja auch in Altona."

„Und waren Sie auch schon einmal verliebt?" fragte ich neckend.

„Drüben hätte mir Eine gefallen, aber es war nicht das Rechte." Er stockte und sagte etwas leise: „Sie, Fräulein Gretchen, könnte ich r e c h t l i e b h a b e n! U n d — S i e?" Das sagte er in so einfacher, herzlicher Weise, daß es mich eigenthümlich ergriff. In peinlichster Verlegenheit stammelte ich: „Ich weiß nicht!"

Dann entstand eine lange Pause, und hilfesuchend blickte ich nach Herrn G., der so etwas ahnen mochte, näher trat und dadurch meiner Verlegenheit ein Ende machte.

Nach kurzer Zeit kam auch der kleine Schwede mit seiner Flasche Sherry zurück; er hatte auch mehrere Gläser gekauft, in der Voraussicht, es würden zu wenige da sein, was Frau Charlotte durch das Bringen von sechs Gläsern sehr würdevoll dementirte. Die Lampe war angezündet worden; das kleine Zimmerchen athmete

trotz seiner Einfachheit einen Hauch von Behaglichkeit aus, der wohlthätig und anheimelnd wirkte; aber meine unbefangene Laune war verflogen; Leopold war schweigsam geworden, und nun mahnte auch ich, die früher Herrn G.'s Andeutung, daß es nun aber doch Zeit zum Gehen, überhört hatte, zum Aufbruch. Leopold sprach noch Einiges leise mit Herrn G.; wie ich später erfuhr, war es, daß er jede Bedingung des Compagnongeschäftes eingehe, wenn sie ihm zu erfüllen möglich sei. Ich vermied es, ihn, den arglos Getäuschten, anzusehen und hielt mich an Frau Charlotte; aber er fand doch noch beim Abschied Gelegenheit, mir zuzuflüstern: „Nicht wahr, Fräulein Gretchen, ich sehe Sie bald wieder?" und, mir die Hand drückend, daß sie mich schmerzte: „Sie müssen wieder kommen!"

Ich kam nicht wieder.

Herr G. schrieb dem jungen Manne — natürlich ohne Nennung eines Namens — daß die geplante Sache gescheitert sei, Gretchen von Hamburg wegkäme, überhaupt andere Dispositionen getroffen worden seien. Darauf erschien in dem Journal, das die erste Annonce enthalten, die Bitte: doch einen poste restante-Brief in Empfang nehmen zu wollen, und dieser Brief war so herzlich und rührend geschrieben, so voll noblen Gefühles, so vertrauend, keine Täuschung argwöhnend, daß es wahrlich nicht erst der Anderen bedurfte, um mich aufmerksam zu machen, daß das kein „lustiger, hübscher Scherz" gewesen.

Der tolle, kleine Schwede ließ nun natürlich keine Gelegenheit vorübergehen, ohne mich zu necken, meinte, ich hätte ja ganz die Oper „M a r t h a" in's wirkliche Leben übertragen, nannte mich mit diesem Namen und rächte sich — da er geloben mußte, vom „Martha-Abenteuer" nicht zu plaudern — wenigstens dadurch, daß er mir so oft als möglich die Melodie des bekannten Volksliedes aus „Martha": „Letzte Rose" 2c. 2c. vorpfiff und vom „unglücklichen Lyonel" schwätzte. Aergerlich verwies ich ihm die „schlechten Witze" und sprach nicht mehr von der „dummen Sache"; aber manchmal sah ich in der Erinnerung Leopold's ausdrucksvolle blaue Augen und dachte: ob er wohl böse auf Gretchen sei. Charakteristisch ist es wohl, daß ich ihn dem wirklichen Gretchen nicht mehr gegönnt hätte. —

Wochen waren vergangen. Meine Thätigkeit am Thaliatheater beschäftigte mich vollauf; allabendlich umrauschte mich Beifallsjubel, ich war glücklich, geliebt und gefeiert zu sein, und hatte das kleine Abenteuer schon wieder vergessen.

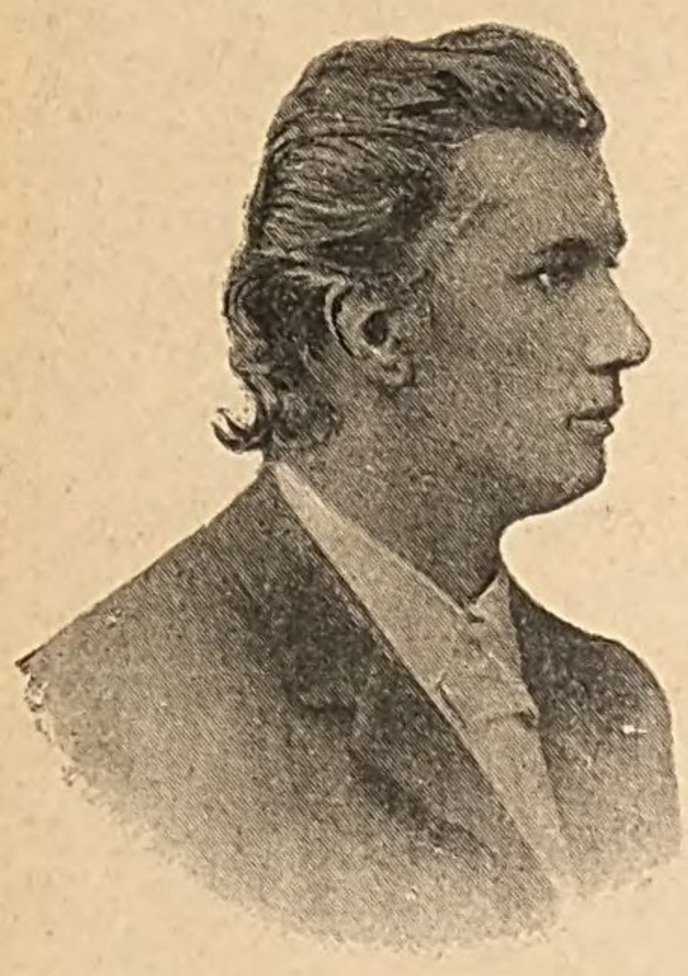
Eines Nachmittags ritt ich in lustiger Gesellschaft längs der Elbufer, und in gehobener Reitstimmung lachte und jubelte ich laut.

Plötzlich erhebt sich, wie aufgeschreckt vom Klang meiner Stimme, eine Gestalt von einer Bank; er war es; unsere Blicke begegnen sich. Er stutzt, springt auf, setzt sich aber gleich darauf wieder nieder und verfolgt seine Lectüre.

Hatte er mich erkannt? Ich weiß es nicht. Ich wendete mich nicht um, sprengte mein Pferd in Galopp und — schämte mich.

Fifi Goßmann (Gräfin Prokesch-Osten).

Meine literarische Berühmtheit.



Mit einem aus geziemender Scham und freudiger Genugthuung gemischten Gefühl habe ich neulich die Bemerkung gemacht, daß ich nun endlich doch anfange, berühmt zu werden. Ich hatte mir dies erst leichter, dann aber wieder viel schwieriger gedacht, als es thatsächlich ist. In jener, ach so fern hinter mir liegenden, himmelstürmenden Jugendzeit, in welcher ich den Jean Paul las und mit jedem Morgenroth einen frischen Helden in meiner Brust fühlte, nahm ich es freilich mit allen Göttern und Genien der Menschheit auf und zweifelte nicht im Geringsten daran, daß ich binnen zwei oder drei Jahren die sichere Anwartschaft auf die Unsterblichkeit verbrieft in der Tasche haben würde. Anfangs schien mir die Wahl frei zu stehen zwischen Alexander dem Großen und Goethe oder Schiller. Da jedoch mein Vater nicht König von Macedonien, sondern nur ein kleiner Beamter war und das langsame Avancement bei der Armee meinen ehrgeizigen Wünschen nur mäßige Förderung versprach, ließ ich den Eroberer fallen und stürzte mich mit doppelter Wuth auf die Literatur.

Ich hatte es bald heraus, daß es nichts Bequemeres gäbe, als nach dem trefflichen Recept: „Reim' Dich oder ich fress' Dich" zwischen zwei auf gleichlautende Endungen ausgehenden Wörtern irgend ein gewagtes Verhältniß herzustellen, und spornte meine Phantasie zu ungeahnter Thatkraft an. Tag und Nacht saß ich und spielte, anstatt mich um meine Schulexercitien zu kümmern, mit Silben und Klängen, wie andere Knaben mit bunten Bohnen oder Bleisoldaten spielen. Um Stoff für meine Gedichte war ich nie verlegen. Ohne noch zu wissen, daß diese Gattung von Poesie bei den Deutschen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts mit Vorliebe gepflegt wurde, versuchte

ich mich in Lob- und Wunschreimen auf würdige und ansehnliche Standespersonen, unter denen eine zahlreiche Verwandtschaft nach Gebühr die ersten Plätze einnahm. Kein Geburtstag, keine festliche Gelegenheit verging, bei welcher ich nicht mein auf alle Gangarten eingerichtetes Musenrößlein getummelt hätte. Einen seltenen Grad von Tactgefühl verrieth ich darin, daß ich die männlichen Verwandten immer in heroischen, bockbeinigen Hexametern andonnerte, während ich den Tanten und Basen mit windelweichen lyrischen Maßen schmeichelte. Beinahe noch größeres Vergnügen als das Dichten selbst gewährte mir das Abschreiben meiner Versuche. Ehe ich nicht ein und dasselbe Gedicht wenigstens zwölfmal in rother, blauer und schwarzer Tinte auf sauber beschnittenen Zetteln vor mir sah, hatte ich keine Ruhe. Dann legte ich ganze Sammlungen meiner Verse an und sorgte dafür, daß meine sämmtlichen Werke in verschiedenen Ausgaben — Schreibheften in Quart, Groß- und Kleinoctav — vorhanden waren. Mit besonderem Entzücken betrachtete ich eine Miniaturausgabe in Duodez, welche ich aus einem blauliniirten Notizbuche gewonnen hatte. Allmälig schritt ich von den Ehren- und Festreimen zu galanten und verliebten Oden fort, die zwar nicht so einträglich waren wie die häufig mit einigen Silberlingen aufgewogenen Geburtstagscarmina, dafür aber meinen Dichterruhm in der ersten und zweiten Classe einer Mädchenschule geschwätzig verbreiteten. Hiedurch wurde meine Ehrsucht noch mächtiger angefacht, und ich brannte darauf, mich gedruckt zu sehen.

Vergebens suchte mich ein mitdichtender Freund zu beschwichtigen. Der Gute verdient es, als ein rührendes Beispiel edler Entsagung namentlich angeführt zu werden. Er hieß Haschke, trug eine schwarze Hornbrille und pflegte seine Gedichte gleich nach ihrer Entstehung dadurch unschädlich zu machen, daß er sie in eine, rundum fest und sicher verklebte, riesige Hutschachtel schob, welche er durch einen Einschnitt des Deckels in eine Art von Sparcasse umgeschaffen hatte. Gibt es eine einfachere, sinnigere und heilsamere Vorrichtung für angehende Lyriker, als eine solche Hutschachtel? Ich kann diesen, zwar nicht feuer-, aber kritikſicheren, verschwiegenen Schutzbehälter allen Interessenten nicht dringend genug empfehlen. Damals freilich nannte ich den genialen Erfinder dieses lyrischen Erbbegräbnisses einen grausamen Mörder, der die eigenen Kinder zum Lebendigeingesargtwerden verurtheilte. Mich überlief es kalt, sobald ich die verhaßte Schachtel von Weitem sah, und ich eilte dann beschwingten Schrittes in das Lesezimmer der entlegenen Conditorei, welche mich zu ihren wöchentlichen Stammgästen zählte. Dort gab es delicate, mit Mandeln und

kleinen Rosinen gespickte Apfelkuchen, dort gab es ferner ein hübsches, braunäugiges Kind, welches geheimnißvoll lächelnd diese Kuchen höchst zierlich auf mattgeschliffene Glasteller zu legen verstand, und dort gab es auch ein halbes Dutzend illustrirter Zeitungen, in deren majestätische Spalten sich zuweilen etwas Gereimtes, Vier- oder Achtzeiliges, Empfindsames, Niedagewesenes verirrte. Aus dem „Briefkasten der Redaction“ hatte ich entnommen, daß auch andere Leute als Geibel und Freiligrath sich mit ihren Versen an jene papierenen Ungeheuer heranwagten. Ja, von einem mir dem Aussehen nach bekannten Manne ging die fabelhafte Sage, daß die „Gartenlaube“ einmal eines seiner Gedichte in ihren Text aufgenommen hätte. Man denke: die „Gartenlaube“! So hoch verstiegen sich meine Hoffnungen nicht. Ich baute auf den anspruchsloseren Sinn eines unscheinbar aussehenden Familienblättchens und durchsuchte Sonntag für Sonntag die Correspondenz auf der letzten Seite, um über das Schicksal des Manuscripts, welches ich eingesendet hatte, Gewisses zu erfahren. Endlich — die Buchstaben tanzten mir vor den Augen — empfing ich den beseligenden Bescheid, daß man eines meiner dreißig Gedichte (das kürzeste) gelegentlich bringen werde. Ich bestellte noch eine Portion Kuchen, schnitt die kostbare Notiz mit dem Federmesser heraus und schwebte wie auf Wolken nach Hause.

Nun war das Eis gebrochen, und ich befand mich ohne Zweifel auf dem besten Wege, eine literarische Berühmtheit zu werden. Ach, der Weg war lang und mit unzähligen Apfelkuchen gepflastert! Neun Monate hindurch stellte das Familienblättchen meine Geduld auf die Probe. Jeder neue Sonntag, an dem ich leer ausging, verdarb mir die ganze kommende Woche, die Nacht vom Samstag zum Sonntag verbrachte ich immer schlaflos, und mit heimlichem Neide sah ich Freund Haschke zu, wie er froh und zufrieden die Erzeugnisse seiner Muse in die Schachtel steckte. Schon gab ich jeden rettenden Gedanken auf, hing die Harfe an die Weiden und gelobte mir, nie mehr in die braunen Augen der schönen Conditorstochter zu blicken. Aber am nächsten Sonntag saß ich richtig wieder an dem runden Marmortischchen, löffelte von dem Glasteller mit dem Apfelkuchen das süße Gift meiner Hoffnung ein und schielte zu dem Nachbar hinüber, der das Familienblättchen in der Hand hielt. Großer Apollo und alle heiligen Neun! — das Gedicht war da, und mein Name stand darunter. Vor freudigem Schreck ließ ich den Löffel fallen und beobachtete dann den Eindruck, den meine Verse auf den fremden Leser machen würden. Der Barbar schenkte ihnen gar keine Aufmerksamkeit, sondern gähnte und warf das Journal zu dem Haufen

der anderen Blätter. Zitternd langte ich darnach, las das Gedicht, obwohl ich es auswendig wußte, etwa hundertmal hintereinander durch, betrachtete es dann mit liebevollen väterlichen Blicken, erkannte, daß es den übrigen Inhalt des Journals beiweitem überrage, und verschlang dabei einen Apfelkuchen um den anderen.

Das schlaue Conditorskind verstand sich trefflich auf den Vortheil seines Geschäftes und stellte mir gleich immer wieder einen gefüllten Teller hin. Da ich beschlossen hatte, das weitere Schicksal meiner Verse abzuwarten, blieb ich im Lesezimmer sitzen, bis der letzte Gast sich verlief. So viele ihrer an die Lectüre des Familienblattes gingen, keiner würdigte meine seelenvollen Strophen auch nur eines flüchtigen Ansehens. Wie furchtbar prosaisch ist doch die Welt, dachte ich und zerbiß ein paar übrig gebliebene Rosinen. Und dennoch zweifelte ich nicht daran, daß das innige „Du thust mir weh, mein Lieb!“ — so nämlich begann mein schmerzliches Poem — bald seinen Componisten finden und melodiebeschwingt von Mund zu Mund fliegen würde. „Bitte, Fräulein, lesen Sie doch dieses Gedicht und sagen Sie mir ehrlich, wie es Ihnen gefällt,“ begann ich mit heiserer Stimme, als ich der Mamsell mein ganzes Taschengeld, einen harten Thaler, für die fünfzehn von mir verzehrten Apfelkuchen in die Hand drückte. Die braunen Augen blitzten mich schelmisch an, dann glitten sie über das Blatt. Doch, was ist das? Die erste Zeile anschauen, roth werden, die Zeitung wegschleudern, hinter den Ladentisch in's Verkaufslocal laufen, das Taschentuch vor's Gesicht halten und in ein krampfhaftes Gelächter ausbrechen, war bei dem Fräulein das Werk eines Augenblickes. Befremdet hob ich das Blatt vom Boden auf und starrte hinein — gerechter Himmel, wo hatte ich nur meine Augen gehabt, daß mir so etwas entgehen konnte!? Da stand ja klar und deutlich zu lesen: „Du thust mir weh, mein L e i b!“ Schreckliches, in jenem Augenblicke doppelt schreckliches Wort, das mich aus allen meinen Illusionen stürzte! Die vielen Süßigkeiten, welche ich in mich hineingestopft, dazu die Aufregungen meines Dichterdebuts und endlich der verhängnißvolle Moment der Katastrophe — dies Alles verursachte eine Revolution in meinem Innern, welche in jener entstellten Anfangszeile meines Liebes- und Leibgedichtes ihren nur zu wahren poetischen Ausdruck fand.

Erst nach Wochen hatte ich mich von jenem Unfall so weit wieder erholt, um mit frischen Kräften an meiner literarischen Berühmtheit fortarbeiten zu können. Haschke tröstete mich damit, daß Uhland mit einem ganz ähnlichen Druckfehler („L e i d e r sind wir“ statt „L i e d e r sind wir“) seine poetische Laufbahn begonnen habe.

Ach, wenn es nur auf Druckfehler und meinen guten Willen angekommen wäre, hätte ich es gewiß noch weiter gebracht als der große Schwabe.

Aber mit meiner Berühmtheit wollte es nicht recht vorwärts, trotzdem ich alles Mögliche that, sie zu befördern, trotzdem sogar eine der von mir besungenen Standespersonen meine Gedichte auf ihre Kosten drucken ließ. Es war ein himmlisches Bändchen, das mir das unsinnigste Vergnügen machte. Leider nur blieb mein Erfolg auf den Eigenthümer der lyrischen Hutschachtel und zwei oder drei gleichgesinnte Freunde, denen ich das Buch dedicirte, beschränkt. Kaufen wollte es absolut Niemand, und auch auf eine ehrenvolle Anzeige wartete ich lange vergebens. Haschke rieth mir, im Redactionsbureau einer verbreiteten Tageszeitung anzufragen. Der Redacteur empfing mich mit ausgesuchter Höflichkeit, holte mein Buch nach langem Suchen aus einer mit ähnlichen Erzeugnissen vollgepfropften staubigen Lade hervor und fragte artig: „Sie wollen doch gelobt werden, junger Freund? Na, dann nehmen Sie nur Ihr schönes Buch mit und schreiben Sie eine aufmunternde Kritik darüber. Ich gebe Ihnen eine halbe Feuilletonspalte. Ziehen Sie meinetwegen eine Parallele zwischen sich und Heine, die nur zu Ihren Gunsten ausfallen kann, und klagen Sie recht herzbeweglich über die materiell gesinnte Zeit, die keine Bücher, besonders keine Gedichtsammlungen kauft. Wir haben zu unserem Bedauern die Muße nicht, Ihr Buch zu lesen, geschweige denn zu besprechen.“ Was blieb mir übrig? Ich mußte mich selber loben und that dies auch nach einiger Ueberwindung aus Leibeskräften. Haschke half mir dabei.

Von dieser Stunde an war mein Glück in der Literatur gemacht. Nicht, daß ich als Dichter berühmt geworden wäre; Gott bewahre, aber als hilfsbereiter, diensteifriger Bücheranzeiger erfreute ich mich bald einer Beliebtheit und eines Rufes, die weit über die Bannmeile meiner Vaterstadt hinausreichten. Meine zwanzigzeiligen Notizen und halbspaltigen Reclamen fanden überall Anklang, besonders bei denen, die darin gelobt wurden, und es fehlte mir bald nicht an schmeichelhaften Beweisen der Hochschätzung und Verehrung. Man erbot sich, mich wieder zu loben, und es erschienen wirklich hie und da ein paar Zeilen, in denen ein unbekannter Schreiber den unbekannten Abonnenten eines unbekannten Blättchens bei seiner Ehre versicherte, da unten, rechts auf der Landkarte des mittleren Europa wäre ein neuer Stern am Himmel der Poesie aufgegangen. Seltsam, mir machte diese auf Gegenseitigkeit gegründete Anerkennung bald keinen Spaß mehr, ich fing an, ein unbegrenztes Mißtrauen in meine literarische Berühmtheit

zu setzen, und die Thatsachen gaben mir insoweit Recht, als um meine Gedichte sich nach wie vor keine Katze bekümmerte.

Wie groß war daher meine Ueberraschung, als ich viele Jahre später einen lithographirten Brief erhielt, in welchem ich von einem fremden Manne mit „Geehrtester Herr College“ angeredet, um meine sämmtlichen Schriften, ein eigenhändig geschriebenes Motto, eine Photographie und eine genaue Beschreibung meines Lebens gebeten wurde! Ich hielt das Ganze für einen schlechten Scherz und ließ die Sache auf sich beruhen. Aber bald kamen zarte Erinnerungen, schärfere Vorwürfe und endlich versteckte Drohungen. Du lieber Himmel, was hätte ich jenem wiß- und habgierigen Herrn Collegen schicken sollen? Meine Gedichte? Die liegen, Gott weiß wo, als Maculaturballen in einer Remise, wenn sie nicht längst eingestampft worden und zu dem besseren Leben eines Schul- oder Kochbuches erwacht sind. Meine Reclame-Notizen? Sie haben ihren Werth mit den bereits wieder vergessenen Namen verloren, denen sie ehemals dienten. Und was frommten Sinnspruch, Bild und Biographie des Schriftstellers ohne Schriften dem angekündigten literarischen Sammelwerke, welches dem deutschen Volke ein Bild der zeitgenössischen Production geben sollte? Und doch mußte etwas hinter meiner Berühmtheit stecken, das ich nur selbst nicht wußte, noch begriff. Denn jene Aufforderung blieb nicht vereinzelt. In einem Anfalle von Schwärmerei dachte ich daran, daß irgend ein glücklicher Zufall mein lyrisches Bändchen neuerdings in Mode gebracht haben könnte. Vielleicht ist mein bankerotter Verleger in Amerika ein Nabob geworden und betreibt die Rehabilitation seines alten Autors als Sport? Oder es hat ein genialer Buchbinder sich der verlegenen Waare angenommen und ihr ein so verführerisches schaufensterliches Aussehen gegeben, daß kein bücherkaufender Liebhaber, Bräutigam und Gatte ihr widerstehen kann?

Nichts von alledem. Ganz andere Kräfte mußten sich die Fürsorge für meine literarische Berühmtheit angelegen sein lassen. In Süddeutschland saß und sitzt ein Hofrath und „Professor“, der, so viel mir bekannt, noch weniger in seinem Leben producirt hat als ich und doch ein mindestens zehnmal so berühmter Schriftsteller ist. Er läßt ein Jahrbuch erscheinen, in welchem mehrere tausend literarische Celebritäten verzeichnet stehen; neun Zehntel von ihnen kaufen das Buch, fürchten und lieben es wie der frischbackene Adel den Gothaischen Kalender. Dank dieses zweifellos sehr nützlichen und verdienstlichen Werkes kennt auf dem deutschen Parnasse Jeder Jeden bis auf das kleinste Ordensbändchen und die höchste Hausnummer.

Der Herausgeber des Jahrbuches eröffnete mir — und wahrscheinlich auch den übrigen Myrmidonen seines Adreßkalenders — in collegialer Weise den glänzenden, aber unsicheren Ausblick auf einen Ruheplatz in seiner der Vollendung harrenden Literaturgeschichte; zugleich deutete er mir an, daß es ihm nicht unangenehm sein würde, mich unter den über jeden Zweifel erhabenen Abonnenten einer von ihm redigirten Zeitung begrüßen zu können. Von einer anderen Seite wieder wurde ich durch die schmeichelhafte „collegiale“ Mittheilung überrascht, daß man im hohen Norden mit dem Gedanken umgehe, eine Walhalla berühmter Zeitgenossen in Lichtdruck herauszugeben, in welcher nur die „besseren“ (wörtlich!) Schriftsteller, darunter natürlich auch ich, unsterblich gemacht werden sollten. Der Preis für dieses Meisterwerk der schwarzen Kunst, von welchem leider auch die „besseren“ mindestens ein halbes Dutzend Exemplare zu bestellen hätten, war ehrlich auf Mark und Pfennige berechnet.

Wenn ich halsstarrig genug wäre, an meiner literarischen Berühmtheit noch immer zu zweifeln, so würde Herr Adolf Hinrichsen in Charlottenburg meine Bedenken vollständig zerstreuen. Zum dritten oder vierten Male hat dieser Herr mit „collegialischen Empfehlungen“ und der Bemerkung, daß keine Zeit mehr zu verlieren sei, den lebhaften Wunsch geäußert, meine Biographie nebst einigen Recensionen meiner Werke für sein „echt nationales Werk“: „Das literarische Deutschland“ benützen zu dürfen. Zwei Bestellzettel, welche dieser ernsten Mahnung beigefügt sind, sagen mir, daß ich das ganze im Entstehen begriffene literarische Deutschland sammt meinem eigenen Dichterruhm um den civilen Vorzugspreis von zehn Mark haben und überdies noch fünfundzwanzig Separatabzüge des mein Eigenlob enthaltenden Druckbogens um sieben und eine halbe Mark kaufen könne. Das ist gewiß nicht theuer. Aber Niemand, auch Herr Hinrichsen nicht, wird es mir verargen, wenn ich hiemit feierlich erkläre, daß nach den traurigen Erfahrungen, die ich mit meiner literarischen Berühmtheit gemacht, und nach den Opfern an Zeit, Geld und Gesundheit, welche ich diesem Moloch früher dargebracht habe, ich ohne Widerrede fest entschlossen bin, keinen Kreuzer mehr für dieselbe zu verauslagen.

Max Kalbeck.

Der „dramatische Lehrbua“.

Stiefelputzen, Zimmerreiben, d'Hund' am Abend „äußerln“ führ'n,
Mit die Kinder Kugelscheiben, Centnerbink'ln expedir'n,
Essen holen, Fenster waschen, Watschen kriag'n, g'schwoll'n sein,
Köchin, Hausknecht gar nicht nöthig, d'Wirthschaft führt man obendrein;
Und dö Namen, dö's An' geben — es ist wirkli schon a Schand' —
Statt „Du Jagdhund!“ sag'n sie „Lehrbua“ } rep.
Und statt „Rennthier“ Prakticant.

Prosa.

Was is a Lehrbua? — Ich bin selber ein Lehrbua — aber es ist mir noch nicht einmal klar, ob mir Lehrbuam Menschen oder Viecher sind. Sobald man in die „Fußschlapfen“ eines Lehrbuam tritt, hört man auf Mensch zu sein und tritt in folgenden Viehgestalten auf. Erstes Vieh: als „Pudel“, denn man muß Alles schmecken, was 's Herrl gern möcht'. Zweites Thier: als „Kameel“, um diverse Bink'ln von zwei bis drei Cent'n mit Leichtigkeit am Buckl schwingen zu können; einhöckerig wird man gewöhnlich erst nach der Dienstzeit. Drittens: als „Lamperl“, um es mit Geduld ertragen zu können, wenn das Lamperl bald Ochs und bald Esel genannt wird, und so könnt' ich Ihnen noch a ganze Reih' naturwissenschaftlicher Viecher herzähl'n, deren „gütige“ Vertreter wir sind. Aber seg'n's, die Viecher stehen doch wenigstens unter dem Protectorate eines Schutzvereines; hau'n's an' Hund, wer'n's seg'n, wia's Ihna fassen, hau'n's an' Lehrbuam, da rührt sich Keiner. A Lehrbua und der „Tschokerl“, die ziehen gemeinsam an einem Wagerl. Haut der Lehrbua den Hund, so wird der Lehrbua g'haut, wird aber der Lehrbua g'haut, so kümmert sich ka Hund d'rum.

Und so ein von Gott und Thierschutzverein verlassenes Geschöpf hab' ich wer'n müass'n! Nein, nein, nein! Ich bin blos als Viech Lehrbua, als Mensch bin ich ganz was Anderes! Mein Beruf ist kein viechischer, sondern ein edler Beruf, ich hab' — ich hab' mich auf die Kunst geworfen und harre nur geworfen zu werden — aus dem Geschäft nämlich, um meine künstlerische Laufbahn anzutreten.

Hinter diese ekle Budel
Schleudert mich der Schicksalsstrudel.
Wozu ward mir mein Verstand?
Lehrbua hab' ich werden müssen —
Du hast mich herunter g'schmissen,
Pegasus — dem ich verwandt!

Ich fühle nämlich, daß zwischen mir und dem Pegasus eine geistige Verwandtschaft besteht, ja, ich soll so a Aehnlichkeit mit ihm haben, daß mich mein Herr immer für a Roß anschaut. Ich sag' Ihnen, der Pegasus hat mir schon aus der Hand g'fressen, der Apollo war mein intimster Spezi, und mit die neun Musen war ich sozusagen per Du — da hat man mich der Kunst grausam entrissen. Jung war ich, sehr jung, kaum zehn Jahre alt, wie ich mit der Thalia zu „speanzeln" hab' angefangen. Ich trat damals bei die „Kinderstuck" als Chormeister ein, war auch sehr beliebt. Was war ein Chor ohne mi? G'rad' wie ein Rudel Kalb'ln ohne Oberhaupt. Der Capellmeister hat auch immer gesagt: „Nein, der Kerl brüllt wie ein steirischer Jodl!" und das heißt was, wann das a Capellmeister sagt, der versteht's. Bin aber auch sehr bald avanschirt, und zwar zum Ritter Bodsheim in der „Teufelsmühl' am Wienerberg". Ich hab' zwar wenig g'red't, aber dafür hab' ich g'fecht, g'fecht, daß meinem Gegner der Dam obig'hängt is — und so hatte ich leider einen damischen Erfolg. Was macht aber der Fortschritt? Ich avanschir' zum zweiten Mal, und zwar zum Hauptmann in „Respect, denn jetzt kommt 's Militär". Reden hab' ich wieder nix dürfen, aber eine Viertelstund' mit'n Kopf wag'ln. Sie, das is keine Kleinigkeit, da g'hört Mimik dazu! Ich hab' auch drei Tag' darnach a steifes G'nack g'habt, aber mein Glück war gemacht. Der Director, ganz entzückt von meinen Leistungen, stürzt eines Tages auf mich los und spricht: „Von Ihren menschlichen Leistungen hab' ich g'nua, jetzt zeig'n's mir auch, was Sie als Viech leisten können!" Ich fühle mich natürlich geschmeichelt, und er überreicht mir die Heldenrolle — eines Maikäfers in einem Feenstuck.

Diesen Erfolg können Sie sich nicht vorstellen! D'Leut' hab'n g'sagt: „Nein, so a Viech hab'n m'r no net g'seh'n!"

Als viechisch meine Kunst beendet,
Da hat das Schicksal uns gewendet
Zum Schwender in die „Neue Welt".

Da hat uns aber Schönbrunn große Concurrenz geboten, unser Haus wurde immer leerreicher.

Und pumpen mußten wir uns Geld.

Ich wurde jedoch bald wegengagirt, als erster Komiker in's Hernalser Automatentheater. Meine Beliebtheit spottet aller Beschreibung. Ich war natürlich immer hinter der Scene und hab' dem Wurschtl seine Reden herdeclamirt. Dieser Wurschtl war in Folge dessen der Liebling des Publicums, und ich fühlte es mit Stolz, dieser Wurschtl war i! Die Weltbürger von Hernals und Ottakring, dö hab'n so lang' gejodelt und pascht, bis sie mich einmal g'seh'n hab'n, dann hab'n's g'nua g'habt.

Doch bald verstummten meine Lieder,
Ich ging und kehrte nimmer wieder;
Der große Krach war fürchterlich,
Die Kunsthütten, sie ward verwandelt,
Und Hosen werden jetzt verhandelt,
Wo einst beklatscht, bejubelt ich.

Ich wurde wieder engagementlos, aber nicht lange, denn in ein'm halben Monat d'rauf war ich schon wieder verherrlichtes Mitglied — vom berühmten Wiedner Krippelg'spiel. Da hab'n's mich vergöttert — was ihnen unter d'Hand kommen is, hab'n's ma g'worfen. Doch eines Tags erfahrt der Director, daß ich ein „Mosaik" bin, und um seinen Musentempel nicht zu entheiligen, hat er mich und noch zwei künstlerische Glaubensgenossen aus dem Paradies gejagt.

Und als ob Engeln mich verfolgten,
Floh ich, einst von Erfolg gekrönt,
Zerknirscht im Innersten — und z'Haus die Mnatta
Hat d'Ohrwascheln mir ausgedehnt.

Meine regierende Mutter hat mich vatermörderisch beim Cravatel packt und hat mich in's G'schäft als Prakticant geb'n; schreien hat nix g'nutzt, und so — so bin ich leider a dramatischer Lehrbua word'n.

Da steh' ich jetzt — aus Staub geworden,
Mein eig'nes Ich — mein Blutgerüst;
Mein Todtengräber — ist der Besen,
Hier ist das Trücherl — da der Mist.

Jetzt ist der Schauplatz meiner dramatischen Kenntnisse das G'wölb', und da ich alle möglichen Classiker im Kopf und im Sack herumtrag', so kommen oft sehr classische Sachen vor.

Erſter Auftritt. Morgens acht Uhr. Ich trete mit heroiſchen Schritten mit den Worten ein: „Gott zum Gruße, Ihr edlen Herren“ — da aber unter dieſem Glumpert kein edler Herr iſt, ſo erſchallt gellendes Hohngelächter und der Ausruf: „Uje! der dramatiſche Lehrbua!“ Ich verliere mich im Hintergrunde, ergreife den Beſen und kehre — mich nicht um das Geſchwätz der Leute. Doch mit dem Beſen in der Hand, da fühle ich mich begeiſtert, und im Nu ſtehe ich als Götz von Berlichingen da und declamire:

„Ich komme mir vor wie der böſe Geiſt, den der Kapuziner in einen Sack beſchwor. Ich arbeite mich ab und fruchte mir nichts. O Ihr Meineidigen!“

„Werd'n's ſtad ſein, Sie Narriſcher, der Herr kommt!“

„Sagt Eurem Herrn, er —“ Um Gotteswillen, da is mir ein Citat außig'rutſcht! Ich fühle mich plötzlich von hinten angezogen, ich g'ſpür' eine kleine Miſchung der Claſſiker in mein'm Kopf und frag' entrüſtet: „Wer iſt dieſer Bube?“ Dieſer Bube war mein Herr! Eine Gnadenarie befreit mich aus den Händen des Meiſters. Stumme Bewegung, bis ich frei wie der Vogel hinter der Budel ſitz' und mein Frühſtück einnimm.

Wiſſen Sie aber auch, was mein Frühſtück iſt? In Goethe ſein Fauſt — Ach! Dieſen Fauſt, den kann ich halt nicht laſſen, und da kann das ganze G'wölb voll Kundſchaften wimmeln, mich ſtört Keiner.

Dort ſteht der Herr mit einem Agenten im Geſpräch über eine Speculation, ich aber, in meinem Kunſteifer Alles vergeſſend, citire g'rad' eine Stelle aus Fauſt:

„Ich ſag' es Dir: ein Kerl, der ſpeculirt,
Iſt wie ein Thier auf dürrer Haide!“

„Ruhig, vorlauter Eſel!“

„Herr, ſchänden Sie nicht Goethe! Es gibt nur a n' Fauſt!“

Der Herr will mir aber das Gegentheil beweiſen, daß es nämlich zwei Fäuſte gibt, und im Nu ſauſen deren zwei auf meinen Buckel nieder, unvergleichlich mit'n Goethe ſein'. Aber ich bitt' Sie, was laſſ' ich mir nicht Alles Schiller und Goethe z'liab g'fallen?

So ſpielen ſich der Scenen viele ab,
Und was ich einſtens nie gekannt,
A jeder Eindruck bringt an' „Tipel“,
Is's net mit'n Fuß, ſo mit der Hand.

Jetzt kommen die Effectſcenen:

Das Gräßlichſte, was der Lehrbua thun muß, is das Schuldenfödern. So z. B.: Ich komm' zu an' Schneider, mach' eine graziöſe

Verbeugung und überreich' ihm holdlächelnd das gewisse „Pattazettel“ mit der höflichen Bemerkung: „A schöne Empfehlung vom Herrn!“ „Waß schon.“ — „Ich komm', Sie nämlich nur aufmerksam machen —“ „I waß schon.“ — „Wir könnten dös Monat a Geld brauchen.“ „I kunnt a an's brauchen.“ — „Und da laßt Sie der Herr bitten —“ „Hinaus, kecker Lehrbua!“ — Ha! Alles lass' ich mir g'fall'n, nur keine Standesbeleidigung, da wallt mein adeliges Blut in meinen Adern, ich fühle mich Ritter Bodsheim und stürze auf mein Opfer mit den Worten: „Herr, mit mir werd'n Sie kan' Streit anfangen — ich bin feig! Nehmen Sie dies Wort zurück, oder —“ Bei diesem „oder“ aber erfolgt eine Detonation, ein Krach — bums! Alles, was Flügeln hat, fliegt, und ich flieg' bei der Thür hinaus.

Und ich athmete lang, und ich athmete tief
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken ich mir's immer rief:
„Ich leb', ich bin ganz — es behielt mich nicht!
Ka Beg'leisen am Schädel, ka Ell'n am G'nick,
Als a Ganzer kehr' fliehenden Schritts ich zurück.“

Das sind die sogenannten Knalleffecte.

O Menschen — Menschen, heuchlerische Krokodilenbrut, ist das ein „G'hört sich“? Ja, wenn eben ein Künstler als Lehrbua behandelt wird, so ist das keine Behandlung für einen Lehrbuam, der sich Künstler fühlt.

D'rum fort von hier, nicht länger kann ich weilen,
Zerrüttet ist der Geist von Meisterhand.
Ja, fliehen will ich viele hundert Meilen
Als Rachegeist zum nächsten Musenstand.
Und was in meinem Innersten verborgen,
Herraus damit — Orkane, brechet los!
Gesang — o Menschheit — sollst Du hören,
Gesänge, seid mein erstes Rach'geschoß!
Als Franzl Moor sollt Ihr mich wiederfinden;
Dies soll der Anfang meiner Rache sein.
Die schönsten Charaktere will ich schinden
Der lieben Menschheit nur zur Pein.
O wär' ich nur schon in Sanct Pölten
Als Heldenspieler engagirt,
Der Menschheit wollt' ich es vergelten,
Daß sie mich einst hat malträtirt.
Dem Meister zeig' ich stolz die Zungen,
Den Besen hau' ich in die Luft —
Dramat'scher Lehrbua, Du hast ausgerungen,
Hinweg — entfleuch — verschwind' — verduft'!

Julius Wittels.

Wie ich Schauspielerin wurde.

Sehr geehrter Herr Redacteur!

Ihrem wiederholten freundlichen Ansuchen, für den „Wiener Künstler-Dekamerone“ eine kleine Erzählung aus meinem Leben zu schreiben, komme ich hiemit insoferne nach, als ich mir erlaube, Ihnen wahrheitsgetreu und schlicht zu berichten, wie ich als einfaches Bürgerkind, dessen Eltern absolut gar nichts Theatralisches an sich hatten, zum Theater kam, welches ich merkwürdigerweise vor meinem Auftreten auf einer veritablen Bühne ganz und gar nicht kannte. Mein leider schon lange verstorbener Vater, dessen altprotestantische Familie an den blauen Ufern des Zürchersees seßhaft war und noch ist, entstammte einer Kaufmannsfamilie, und ebenfalls als solcher waren ihm die Ziffernreihen der doppelten Buchhaltung geläufiger und fand er sich in derselben besser zurecht als in den Laub- und Irrgängen des deutschen Dichterwaldes. Die Devisencourse zwischen Wien—Zürich und Paris hatten für ihn ein ungleich höheres Interesse als Theater-Goldflitter, Operetten- und Possenmusik. Nur einmal im Jahre besuchte er mit meiner guten Mutter, einer geborenen Niederösterreicherin aus dem rebengesegneten Retzer-Landl, das Theater. Es war dies immer der sich nur zwanzigmal jährende Hochzeitstag meiner Eltern, den sie jedesmal mit einem derartigen Vergnügen feierten, an dem ich und meine Brüder nicht theilnehmen durften.

Als geborene Margarethnerin (Hartmanngasse 3) besuchte ich die Mädchen-Bürgerschule in der Nikolsdorfergasse, welche zur Pfarre Matzleinsdorf gehört und welche sich ehedem, wie auch noch heute einer ausgezeichneten Leitung erfreute; insbesondere legte sowohl unser Religionslehrer, wie auch die anderen Lehrer weltlicher Gegenstände einen besonderen Nachdruck auf den mündlichen Vortrag der erlernten Gegenstände. Frisch, munter und muthig, wie ich war,

wurde ich bald als Schuldeclamatrice verwendet, namentlich bei öffentlichen Prüfungen oder aber wenn Lehrer und Katechet mit den anderen Schülerinnen zufrieden waren, durfte ihnen die „Biedermann" (das war ich) Gedichte oder Erzählungen religiös-sittlichen Inhaltes vordeclamiren zum Lohne für ihre — der Schülerinnen — Bravheit. Das war der natürliche, vollständig ungekünstelte und durch nichts provocirende Anfang. Lehrer und Schülerinnen, Letztere so wie ich bereits groß geworden (ich meine hinsichtlich körperlicher Beschaffenheit), haben mir ihre Treue bis heute gewahrt, und wenn ich an Sonntag-Nachmittagen im Theater an der Wien im „Verschwender" oder in der „Grille" auftrete, so sind diese gewiß mein dankbarstes, aufrichtig ergebenstes Publicum, welches beispiellos zu applaudiren versteht, ohne nachträglich eine ungestempelte Claque-Rechnung zu präsentiren. Was weiter geschah? Den Wiedner geselligen Verein „Gemüthliche Harmonie" kennen Sie doch? Lauter brave, wackere Bürger, ehrliches, arbeitsames, schaffendes Volk, welches nach des Tages Last und Mühen sich in geselliger Vereinigung in nicht unedler Weise amüsirte. Im Sommer zogen sie an freien Sonntagen mit ihrer Vereinsfahne zu Wasser und zu Land in Gottes freie Natur, im Winter wurde im Vereinstheater beim „großen Christof" in der Rainergasse gesungen, musicirt und Komödie gespielt, wobei ich ebenfalls noch als Schulmädchen mitthat. Bei einer solchen Vereinsproduction sah und hörte mich der alte Megerle (J. Feld), der Arrangeur der Kindervorstellungen im Josefstädter Theater, und ich erhielt an demselben Abend noch einen glänzenden Antrag als Primadonna für die Josefstädter Kinderkomödie, welchen ich mit Erlaubniß meiner Mutter und meines brüderlichen Vormundes acceptirte und der mich in die angenehme Lage versetzte, nach jeder Vorstellung meiner irdenen Sparcasse Einen Gulden österreichischer Währung in baarer Münze (damaliger Agiostand 120) einverleiben zu können.

Wer war glücklicher als ich? Im Laufe zweier Winter mußte ich zwei irdene Büchsen zertrümmern. Sie enthielten zusammen 40 blanke Silbergulden mit dem Bildnisse unseres guten Kaisers. Da trat, entgegen der bisherigen harmlosen Spielerei, eine für mich und mein ferneres Schicksal bestimmende Wendung ein. Ich erhielt einen wirklichen Engagementsantrag für das Wiener Stadttheater, Direction Dr. Laube, und zwar für Kinderrollen. Dr. Laube bezog seine Kinder (ich meine natürlich die Theaterkinder) immer von den Kinderkomödien der Wiener Vorstadttheater, worüber der alte Megerle, der Leiter dieser Vorstellungen, sich furchtbar ärgerte, da er ihm seine

besseren Kräfte wegkaperte. Er nannte ihn auch ohneweiters wiederholt seinen Kinderräuber. Nach mehrjährigem Engagement am Wiener Stadttheater kam ich, ebenfalls für Kinderrollen, in's alte Burgtheater, wo ich zusammen mit meiner späteren geschätzten Collegin Fräulein Sophie Link wirkte. In „Macbeth" spielten wir die Eine das blutige Kind, die Andere das gekrönte, nur weiß ich heute nicht mehr, ob ich blutete, oder ob ich gekrönt war. Ueberdies hatten wir Beide in dieser Schauerkomödie nur wenige Verse zu sprechen, dagegen kamen wir unter Feuer und Flammen aus der Versenkung hervor, und ich war immer froh, wenn dieses unser geräuschvolles Auftreten zu Ende war. Doch wie nichts auf dieser Erde ewig dauert, so war natürlich meine Kinderspielerei eines Tages auch zu Ende.

Im niedlichen Sommertheater zu Mödling, reizend gelegen zwischen den thurmhoch emporragenden Felsenmauern der Vorderbrühler Klause, begann ich unter Director Ranzenhofer meine eigentliche Bühnenlaufbahn. Girardi, mein geehrter heutiger Collega, nannte mich dortselbst auf offener Bühne und gelegentlich eines Gastspieles die Felsen-Primadonna. Diese Felsen-Primadonna, d. h. der Spitzname, zuerst ausgesprochen von einem beliebten Künstler, verfolgte mich auf meinen ferneren Wanderzügen nach Oedenburg, an's Ischler Sommertheater, nach Brünn, Graz bis nach Wien, und da auf diesen Stationen auch meine geliebte Mutter mit mir war, so hatte ich doppelt angenehme Begleitung.

In Graz, der reizenden Murstadt, der Landeshauptstadt unserer schönen grünen Steiermark, allwo ich außer Wien das beste, liebenswürdigste und dankbarste Theaterpublicum kennen lernte, hätte bald die deutsche Bühne ein arger Verlust bedroht. Ich sollte heiraten und der Kunst Valet sagen. Ein dicker Braumeister einer kleinen Provinzialstadt, der oft in Geschäftsangelegenheiten nach der Landeshauptstadt kam, sah, hörte und verliebte sich in mich. Er machte mir einen veritablen Antrag, die Bühnenlaufbahn aufzugeben und unter Zuschreibung eines nicht unbedeutenden Vermögens seine Gemahlin und Frau Braumeisterin zu werden. Ich bitte, geehrter Herr Redacteur, Sie kennen mich doch, ich als Braumeisterin! Es wäre nicht schön gewesen von mir, zu einer solchen Metamorphose die Hand zu bieten. Es half daher alles Zureden, alles ungestüme Werben nichts. In dieser Angelegenheit blieb, bei mir wenigstens, Hopfen und Malz verloren, ich blieb, was ich war — Künstlerin, und weiß trotzdem auch als solche einen frischen Trunk vaterländischen Gerstensaftes wohl zu schätzen. Jetzt bin ich wieder in meiner geliebten Vaterstadt und fühle

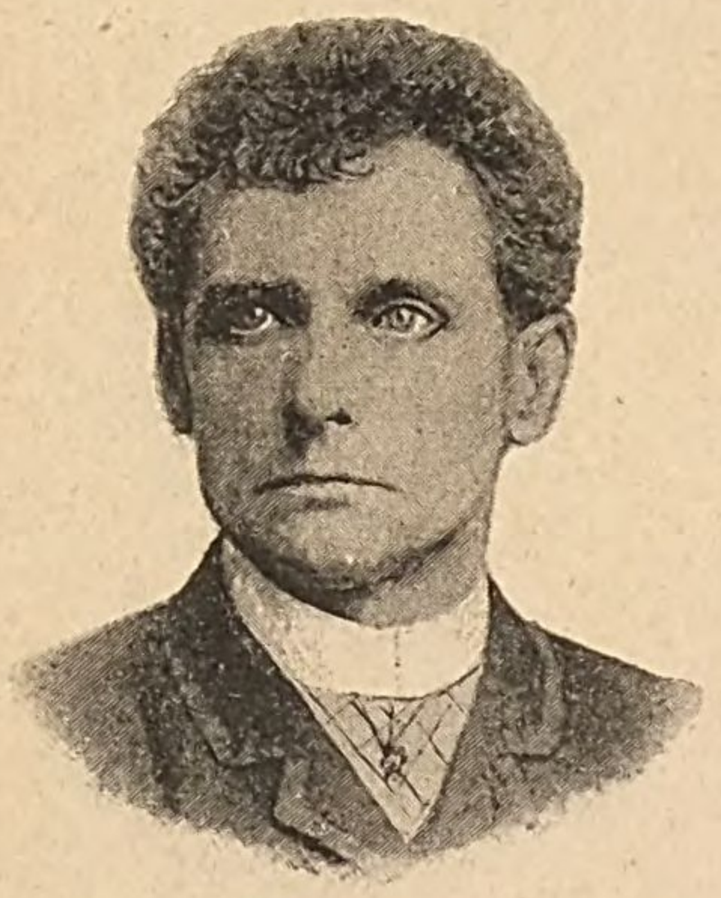
mich hier sehr wohl. Was dazumal im schönen Graz nicht hat wollen sein, im lieblichen Wien wurde es zur Thatsache: ich kam trotz meiner Jugend „unter die Haube", allerdings unter dem mildernden Umstande, dem Theater noch treu bleiben zu können.

Warum ich Ihnen alles dies so detaillirt erzähle, warum keine Geschichte aus meinem Leben, sondern eine kleine Geschichte meines Lebens? Weil sich in meinem bisherigen kurzen Erdenwallen nichts Besonderes zugetragen, und damit Sie, geehrter Herr Redacteur, und die übrige Menschheit hieraus genau ersehen, daß kein Menschenkindlein, und sei's noch so unbedeutend, auf dieser Welt seinem Schicksale entgeht, nicht einmal Ihre

Ihnen wohlgewogene

Therese Edle v. Singer-Biedermann.

Palette und Bühne.



Ich war, wie mein Vater, Decorationsmaler, machte meine Lehrjahre bei ihm durch, besuchte die Akademie und die Malerschule des Professors Waldmüller in Wien und bildete mich für meinen Beruf weiter aus! Da starb mein Vater plötzlich, und ich mußte, um mich und meine Mutter zu erhalten, meine Studien — da mir die weiteren Mittel fehlten — aufgeben und mich selbstständig machen; ich ging daher als Gehilfe zu Moriz Lehmann, dem damaligen Hoftheater-Decorateur, arbeitete dort und bildete mich weiter in meinem Fache aus. Nun erhielt ich von der Intendanz des k. k. Nationaltheaters in Innsbruck den Auftrag, einige zwanzig Decorationen für das Theater daselbst zu malen, und begab mich im Frühjahre des Jahres 1856 dahin, um meine Arbeiten zu beginnen. Ein und ein halbes Jahr später war ich Schauspieler, und das ging folgendermaßen zu:

Es hatte sich da in Innsbruck eine lustige Gesellschaft meist junger Leute zusammengethan, deren Kreise ich angehörte: Maler, Musiker, Journalisten, Schauspieler, auch ein Bildhauer war darunter. Wir kamen allabendlich in einer gemüthlichen, alten Kneipe zusammen, wo wir uns bei dem vortrefflichen rothen Tiroler gütlich thaten und oftmals bis in die späte Nacht beisammen saßen. Unsere Gespräche drehten sich gewöhnlich um Kunst, Künstler und Künstlerinnen, natürlich auch um das Theater. Eines Abends nun wurde die Frage aufgeworfen: welche von den ausübenden Künsten wohl die schwierigste sei? Jeder von uns gab seine Meinung für und wider, und einer der anwesenden Schauspieler behauptete ganz entschieden: die Schauspielkunst sei die schwierigst auszuübende unter allen Künsten! Das ärgerte mich und die Anderen, es entspann sich ein heftiger Meinungs-

austausch, und endlich erklärte ich ganz keck: die Schauspielkunst sei die leichteste unter allen Künsten! Jede andere Kunst ist schwieriger zu erlernen, sagte ich, da man nebst Talent auch die nöthigen technischen Vorstudien haben und sich Fertigkeiten aneignen muß, ohne welche man weder Maler, Musiker, noch Bildhauer werden kann. Was braucht ein Schauspieler weiter vorher zu lernen? behauptete ich — hat er Talent, so geht er hin und spielt Komödie, und damit basta! So haben es ihrer Viele gemacht, und so werden es noch Viele machen, und das ist das Richtige! Und das waren und sind wahrhaftig nicht die Schlechtesten, die so thaten. Darüber gewaltiges, höhnendes Gelächter der Schauspieler! Ich bot endlich eine Wette von zwölf Flaschen Tiroler an: daß ich mich innerhalb acht bis zehn Tagen als Schauspieler versuchen und mit Erfolg versuchen würde! Darüber noch größeres „Halloh" — die Wette wurde von einem der Schauspieler gehalten, und ich ging nach Hause. Anderen Tages machte ich mich an das Studium der Rolle des Geßler. Mein Freund, Capellmeister Rosner, der die Sache so wie ich ernst nahm, brachte mich davon ab, mein Glück als Schauspieler mit dem Geßler zu versuchen, und redete mir ein, ich müsse, da in mir entschieden Talent zum Komiker stecke, in einer localkomischen Rolle auftreten, und rieth mir zu Nestroy's Tratschmirl in der Posse: „Der Tritschtratsch". Ich legte also die Rolle des Geßler, die ich erst viele Jahre später in Prag spielte, schweren Herzens bei Seite und lernte die Rolle des Sebastian Tratschmirl.

Acht Tage später spielte ich zu einem wohlthätigen Zwecke vor überfülltem Hause und mit einem „kolossalen Erfolge", für welchen wohl meine Freunde und Bekannten sorgten, im „Tritschtratsch".

Gefüllt von Stolz und Befriedigung — „bis zum Platzen" — ging ich nach Hause. Anderen Tages lud ich die ganze Tafelrunde in mein Atelier, ich hatte gerade eine untermalte Gartendecoration aufliegen. Alle kamen und gratulirten mir zu meinem Erfolge, nur mein Gegner stand etwas „gedrückt" dabei; ich nahm ihn an der Hand, führte ihn vor die aufgespannte Decoration und sagte: „So, lieber Freund, hier hast Du Farben, Pinsel, da die Leinwand, und jetzt male mir den Garten fertig, wenn das gar so leicht ist!" Natürlich stand er rathlos und verdutzt da und ließ den Kopf hängen; endlich lachte er und erklärte, die Wette verloren zu haben. Abends tranken wir die zwölf Flaschen Tiroler, die er bezahlen mußte; ich aber glaubte den Beweis erbracht zu haben, daß Komödienspielen leichter sei denn Malen.

Ob ich Recht hatte?

Ich hielt nun die ganze Sache für abgethan. Aber dem war nicht so; jetzt ging's erst recht los! — Es war da am Theater ein Souffleur namens Seiler, der mir den Strick drehte, an welchem er mich an den Karren der Thespis band. Er befaßte sich auch mit Engagements-Vermittlungen und ließ mich nicht locker; er verstand es, mich nach und nach dahin zu bringen, zum Theater zu gehen; er sagte mir, daß ich mein Glück als Schauspieler machen müsse, daß ich ein bedeutendes Talent sei 2c. 2c., und offerirte mir ein Gastspiel nach München zu Hanni Schweiger. Ich zögerte wohl noch, aber endlich gab ich nach; es hatte einen eigenen Reiz für mich, mich als Schauspieler weiter zu versuchen — einige Tropfen „Theaterblutes" steckten wohl in mir, und so gab ich endlich nach — meine Arbeiten waren beendet, jung und schneidig war ich, Geld hatte ich damals, ich dachte mir also: Probir's einmal!

Auf Anregung Seiler's studirte ich mir einige Rollen ein, den Franz in Langer's „Ein Wiener Freiwilliger", den Wurzel in Raimund's „Bauer als Millionär" und den Steffen Langer in dem gleichnamigen Stücke der Birch-Pfeiffer; mit diesen Rollen und dem Tratschmirl — meinem ganzen Repertoire — ging ich nach München.

Es war an einem herrlichen Julimorgen des Jahres 1857, als ich mit der Post nach Schwaz fuhr; von da ging ich über Jenbach, durch das herrliche Achenthal und Kreuth nach Tegernsee, wo ich wieder die Post nahm und nach München fuhr. Daselbst angekommen — es war vier Uhr Nachmittags — ging ich, wie ich war, im Reiseanzug — weiter Hose, mit seidener Schnur gebunden, ohne Gilet, Joppe, das lange Haar und das Gesicht bestaubt, den grauen Calabreser auf dem Kopfe, den Rucksack auf dem Rücken, schwere, genagelte Schuhe an den Füßen und einen derben Stock in der Hand, eine kurze Meerschaumpfeife im Munde — in die Vorstadt Au zu Director Schweiger.

Ich mag wohl wie ein wandernder „Artiste" ausgesehen haben, denn der Director machte ein ganz merkwürdig erstauntes Gesicht, als er meiner ansichtig wurde — ich werde es nie vergessen — musterte mich vom Kopf bis zu den Füßen und sagte endlich etwas verstimmt: „Na, schön, daß Sie da sind! Also was arbeiten's denn eigentlich?" — Arbeiten?? Was will er damit? dachte ich mir. Das Wort „arbeiten" verletzte meinen Künstlerstolz! — „Herr Director," sagte ich, „Sie scheinen mich für einen Anderen zu halten. Ich bin der von Ihnen erwartete Schauspieler Ludwig Martinelli, den Sie zu einem Gastspiele eingeladen!"

Der Director lachte hell auf und sagte, indem er mir die Hand

zum Gruße bot: „Sehr gut! Ich hielt Sie für einen Jongleur oder so was dergleichen; ich erwarte einen solchen, den ich für drei Vorstellungen engagirte!“ — Ich lachte über seinen Irrthum, er über mein „fahrendes“ Aeußeres, und lustig gestimmt, wie wir waren, gingen wir auf den nahen Franziskaner-Keller und tranken einige „Stein“ guten Gebräus.

In München gastirte ich in den oben angegebenen Rollen während eines vollen Monats und ließ mich dann bei Schweiger als Schauspieler engagiren. Ich blieb drei Jahre da; von München ging ich im Jahre 1860 nach Amsterdam, wo ich vier Jahre, darunter drei als Oberregisseur und Geschäftsleiter, blieb; von dort kam ich im Juni 1864 als „Charakterkomiker“ und „Regisseur“ nach Graz und blieb trotz aller Engagementsanträge, die mir von Wien aus gestellt wurden, volle neun Jahre dort. In Graz war es auch, wo ich in Anzengruber's „Pfarrer von Kirchfeld“ zum ersten Male den Wurzelsepp spielte; der Darstellung dieser Rolle verdankte ich die Freundschaft des Dichters! — In Graz erhielt ich auch einen Antrag, dem ich mit Rücksicht auf meine künstlerische Stellung so gerne gefolgt wäre, den Antrag Laube's an's Burgtheater. Als mir derselbe gemacht wurde, war ich noch für zwei Jahre an die Grazer Bühne gebunden. Zwei Jahre später aber war Laube nicht mehr Director des k. k. Burgtheaters!

Man muß eben Glück haben.

Von Graz ging ich zu Max Steiner an's Theater an der Wien und nach drei Jahren von dort nach Prag, wo ich nach und nach ganz in das Charakterfach überging und ebenfalls als Regisseur Dienst leistete. Nach nahezu zehnjähriger Thätigkeit daselbst verließ ich bei der Uebernahme des Prager Landestheaters durch Herrn Angelo Neumann, gezwungen, Prag und ging wieder nach Wien, und zwar an's Carl-Theater, zuerst als Gast und nahm dann feste Stellung daselbst, später kam ich an's Deutsche Volkstheater, und hier wirke ich nunmehr als Oberregisseur und ausübender Künstler.

Habe ich recht daran gethan, meinen früheren Beruf aufzugeben? Ich weiß es nicht! Aber das weiß ich — und bin durch alles Hasten und Jagen nach einer gediegenen Stellung und nach Erfolgen zu der Ueberzeugung gelangt — daß zu allen Dingen im Leben Glück gehört und immer wieder Glück! — — —

„Das weiß Gott, 's ist ein elend Leben;
Möcht's doch nicht für ein anderes geben.“

Ludwig Martinelli.

„Die Stumme von Portici.“

Für Ihr Werk soll ich jetzt schreiben,
Ich — die nur durch Zeichen spricht,
Soll jetzt Poesie betreiben,
Bester, das versteh' ich nicht.

Mein Beruf gebietet: schweigen,
Blick und Geste steh'n mir frei --
Durch Mimik nur kann ich zeigen,
Was etwa zu sagen sei —

Was durch diese stummen Zeichen
Ich zu leisten nur vermag,
Ob ich Beifall kann erreichen,
Bringt der Abend wohl zu Tag.

Motto: Stumm zu sein und doch beredt,
Darin der Mimik Kunst besteht.

Mimen, das ginge noch eher, aber schreiben und damit vor der Oeffentlichkeit ein ungewohntes Gebiet zu betreten, ist ein großes Wagniß, und es bedarf der ganzen und vollen Nachsicht meiner geehrten Leser, um der liebenswürdigen Aufforderung entsprechen zu können, mich mit der Erzählung einer Erinnerung aus meinem Leben in diesen Blättern verewigen zu dürfen. Man pflegt von den Ballerinen zu sagen, daß sie kurz geschürzt seien, und obschon bei mir, als Mimikerin, diese Ansicht nicht immer zutrifft, so will ich doch als Angehörige des Ballets dieser Anschauung nicht entgegentreten und mich mit einer kurzen Erzählung, einer Episode aus meinem Ferienleben, einfinden.

Ich pflege meine Theater-Ferienzeit, und auch einige darüber, in einer der reizendsten Sommerfrischen in der Nähe der Residenz zuzubringen. Vor mehreren Jahren verlebte ich den Sommer in der herrlichen, mit den schönsten Spaziergängen und den lohnendsten Fernsichten versehenen Gegend in der Brühl. Täglich pflegte ich in den Morgenstunden den in der Nähe meiner Wohnung gelegenen Föhrenwald zu besuchen und mich an dem Waldesduft und dem des Harzes

zu laben. Am Saume des Waldes nächst der großen Wiese saß gewöhnlich eine Frau, die alte Lennerl genannt, welche Obst, Feld- und Wiesenblumen feilbot. Theils aus Mitleid, andererseits darum, weil ich die Feld- und Wiesenblumen überaus liebe, kaufte ich mir öfters bei ihr einen Strauß, auch wurde ich ihre Obstkunde.

Gar bald hatte die freundliche alte Frau meine Vorliebe für diese reizenden Kinder der Natur erkannt, und jeden Sonntag Morgens brachte sie unaufgefordert und ohne ein Entgelt dafür entgegen zu nehmen, mir ein Sträußchen in's Haus und war auch später nicht zu bewegen, hiefür eine Entlohnung anzunehmen.

Gesprächsweise brachte ich in Erfahrung, daß die alte Lennerl seit ihrer frühesten Jugend, und da nur einmal in ihrem Leben, im Theater war, jedoch eine Oper nie gehört hatte; da nahm ich sie einmal zu Beginn der Herbstvorstellungen mit nach der Stadt und gab ihr einen Sitz in die Hofoper, wo ich an diesem Abend in der Auber'schen Oper: „Die Stumme von Portici" als Fenella beschäftigt war. Ich wollte Vorsorge treffen, daß die alte Frau nach der Vorstellung wieder nach der Brühl zurückfahren könne, da ich die Nacht und den nächstfolgenden Vormittag, an welchem ich eine Probe von „Melusine" mitzumachen hatte, in meiner Stadtwohnung zubringen mußte. Sie bestand jedoch darauf, mit der ihr befreundeten „Milifrau", der Foth-Toni vom Naschmarkt, am Morgen zurück zu fahren.

Wie erstaunte ich, als ich des anderen Tages Nachmittags nach der Brühl kam, im Orte unter den Land- und Dienstleuten die Nachricht von der alten Lennerl verbreitet zu finden, daß mich gestern Abends plötzlich meine Sprache verlassen haben sollte. Sie kam zu meiner Köchin athemlos herbeigestürzt: „Wissen's schon, liebe Mali, das große Unglück, unserer gnä' Fräul'n hat's gestern im Theater die Red' verschlag'n. Glei muaß i zum Doctor P. laufen und ihn bitten, daß er unserer armen Fräul'n helfen thut. So schön war Alles, und Alle haben so schön g'sungen, nur sie hat ka Wört'l außerbracht, umag'fahr'n is's mit die Händ', aber schad' war's, nacher hat's g'want und is z'sammgefall'n. Später hat sie sich tröst't und hat g'lacht, nacher is's auf die Kniee umag'rutscht und hat unser'n Herrgott schön bitt', aber aus war's, es war umasunst. Jessas na, so a Unglück! O Gott!" Es kostete mich einen Gang zur alten Lennerl und bedurfte meiner ganzen Ueberredungskunst, dieser zu beweisen, daß die Stumme nun wieder sprechen könne, und so auch das Gerücht verstummen zu machen.

Katharina Abel.

Heidelbeeren.

Ich gestehe ganz offen, daß mir die Sache sehr unangenehm war; im Grunde genommen eine im jugendlichen Uebermuth verübte Dummheit, derentwegen jetzt meine Nächte unruhig, meine Träume beängstigend und die Tage wie von einem drohenden Fatum verfinstert wurden. Mir schmeckte das Pilsner nicht mehr; Cigarren und Wein ließen mein für ihre Vorzüge sonst so leicht zugängliches Gemüth ganz kalt, und selbst an meinem tiefen C und den schönen blauen Hosen, einem wahren Wunder der höheren Schneiderkunst, empfand ich kein Vergnügen mehr. Das war ein beängstigender Zustand. Carl, sagte ich zu mir, die Sache geht nicht länger in dieser schwitzenden Ungewißheit weiter; hier muß Rath geschaffen werden. Aber wie? Heiliger Himmel! Wie!? Der Himmel sah sich jedoch gar nicht veranlaßt, meinen inbrünstigen Fragen Rede zu stehen. Ich rief also den Chef der unterirdischen, geschwänzten Götter an. Teufel, knurrte ich durch meinen Schnurrbart hindurch: Teufel! Aber auch die Hölle schien mir entweder nicht gewogen, was ich schließlich bei meinem nach streng stoischen Grundsätzen geregelten Lebenswandel ganz begreiflich fand . . . oder der Teufel war schwerhörig geworden. Und doch waren eben diese vortrefflichen stoischen Grundsätze nicht im Stande gewesen, mich vor der miserablen Situation zu bewahren, in welcher ich mich jetzt befinde. Man denke (bitte, Frau von Meier, denken Sie auch mit, die Gelegenheit ist selten günstig), also man denke: sitze ich eines Tages, der schon ziemlich auf die Neige ging, seit drei Stunden bei meinem letzten Glase Pilsner inmitten meiner besten Freunde, zwischen dem Tenoristen Staccato und einigen fröhlichen Gesellen, mit welchen ich schon auf der Schulbank unseres

Gymnasiums Freundschaft geschlossen hatte. Die Unterhaltung war aus dem Tone einer gemüthvollen Mittellage allmälig in eine höhere Octave hinaufgeschraubt worden, was dem Tenoristen Staccato große Freude zu machen schien; aber die Höhe macht hitzig, das ist eine psychologische Wahrheit, an welcher nur ein ganz miserabler Stümper wird deuteln wollen. Vergeblich schlug ich vor, die Unterhaltung in griechischer Sprache zu führen, ein Vorschlag, der, wäre er ausgeführt worden, das Ungestüm der Reden gemäßigt, den Adlerschwung der geflügelten Worte in sanften Taubenflug verkehrt hätte. Aber dieser Tenorist Staccato wußte nicht mehr, wie „ich liebe" auf Griechisch heißt. Und als wir in einer dem individuellen Gefühlszustande angepaßten Weise von der Liebe sprachen, erklärte Freund Staccato: „Ich liebe Clara." Donnerwetter! Clara? Ja, sagte er, Clara, und er sang sofort eine lange Roulade, die bis in's hohe C hinaufwinselte. Es ging mir durch und durch; der Mensch mit dieser fadendünnen Stimme liebte Clara! — Das ist eine Beleidigung, sagte ich und schonte dabei meine beiden Lungenflügel so wenig, daß die Hosenträger platzten. Ich liebe sie . . . o Clara! — Meine Cadenz erstreckte sich vom oberen C bis hinunter in die wundervollsten Tiefen meines tiefen Organs, wo ich mit einem allertiefsten Brummen meine Seele aushauchte. Und dann erklärte ich dem Staccato kurz und bündig: Du bist ein Lump, eine Canaille, und fügte diesen Lapidarworten die zarte Anspielung hinzu: ein ABC-Schütz. Er machte darauf eine „Anspülung" auf meine neuen blauen Hosen. Ich war außer mir, hieb auf den Tisch, daß die Gläser eine Entdeckungsreise nach dem Plafond des Zimmers antraten — — kurz und gut, die Situation, vor welcher meine stoischen Grundsätze mich hätten bewahren sollen, war in Lebensgröße da; eine Forderung auf gezogene Pistolen war ihr Ende — — —

Ich sollte meinen Freund Staccato todtschießen! Nimmermehr!

Er sollte seinen Freund Carl todtschießen! Noch viel weniger! Ja, aber Einer muß doch todtgeschossen werden, sonst hat ja das ganze Duett keinen Zweck! Vielleicht ließe sich einer der Secundanten todtschießen? Nicht? Oder der Doctor, womit der gesammten Menschheit vielleicht ein Dienst wäre erwiesen worden . . .?

So rückte der Tag heran, an welchem in einem benachbarten Walde mit dem obligaten romantischen Hintergrunde das Duell ausgefochten werden sollte. Im Morgengrauen brach ich vom Hause auf . . . und aus der Stadt schritt ich hinaus am Arme meines Cartellträgers; die Junisonne tauchte aus dem Morgennebel empor und sah wie ein rothes Loch aus, das eine Kugel in den Himmel

gemacht. Blut über Blut schien auf die Wolkenballen herabzuträufeln, die am Horizonte lagerten . . . Von unseren Feinden war nichts zu sehen; auf halbem Wege begegneten wir einem frühen Wanderer, der einen kleinen Handwagen zog. Als er an uns vorüber wollte, machte er Halt und bot uns die eben im nahen Walde frisch gepflückten Heidelbeeren an. Sollten wir? Ei, sie sahen so schön, so üppig schwellend und saftreich aus, diese Heidelbeeren; ihre tiefblaue Farbe erinnerte mich an Clara's Augen . . . O diese Augen! Das entschied. Zwei große Düten erwarben wir für einige Scheidemünze, und während wir unserem Bestimmungsorte entgegenschritten, leerten wir die Düten und aßen die köstlichen Früchte bis auf die letzte Beere auf. Der Wald, in dessen Hand sozusagen mein Leben lag, dehnte sich vor uns aus; nur wenige Minuten noch, und die grünen Fichten reckten sich empor wie gewaltige Zeugen des Schauspiels, das blutig sich zu ihren Füßen abspielen sollte. Unsere Feinde waren schon an Ort und Stelle; sie schienen sich die Zeit auch mit dem Genuß von Heidelbeeren vertrieben zu haben; denn ihre Lippen waren wie ihre Zähne und ihre Finger ganz blau geworden. Wir standen im dichten Heidelbeerteppich; große, kräftige Büschel, Beere an Beere, soweit das Auge reichte.

Ich sah nach der Uhr, wenige Augenblicke trennten uns von dem Stündlein, das Einem von uns schlagen sollte. Wo blieb nur der Doctor? Er war der allein noch Fehlende. Vielleicht, und das war sehr wahrscheinlich, hielt ihn irgend eine im Dienste der leidenden Menschheit zu verrichtende gute That zurück; aber ohne Doctor — so hatten die Zeugen beschlossen — sollte nicht geschossen werden. Wir warteten und warteten; er kam nicht; die Zeit wurde lang; Hunger und Aufregung ließen uns eine Beschäftigung suchen, die dem Magen schmeichelt und zugleich die Zeit ausfüllt. Was war da natürlicher, als daß wir mit der Leistungsfähigkeit einer gelinden Verzweiflung den Heidelbeeren unsere Complimente machten und eine unglaubliche Menge der verlockenden, erquickenden und erfrischenden Beeren verzehrten? Wer würde uns schelten, daß wir im Angesicht des Todes Heidelbeeren aßen? Warum nicht? Hat nicht Sokrates im Angesicht des Todes eine angenehme Schierlingsbowle getrunken? Wollte er nicht sogar noch ein Backhändl essen, hätte die Zeit nur gelangt? Wir hatten das Bewußtsein, daß wir als Weise und Männer uns benahmen, und als Weise und Männer wollten wir sterben! Wir aßen weiter; unsere Lippen und Zähne hatten eine tiefschwarze Färbung angenommen. Was thut's? Genießen wir doch das Leben, so lange es geht! Aber die Virtuosität, mit der wir diese

letzten Augenblicke angenehm auszufüllen bestrebt waren, kam zu jähem Abbruch, als der Doctor endlich — das heißt, viel zu früh — auf der Bildfläche erschien. Mit einem Schlage änderte sich das liebliche Idyll, und der finstere Ernst breitete seine dunklen Schwingen über die Situation.

Die Secundanten erhoben sich aus dem grünen Gewirre und schickten sich an, die Waffen zu laden. Sie prüften die Pistolen, öffneten die Ladekasten, holten Pulver und Kugeln hervor; mit ängstlicher Spannung sahen wir dem interessanten, nur, wie es uns scheinen wollte, etwas zu hastigen Gebahren zu. Plötzlich machte der Eine von ihnen ein bedenkliches Gesicht, sagte „Pardon!“ und schlug sich zur rechten Hand in ein Fichtendickicht . . .

Während ich noch über die treibenden Ursachen dieser neuen Unterbrechung nachdachte, folgte auch schon der zweite der Blutzeugen dem Beispiele des ersten; er zog sich zur linken Hand in's Privatleben zurück, nicht ohne vorher mit süßsaurer Miene „Pardon, meine Herren!“ gesagt zu haben . . .

Merkwürdiger Fall!

Staccato stand mir jetzt gegenüber; der arme Kerl! Ich sollte ihn also wirklich todtschießen! Er that mir so leid; sein Gesicht war blaß; der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirn; er stöhnte und wand sich hin und her. „Die verfluchten Heidelbeeren!“ schrie er endlich auf, und mit einem grotesken Sprung flüchtete er in das schützende Gebüsch.

„Links, Herr Staccato, links,“ rief der Doctor lachend, „links ist Ihr Zeuge . . .“ Aber für meinen guten Staccato war links und rechts in seiner Herzensangst eine viel zu spitzfindige Unterscheidung.

„Ja, Kinder,“ sagte der Doctor zu mir, „was macht Ihr denn da für Geschichten? Ich fürchte, wir werden Euer Duell bis auf eine Zeit verschieben, wo es keine Heidelbeeren mehr gibt! . . .“

„Ist mir ganz recht, lieber Doctor,“ antwortete ich, „aber ich möchte 'mal nachsehen, was heute Abends im Theater gegeben wird, und einige Familiennachrichten . . . Donnerwetter, ich muß fort . . .“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich freue mich dem Leser versichern zu können, daß ich mich körperlich und seelisch sehr wohl befinde, wohl deswegen, weil ich mich des Blutvergießens an jenem Duellmorgen enthalten habe. Mit Staccato habe ich mich wieder ausgesöhnt, und wenn wir von Liebe sprechen, so bedienen wir uns noch der griechischen Sprache. Und wenn Du einmal ein Duell hast, lieber Leser, so mache es wie wir: iß Heidelbeeren, iß Heidelbeeren!

Carl Grengg.

„Weltfrieden.“

Eine kleine Begebenheit aus Ihrem Leben oder dergleichen“ . . . So hat die Schriftleitung ihr Ansuchen um einen Beitrag formulirt.

„O mit größtem Vergnügen — nichts leichter als dies!“ Da setzt man sich denn hin vor ein weißes Blatt Papier, tunkt die Feder ein und beginnt nachzudenken. Die „kleinen Begebenheiten“ alle, deren man sich erinnern kann, müssen Revue passiren. Scenen aus der Kindheit, aus der ersten (zweiten und dritten) Jugend, erlebte Freuden und Kümmernisse, Glücks- und Unglücksfälle, gescheiterte Hoffnungen, erreichte Ziele; Bilder aus dem Reise-, Bade- und Weltleben; interessante Persönlichkeiten, denen man auf seinem Lebenspfade begegnete: alles das tritt eines nach dem anderen — mitunter auch in buntem Gewirre gleichzeitig — vor das innere Auge, und nach einer halben Stunde hat man seine Memoiren durchgedacht — aber die Feder ist getrocknet und das Papier noch immer weiß . . . Ja, dürfte man neun Bände schreiben, so wäre das ganz einfach. Aber die Wahl — das ist die Qual. Welche der kleinen Begebenheiten — es sind auch ganz große dabei — soll man als die dekameronefähigste hervorholen? Welche ist so recht geeignet, in wenigen Zeilen erzählt zu werden und den bei solchen Anlässen stets wahrgenommenen Doppelzweck zu erfüllen, den Hörer zu interessiren und den Erzähler „interessant zu machen“?

Wozu sich noch weiter mühen? Wessen das Herz voll ist, dessen geht der Mund über, und statt die verblaßten Erinnerungsbilder der Vergangenheit heraufzubeschwören, will ich das jüngste Ereigniß aus meinem Leben erzählen — etwas, das meine eigene Wenigkeit betrifft, das aber zugleich im Zusammenhange mit einer Frage steht, welche die höchsten Interessen aller Völker Europas umfaßt . . . die Frage von Krieg und Frieden. Die „Begebenheit“ ist folgende:

Vom 14. bis 19. Juli d. J. tagt in London, Westminsterhalle, ein internationaler und interparlamentarischer Friedens-Congreß. Vor Kurzem erhielt ich zu meiner großen und freudigen Ueberraschung ein Schreiben aus London, in welchem mir im Namen des Comités mitgetheilt wird, daß in der letzten Sitzung einstimmig der Beschluß gefaßt wurde, die Verfasserin von „Die Waffen nieder!" zu einem der Vicepräsidenten des Congresses zu ernennen.

Das ist der schönste Lohn, der bisher meinen literarischen Bestrebungen geworden ist, und daß mir diese Auszeichnung lebhaft Herz und Sinne bewegt, daß ich sie als erzählenswerthes Ereigniß empfinde, das wird man mir nachfühlen. Daß aber Viele, die von der Sache hören und sie vom politischen Standpunkte betrachten, sich des Lächelns und Achselzuckens nicht erwehren werden — das fühle ich ihnen nach. „Friedens-Congreß" klingt schon an sich gar manchen Leuten als gleichbedeutend mit utopistischer Schwärmerei, und jetzt gar noch eine Frau unter den Vicepräsidenten: das läßt sich schon gar nicht mehr ernst nehmen! — Freilich, wenn man sich vorstellt, daß ein Häuflein machtloser Privatleute sich zusammenthut, um berathend die politischen Geschicke des Erdtheiles lenken zu wollen, so hat dies etwas — gelinde gesagt — „Unpraktisches" an sich; allein diese Vorstellung entspricht nicht der Wirklichkeit. In unseren verfassungsmäßig regierten Staaten liegt die Macht in Händen der Volksvertreter, und wenn diese, was in den Congressen beschlossen worden, in den Parlamenten einmüthig als Forderungen vorbringen, so werden ihre Anträge Gesetzeskraft erlangen. Es sind also thatsächlich nicht nur machtlose Leute, die im vorigen Jahre im Ausstellungspalast in Paris, heuer in London, in kommenden Jahren wieder an anderen Orten sich versammeln, um durch ihre Arbeiten der Abschaffung des Krieges die Wege zu bahnen; denn unter Denjenigen, die den Friedens-Gesellschaften angehören und ihre Congresse beschicken, befinden sich Parlamentarier aus allen Ländern: aus dem englischen Unter- und Oberhause allein mehrere hundert Mitglieder; französische und italienische Deputirte, Senatoren und Minister; Reichsboten aus Deutschland, Oesterreich und Skandinavien; aus Spanien der Abgeordnete Nacuarto, der erst kürzlich vor den Cortes den Antrag auf allgemeine Abrüstung stellte ... Abrüstung und Schiedsgericht: das sind keine unmöglichen Träume (die armeelosen Staatenvereinigungen von Amerika liefern den Beweis), es sind die nächsten Stufen im aufsteigenden Entwicklungsgange der Culturmenschheit; es ist der Uebertritt aus dem Zustande der Gewalt in den Zustand des Rechtes, es ist für die Staaten dasselbe, was für die Einzelnen —

Aber ich besinne mich rechtzeitig: hier ist nicht der Platz zu völkerrechtlichen Abhandlungen, nur um mein Erlebniß handelt es sich da — nur um die Ehre, die der österreichischen Schriftstellerin widerfahren. Und so gering der Antheil auch sein mag, der meiner Leistung in der Förderung der Friedenssache allenfalls zukommt, so erfüllt es mich doch mit Stolz — und ich bitte meine in diesen Blättern mich umgebenden Kunstcollegen und Colleginnen, mit mir stolz zu sein — daß an eine — Romandichterin als solche der Ruf ergangen ist, an einem die wichtigsten Völkerfragen berathenden Politiker-Congreß mitberathend theilzunehmen.

Daß ich nicht mitberathen werde, daß ich ganz außer Stande wäre, noch dazu in solcher Versammlung (die Liste der Vicepräsidenten weist die Namen von 29 Parlamentsmitgliedern, 3 Bischöfen 2c. auf), auch nur Ein Wort laut zu sprechen, das sei hier gleich hinzugefügt. Die mir durch jenes verliehene Ehrenamt auferlegten Pflichten kann ich unmöglich mit persönlichem Eintreten, sondern nur mit der Feder zu erfüllen trachten; und indem ich die gegenwärtige Gelegenheit benützte, um über die Zusammensetzung und Ziele der vielfach verkannten Friedens-Congresse einige Kunde zu verbreiten, habe ich auch nur im Sinne der mir gewordenen Aufgabe gehandelt.

Bertha v. Suttner.

Im Mai 1890.

Naphthalin.

Die Winterkleider werden eingestreut ... Das ist eine Elegie! Ja wohl, lächeln Sie nur — ich wiederhole es: eine Elegie! Sie können das freilich nicht wissen, denn Sie waren nicht dabei. Aber Sie dürfen es glauben, da ich's Ihnen sage. Ich lüge ja fast nie, wenn ich mir keinen unmittelbaren Vortheil davon verspreche. Auch entschließe ich mich nur äußerst selten, weich zu werden. Aber wenn man die Winterkleider einstreut — und die Teppiche ebenfalls — dann entsteigt ihnen ein duftender Hauch von Melancholie. Eigentlich ist es der Geruch von Naphthalin. Wenn die Stoffe beispielsweise durch Kampher gegen den Mottenfraß geschützt werden, ehe wir die sommerliche Stadt verlassen, so empfinde ich keine Rührung ... Sie verstehen noch immer nicht? Ja, dann kann ich Ihnen nicht helfen und muß es erzählen ... Aber erst noch einmal mit tiefem Athemzug den schweren Duft eingesogen — den Duft, der mich zurückträgt in die andere Zeit.

Ah ... Ich bin wieder fünfzehn Jahre alt — es ist reizend! Sommernachmittag. Breit liegt der Sonnenschein auf den Gassen. Ich komme aus der Schule heim. Wir lasen den Horaz, natürlich ohne ihn zu verstehen. Es ist immer so. Erst wenn man zurückblättert ... Sollte übrigens Jemand anderer Ansicht sein, so werd' ich mit ihm nicht streiten, heute nicht ... Wir lasen also den Horaz. Vielleicht das wundersüße „Donec gratus“? Ich weiß es wirklich nicht mehr. Heimgekehrt, die Bücher weggeworfen und hinüber in die Nachbarschaft. Denn wir sind Nachbarskinder, wir Drei. Das hat der Zufall gut gefügt. Wenn wir nur unser Zwei wären, wär' es Pyramus und Thisbe, die alte Geschichte. Aber wir sind unser Drei: ich und die zwei Mädchen. Die Eine vierzehn, die Andere drei

Jahre alt. Sie werden mit ihren Eltern morgen verreisen für den ganzen Sommer. Wie ich hinübergehe, sind Alle eben mit den letzten Vorbereitungen beschäftigt. Koffer und Kisten werden gepackt, die Winterkleider eingestreut und die Teppiche ebenfalls. Die Jalousien sind gegen den Sonnenbrand herabgelassen, grüne Dämmerung ist in der ganzen Wohnung, und ein scharfer Geruch liegt in der Luft.

Wir Drei werden ersucht, uns ruhig zu verhalten und Niemandem im Weg zu stehen. Die ganz Kleine spielt in einer Ecke, der Größeren erzähle ich jugendlicher Othello halblaut meine Heldenstreiche vom Tage. Ich schneide selbstverständlich stark auf — wie wenn ich schon eine Ahnung davon hätte, daß man weibliche Herzen nur durch Blenderei und Uebertreibung gewinnt. Zwar kann ich dieser vierzehnjährigen Desdemona zu meinem Bedauern nichts von erlegten Anthropophagen mittheilen, aber schon der Lateinlehrer nimmt in meiner Darstellung abenteuerliche Gestalt an. Und wie freche Antworten ich ihm gegeben habe — gar nicht wahr! — und wie ich mich geschickt durchgeschwindelt habe, ohne vorbereitet gewesen zu sein — auch erlogen. Aber sie traut mir achilleischen Trotz und odysseische Verschlagenheit zu, und das ist die Hauptsache. Denn es kommt in dieser Welt nicht darauf an, daß man wirklich ein Held sei; es genügt, wenn man dafür gehalten wird . . . Weiter fließt der Strom meines gymnasialen Heldengedichtes, und ich melde homerisch von Kämpfen mit stärkeren Knaben, die ich angeblich besiegte . . .

Dann fängt die Kleinere an, unruhig zu werden. Sie will, daß wir mit ihr spielen. Ja, aber was? Herumlaufeu dürfen wir jetzt nicht.

„Versteckens?“

Sehr gut. Für das Spiel schwärme ich. Doch ist es eigentlich nicht mehr meines Alters. Ich lasse mich erst nach längerem Zögern dazu herbei, indem ich meinen Gefährtinnen die Wohlthat, die ich ihnen damit erweise, recht deutlich zu fühlen gebe. Wer soll suchen? Das Los fällt auf Desdemona. Sie muß sich entfernen. Dann verberge ich die Kleine hinter einem Vorhang und suche für mich selber einen Versteck. Etwas Besonderes muß es sein, wo man mich nicht gleich findet. Hinter'm Ofen? Zu gewöhnlich. Halt, ich hab's. Da unter das Canapé. Es hat zwar nur kurze Füße, der Raum ist sehr eng, aber gerade darum wird sie mich hier nicht suchen. Und mühsam krieche ich unter das Gestell . . . Dann kommt sie und späht umher. Ich liege regungslos, halte den Athem an. Eine eigenthümlich süße Angst hat sich meiner bemächtigt, eine angenehme Beklommenheit, die unschuldige Aufregung des Kinderspiels. Das Blut pocht mir in den Schläfen, und der schwere Duft von Naphthalin ist um mich her.

Wird sie mich finden? Sie kommt und geht. Ich sehe, wie ich da auf dem Boden liege, nur ihre wohlgeformten kleinen Füße, die in ledernen Knöpfelschuhen stecken. Sie kommt und geht, und ich — und ich weiß plötzlich, daß ich sie liebe. Das ist der unvergeßbare Augenblick, so komisch, so rührend. Ich entdecke mein Herz unter dem Canapé . . . Sie sucht, sucht, erfolglos. Die kleine Schwester ist von ihr längst bemerkt worden, denn deren weißes Kleidchen schimmerte durch die Oeffnung des Vorhangs. Aber Baby soll die Freude der Unfindbarkeit haben. Baby kehrt nämlich das Gesicht der Wand zu, sieht nichts und meint darum, daß man es auch nicht sehe . . . Die Sucherin gibt endlich ihre Bemühungen auf.

„Kommt hervor!“ ruft sie lachend und gereizt, „ich kann Euch nicht finden!“

Und wir kommen hervor. Baby jubelnd, seelenvergnügt. Ich aber, ich winde mich unter großen Schwierigkeiten hervor, und wie ich wieder aufrecht dastehe, bin ich vor ihr zum ersten Male verlegen, bringe kein Wort hervor, denn die sonderbare süße Angst von vorhin schnürt mir noch immer die Kehle zu. Auch *sie* redet nichts, aber sieht mich lächelnd an, spöttisch lächelnd . . .

. . . Weiter hat sich nichts begeben. Erriethen wir einander? Nein! Kinder halten sich für unsichtbar, wenn sie nichts sehen . . . Doch wenn das längst, längst vorbei ist, so kommt noch manchmal eine Duftwelle der Erinnerung gezogen, wie aus fernen Gärten. Es ist geradezu bezaubernd. Ich bin wieder fünfzehn Jahre alt . . . Das macht das Naphthalin.

Ja, wenn die Winterkleider eingestreut werden . . .

Theodor Herzl.

Meine Bühnenlaufbahn.

„Mir fällt merkwürdig oft nichts ein," so schrieb Paul Lindau in ein Album. Man braucht nicht einmal ein Schriftsteller vom Range Lindau's zu sein, um die gleiche Bemerkung an sich zu machen. Es nützt aber nichts, ich habe versprochen, dem Dekamerone einen Beitrag zu liefern — also geschriftstellert muß werden, und da ich nichts Anderes zu erzählen weiß, theile ich dem geneigten Leser Einiges über meine Künstlerlaufbahn mit. Möge er es gütig aufnehmen.

Als Kind von fünf Jahren begann ich meine Theatercarrière; sechs Jahre alt, erhielt ich meinen ersten Kranz von Marie Geistinger. Die Gallmeyer schenkte mir, so oft ich mit ihr spielte, ganze Ladungen von Zuckerwerk. Mit Ausnahme der „Zuckerln" sind meine Erinnerungen an die Gallmeyer dunkel. Zum Andenken an sie bewahre ich ein Bild.

Es stellt die Gallmeyer in dem bekannten Einacter: „Im Thiergarten" und meine kleine Persönlichkeit, fünf Jahre alt, vor. Man könnte dieses Bild zwei Generationen Soubretten nennen.

Als meine Ideale hatte ich mir ein Quartett zusammengestellt: Charlotte Wolter, Adolf Sonnenthal, Marie Geistinger, Josefine Gallmeyer.

Mit Charlotte Wolter weinte ich als kleine Deborah um die Wette, mit Sonnenthal lachte ich herzlichst, wenn er mir Schnurren und Märchen erzählte. Mir wurde sogar die gewiß seltene Ehre zu Theil, von Sonnenthal höchst eigenhändig frisirt zu werden, ihn liebte ich ganz besonders, und das ist die einzige Liebe, der ich bis heute treu geblieben bin. Sonnenthal weilte nach einigen Jahren wieder in Budapest, meiner Vaterstadt, ich ging zu ihm, mit der Bitte, mir einen Rath zu ertheilen, welchem Fache ich mich widmen

sollte; ich spielte ihm die Jane Eyre aus der „Waise von Lowood“ vor; er war, wie immer, überaus liebenswürdig, sagte, daß er ein großes Talent in mir vermuthe, und bot mir an, mich in jeder Weise zu unterstützen; er gab mir ferner den Rath, noch ein Jahr zu Hause brav zu lernen, und versprach mir, mich nach dieser Zeit in eine Wiener Theaterschule zu bringen und meine Studien überwachen zu wollen, um mich, sobald ich mein fünfzehntes Jahr erreicht hätte, an das Burgtheater zu engagiren.

Selig über sein Lob und überglücklich über seine Güte, ging ich von ihm, versprach, mich zur richtigen Zeit in Wien einzufinden, und doch — kam es anders.

Der Capellmeister Cleer gab mir Clavierunterricht und — entdeckte meine Stimme; ich fing an, Lieder zu singen und studirte einige Operettenpartien. Eines Tages bat mich mein Lehrer, ich sollte einmal zu seinem Benefice singen, er glaubte auf ein volles Haus rechnen zu können, wenn ich auftreten würde, weil ich als Wunderkind in meiner Vaterstadt eine kleine Berühmtheit war. Meine Mutter meinte, ich sei ja noch zu jung und zu klein — ich wurde meiner kleinen Figur halber das „Nockerl“ genannt — das macht nichts, erwiderte mein Lehrer, und so gab meine Mutter ihre Einwilligung zu meinem Debut. Tags darauf theilte mir mein Lehrer mit, Director Strampfer wolle mich sehen und hätte zu diesem Zwecke eine Probe von „Drei Paar Schuhe“ angesetzt.

Die Rolle der Leni hatte ich studirt, also machte mir die Probe weiter keine Schwierigkeiten; schlimmer war es mit meiner Toilette bestellt, als großes Fräulein sollte ich mich vorstellen und trug noch ganz kurze Kleider wie ein Schulmädchen. Meine Tante wußte Rath, sie gab mir ein Kleid, dessen Schleppe mich zwar sehr genirte, aber ich war doch stolz darauf; die viel zu weite Taille wurde mit den verschiedensten Utensilien ausgefüllt — die große Dame war fertig. Nach der Probe entschied Friedrich Strampfer mein Schicksal mit den Worten:

„In dieser Kleinen steckt eine kleine Gallmeyer — ich engagire sie sofort mit siebzig Gulden monatlicher Gage.“

Einmal war ich nahe daran, mein Soubrettenthum über den Haufen zu werfen, es war in Berlin. Das erste Theater Berlins cultivirte hauptsächlich das Lustspiel und den Schwank, und so begann ich das Fach der naiven Liebhaberin zu spielen. Das Töchterlein des „Dr. Klaus“ machte den Anfang, darauf folgten Ilka Eötvös in „Krieg im Frieden“, Cyprienne in Sardou's gleichnamigem Stücke, kurz, fast alle „Naiven“ der Lustspiele, die in den Jahren 1879 bis

1884 geschrieben und fast ausnahmslos zuerst am Wallnertheater gegeben wurden. In dieser Zeit war es auch, daß mir Altmeister Laube einen Engagementsantrag an das Wiener Stadttheater machte; wie gerne hätte ich diesem ehrenvollen Rufe Folge geleistet, aber ich hatte in Berlin langjährigen Vertrag; die Direction verweigerte mir die erbetene Entlassung; es war mir eben erst unter der Direction Tatartzy bestimmt, nach Wien zu kommen. Welche Angst hatte ich vor der gestrengen Wiener Kritik, vor dem kunstsinnigen, anspruchsvollen Wiener Publicum! Mit einem Retourbillet in der Tasche kam ich zum Gastspiel hieher. Am 5. September 1885 trat ich am Carl-Theater auf, und am 6. hätte ich mit keinem König getauscht, da wußte ich, daß die Wiener Presse unendlich liebenswürdig und das Wiener Publicum das beste der Welt ist. Mein Billet ist verfallen, und ich möchte mir kein neues lösen — denn warum:

's gibt nur a Kaiserstadt,
's gibt nur a Wien.

Marie Schwarz.

Aus meiner Kindheit.

Gewisse Worte oder an sich belanglose kleine Scenen können wir nimmer vergessen. Jahre mögen vergangen sein, seit die ersten gesprochen wurden, die zweiten sich abgespielt haben — sie bleiben lebendig in unserem Gedächtnisse und funkeln, gleich zarten Sternen, an unserem oft recht schwer bewölkten Lebenshimmel. Wir erinnern uns dann gerne an jene Worte und Ereignisse aus fernen Kindertagen und an die lieben Menschen, welche uns damals zur Seite standen und die heute nicht mehr sind — und vor Allen ist es das Bild meiner Mutter, welches unzertrennlich Hand in Hand geht mit meinen Erinnerungen aus der Kinderzeit, denn sie war eine jener Mütter, die ihren Kindern Alles ist. Ihr tief religiöser Sinn war auf uns übergegangen, und wie sie es war, die uns beten lehrte, so ist auch sie es gewesen, die uns mit Gottes Geboten vertraut machte. Wir waren gute und anhängliche kleine Geschöpfe. Wie hätte dem auch anders sein können! Umgab uns doch nur Liebe, Sorgfalt und das beste Beispiel. Ein Wort, das ich als kleines Ding von sechs oder sieben Jahren sprach, mag ein Streiflicht auf meinen Charakter und die mir zu Theil gewordene Erziehung werfen. „Mutter," fragte ich einmal, „ist denn lügen nicht schrecklicher als stehlen?" Wir wurden nicht verschüchtert, nicht durch die Androhung von Strafen geängstigt und hörten von den Eltern immer nur die Wahrheit reden; und darauf kommt es ja in erster Linie an. Wie wäre es da möglich gewesen, uns das Lügen anzugewöhnen?

Ein anderes Mal ging ich mit meiner Mutter spazieren. Wir waren eben im Begriffe, eine Straße zu übersetzen, als ein Wagen in scharfem Trabe um die Ecke bog. Meine Mutter übersah und überhörte das Fuhrwerk — ich aber hielt sie am Kleide fest und rief

ganz entsetzt: „Mutter, ein Wagen!“ Bestürzt wich sie zurück, und als wir dann weitergingen, sagte sie — wohl um mir eine Freude zu machen, denn so arg war die Gefahr nicht gewesen — mit heimlichem Lächeln zu mir: „Siehst Du, mein Kind, jetzt hast Du mir vielleicht mein Leben gerettet.“ Der Gedanke, meiner geliebten Mutter vielleicht das Leben gerettet zu haben, erfüllte mein kleines Herz mit so mächtiger Rührung, daß ich die Hand der Mutter erfaßte und mit großem Ernste sprach: „Ich werde immer bei Dir bleiben, Mutter, Dir immer zur Seite stehen und Dich niemals verlassen.“ In späterer Zeit hat meine Mutter mir gesagt, daß dieses Kinderwort und noch mehr der Ton, in welchem ich es gesprochen, ihr unvergeßlich geblieben seien.

Ein anderes Mal wieder — wir wohnten auf dem Lande und hatten unsere Großmutter als lieben Gast im Hause — widerfuhr mir, zum ersten Male in meinem Leben, das Mißgeschick, mich beim Kaffeetische zu „verschlucken“. Von Gefahr war natürlich nicht die Rede, ich aber meinte nicht anders, als daß ich ersticken müsse. In meiner Angst und Noth wußte ich mir nicht besser zu helfen, als daß ich aufsprang und mich in die Arme der Mutter warf. Diese klopfte mich auf den Rücken und schüttelte mich ein wenig, worauf wieder Alles in Ordnung war und ich, in Folge der ausgestandenen Aufregung, wie dies bei Kindern üblich ist, in ein jämmerliches Heulen ausbrach. Die Mutter nahm mich auf den Schoß und tröstete mich, und während sie mich liebkoste, sagte die Großmutter zu ihr: „So ein Kind! Immer läuft's zur Mutter, wenn ihm etwas fehlt, und meint, wenn Niemand ihm helfen könne, die Mutter muß es können!“

Ja, das meine ich noch heute. Aber wenn jetzt etwas mir weh thut — und heute sind's ganz andere Schmerzen — habe ich keine Mutter mehr, zu der ich flüchten könnte. Ich habe ihr auch mein kindliches Versprechen, immer bei ihr zu bleiben, nur wenige Jahre halten können. So lange ist sie schon todt — und der Traum, ihr im Alter, wenn sie selber schwach und einer Stütze bedürftig geworden, alle die mir bewiesene Treue und Sorgfalt zu vergelten, hat sich nicht verwirklichen können. Aber ihr Bild lebt in unserem Herzen fort, und zu werden, wie sie gewesen, ist mein und meiner Geschwister innigstes Bestreben.

Emil Marriot.

Wie ich zum zweiten Male entdeckt wurde.

Alljährlich wenn die Hamburger Opernsaison zu Ende, machte ich mit einigen Freunden und Collegen eine Ferienreise in mein herrliches Salzburger Heimatland. Diese Wanderungen waren immer sehr heiter und fröhlich und werden uns Allen unvergeßlich bleiben. Auf unseren Gebirgstouren kamen wir auch einmal in's schöne Gasteinerthal, wo wir uns länger aufhielten und auch bald sehr bekannt wurden.

Wir wurden in der liebenswürdigsten Weise aufgefordert, zum Besten eines dortigen Verschönerungs-Vereines ein Concert zu geben, was wir auch gerne zusagten.

Während der Vorbereitungen zu diesem Concertabend hatten wir noch immer genug Zeit, unsere Ausflüge in's Gebirge zu unternehmen.

Einmal, als ich mit meinem Collegen E. von der Spitze des Gamskarkogels zurückkehrte, trafen wir in einer Almhütte mit einem alten Jäger zusammen, mit welchem wir anbandelten und welcher uns mit einigen Jägergeschichten aufwartete und bös' zum Aufschneiden anfing. Wir stellten uns dumm und glaubten Alles, gingen auch mit ihm weiter. Unterwegs fragte er uns, wer wir wären und woher; wir blieben auch nicht bei der Wahrheit und erzählten, wir wären amerikanische Plantagenbesitzer (weiß Gott, wie uns gerade das einfiel), wollten uns gern die Welt ansehen, Geld hätten wir ja, Gott sei Dank, genug.

Der Jäger stutzte, wurde ungemein neugierig, und wir erzählten von Jaguar- und Bärenjagden, Sechzehn- und Zwanzigendern, daß sich ihm vor Neid die Augen verdrehten. Manchmal mußten wir aus-

setzen, um das Lachen zu ersticken, wenn Einer gar zu toll zum Aufschneiden anfing. Unserem alten Jägersmann ging im aufmerksamen, staunenden Zuhören wohl zwanzigmal die Pfeife aus. Als wir uns schließlich trennten, machte er uns noch aufmerksam, daß in den nächsten Tagen unten in Gastein von zugereisten berühmten Komödienleuten ein Concert veranstaltet würde. Wir versprachen, dasselbe zu besuchen, auch wir wären große Kunstverehrer, und es käme uns, um den Verschönerungs-Verein und die Kunst zu fördern, auf ein paar Hundert Dollars gar nicht an. Der Alte riß Augen und Mund auf und konnte nur staunend sagen: „Herrgott Sakra!“ — Darauf verabschiedeten wir uns.

Ein paar Tage später kam ich allein von einer größeren Tour aus einem benachbarten Hochgebirgsthal zurück. Unterwegs kehrte ich in einem von Fremden häufig besuchten Wirthshaus ein; ich war in der salzburgischen Jägertracht und sah bedeutend verbrannt und verwildert aus. Bald sprach mich ein fremder Herr an und fragte mich, ob ich wohl ein Jäger oder Forstmann aus der Umgegend wäre. Mich plagte schon wieder der Teufel, und ich antwortete im breiten salzburgischen Dialekt, daß ich ein „Jaga“ aus Großarl wäre. Beinahe wäre ich im ersten Augenblick übel angekommen, da sich die Kellnerin in's Gespräch mischte und bemerkte, daß sie die Jäger dort alle gut kenne — mich hätte sie aber nie dort gesehen. Ich ließ mich gar nicht verblüffen, neckte sie zum großen Gaudium der Anwesenden wegen der Bekanntschaft mit den Jägern und sagte, daß ich erst kürzlich dorthin versetzt worden sei. Mein fremder Unbekannter unterhielt sich mit mir über waidmännische Sachen, und ich wußte darin gut Bescheid, erzählte auch einige „damische Jagag'schichten“, und wir lachten und zechten wacker d'rauf los.

Der fremde Herr wollte auch noch gern „a G'sang'l“ hören, ich that ihm auch den Gefallen und sang mit Begleitung einer Guitarre einige lustige „Schnadahüpf'ln“ und ein almerisches heimatliches Lied. Er war freudig überrascht und entzückt, sagte mir einüber das anderemal, daß ich eine famose Stimme hätte, ich mußte immer wieder was singen, und die ganze anwesende Gesellschaft sammt dem Wirth und der sauberen Frau Wirthin war außer Rand und Band.

Mein fremder Freund bestürmte mich nun, für mich müsse etwas geschehen, die Jägerei müsse aufgegeben werden, kurz, ich müßte zum Theater ausgebildet werden. Ich lachte und erwiderte recht „g'schamig“, daß ich zum Theater keine rechte Schneid' hätte

— aber er ließ nicht los und schilderte mir das zukünftige Leben in den herrlichsten Farben — daß ich mir ganz heimlich dachte, so schön ist es wohl doch nicht ganz. Nun sagte er mir auch noch, wer er sei und daß er mit den Theaterverhältnissen sehr vertraut wäre, und der Zufall füge es gerade, daß der bekannte königliche Operndirector S. aus B. sich in Badgastein zur Cur aufhalte und diesem wolle er mich morgen gleich vorstellen. Alles dieses sagte er mir in so begeisterter, freudig erregter Weise, daß es mir eigentlich leid wurde, ein solches boshaftes Spiel zu treiben, ich nahm mir auch fest vor, in den nächsten Tagen zu ihm zu kommen, mich in aller Form vorzustellen und um Vergebung zu bitten.

Dazu sollte es nun nicht kommen, mein Geschick sollte sich anders entscheiden.

Zwei Tage später war das Concert, der Saal war überfüllt, und wir Sänger harrten in festlicher Concerttoilette unseres Auftrittes. Ich hatte die dritte Nummer und begann mit dem herrlichen Sucherschen Liede „Liebesglück".

Während des Singens erblickte ich auf einmal in der Mitte des Saales meinen lieben guten Berliner Protector, welcher mich fortwährend scharf fixirte; ich kam in die größte Verlegenheit und bekam einen ganz heißen Kopf, die ganze verlogene „Jagag'schicht'" lastete jetzt schwer auf meinem Gewissen.

Mein Vortrag wurde mit reichem Beifall belohnt, und auch der Protector applaudirte, nickte mir einigemale bedeutsam zu und lachte.

Es kam die Pause. — Wir gingen aufeinander zu, und ich bat demüthig um Verzeihung. Mein liebenswürdiger Freund lachte aus vollem Halse und sagte mir, er hätte ja gleich bemerkt, daß ich eine gute Stimme und für einen „Jaga" auffallend schön gesungen habe, aber auch mein schauspielerisches Talent sei sehr zu loben — ich hätte den „Gamsjaga" ganz vortrefflich gespielt und könnte beim Theater mein Glück machen.

Wir haben uns seit jenem Tage noch wiederholt getroffen und freundlichst unterhalten — nur gegen aufstrebende Gesangstalente soll mein Berliner Freund sehr mißtrauisch geworden sein.

Nicht ganz so gut ging die Geschichte mit dem Jäger ab, welchem wir uns als die reichen Amerikaner vorstellten. Dieser kam auch mit den Herren vom Forstamt zum Concert herüber, galt es doch für den heimischen Verschönerungs-Verein etwas zu thun.

Sein scharfes Auge hatte uns auch sogleich wieder erkannt, und er soll fürchterlich raisonnirt haben.

„Dö vadammt'n Lug'nbeut'ln — hab'n mir gar vazählt, sie

war'n amerikanische Bär'njaga, daweil san's fremde Komedieleut'. J' hab' so koan Wort glaubt, weil's aufg'schnitt'n hab'n, daß ma's greifen hat kinna. Dö Teufisbuam soll'n ma no amal was vazähl'n, Herrgott Sakra!" —

Noch lange wurde er geneckt und gefragt, ob er nicht einmal auf die Bärenjagd nach Amerika gehen wolle.

Josef Ritter.

Mein erstes Debut.

Ich zählte vierzehn Jahre — wann es war, werde ich jetzt wohlweislich nicht verrathen — als ich zum ersten Male die weltbedeutenden Bretter betrat. Daß diese Bretter die Welt bedeuten, wußte ich wohl, weniger, was die Welt selbst bedeutet. Ich befand mich im Stadium der Mühlbach'schen Romane und der Mondscheinsonate; ich wurde noch zu allen Stücken, selbst zu den französischen, in's Theater „mitgenommen", doch nur unter der Bedingung, daß ich nicht fragen werde, was dies oder jenes, das auf der Bühne vorgeht, zu bedeuten habe. Es hieß entweder es nicht verstehen oder thun, als ob man es nicht verstehe. Das Theater war für mich der höchste Genuß. Ich verschlang gierig dramatische Werke, welche die hohe Censur passiren ließ, ich lachte bei frohen Stücken, daß es meine Nachbarn mitriß, und weinte, wenn ich leiden sah, daß es herzzerreißend war; wahre Genugthuung empfand ich, wenn sich die „Beiden" trotz aller Hindernisse am Ende doch „kriegten". Solche Theaterbesuche hatten stets ihr Nachspiel. Des nächstfolgenden Abends, kaum waren die Lehrstunden (deren es im Tage ach so viele gab) vorüber, wurde rasch ein Theil meines Zimmers in eine Bühne umgewandelt, der andere Theil für ein kleines, aber gewähltes Auditorium hergerichtet, und nun ging's los. Mit Beifall wurde nicht gekargt, und ich mußte auf vielseitiges Verlangen oft zwei-, ja sogar dreimal hintereinander sterben. Mit wahrer Todesverachtung leerte ich so manchen Giftbecher, und wie glücklich war ich, wenn ich in den Augen meines Publicums Thränen erglänzen sah oder ein Schrei des Entsetzens meine Heldenthat belohnte.

Mein Ruf als „Darstellerin" drang bald in die Oeffentlichkeit; ein Wohlthätigkeitsverein beschloß, Mama zu bitten, sie möchte mich in einer Dilettanten-Vorstellung mitwirken lassen, und zwei befrackte

Missionäre erschienen bei uns, um diese Bitte vorzutragen. Wer kann meine Freude beschreiben, als Mama einwilligte! Ich sollte also wirklich einmal „Theater spielen" vor einem großen Publicum, und gar vor Männern der Presse, vor denen ich schon damals einen Heidenrespect hatte; mein Name sollte gedruckt, meine Leistung vielleicht besprochen werden. Nein, das war zu viel des Glückes. Für den nächsten Tag war die Leseprobe bestimmt (mir wurde die Rolle der Henriette in der reizenden Operette von Girard, „Le chien du jardinier", zugetheilt). Gleich wie wir in den Saal eintraten, empfing uns ein älterer freundlicher Herr — wie ich später erfuhr, der Obmann des Comités — der, indem er mich beim Kinn faßte, mir sagte: „Noch so jung und schon auf dem schlüpfrigen Boden?" Aha, dachte ich, die Bühne scheint frisch „gewichst" zu sein, da wirst Du behutsam gehen müssen.

Endlich — endlich nach vielen für mich so interessanten und bedeutungsvollen Proben kam der langersehnte Abend. Man brachte uns in einem Wagen zur Stätte meines Ruhmes und führte mich durch eine Hintertreppe, o welche Wonne! „hinter die Coulissen", während Mama unter's Publicum ging. Es schien mir, sie sei etwas blaß und aufgeregt. Sollte es meinetwegen gewesen sein? Ich empfand nichts von Trema. Dieses Gefühl lernt man erst, wenn man „etwas lernt"! — Die Glocke ertönte, der Vorhang ging auf, das Stück begann.

Ich hatte nach meiner ersten coquett vorgetragenen Ariette aufmunternden Beifall, und mein Erfolg schien gesichert; und nun kam die letzte Scene. Da hieß es im Stücke, daß der Liebhaber mich küssen muß, ich proponirte meinem Liebhaber (einem feurigen Polen mit prächtigen blauen Augen), er möchte in die Luft küssen, was er bei allen Proben auch gehorsamst befolgte, deshalb reichte ich ihm beruhigt die Hand, ahnungslos hielt ich ihm die Wange hin, da — — — es geschah. Ein schallender Kuß, ein Schrei . . . Das Blut schießt mir in den Kopf, die Lichter beginnen vor meinen Augen zu tanzen und zu flimmern, vergebens suche ich nach Worten, ich habe die Rolle vergessen, ich sehe und höre keinen Souffleur, und in Thränen ausbrechend, laufe ich von der Bühne weg!!

So endete mein erstes Debut, von dessen Erfolg ich mir so unendlich viel versprach. Der Herr Obmann besuchte uns einige Tage darauf. „Nun, sagte ich nicht, daß der Boden ein schlüpfriger sei?" fragte er mit verschmitztem Lächeln. Ich erröthete und schwur hoch und theuer, diesen schlüpfrigen Boden niemals zu betreten. Ich

habe den Schwur nicht gehalten! Ich schreie auch nicht mehr, trotz der feurigsten Küsse Romeo's, ich finde den Boden nicht schlüpfrig, ich finde den Pfad nur steil und wandere ihn gerne, denn hoch oben winkt ein Ziel, zu dem man mit unwiderstehlicher Gewalt hingezogen wird, zu dem man rastlos hinstrebt, unbekümmert um die Dornen, an denen man sich oft blutig ritzt — es ist ja Künstlerblut!

Lola Beeth.

„Mein Liebchen wohnt am Donaustrand."

Im April des Jahres 1888 entfernte ich mich einmal zur Mittagszeit aus dem Gebäude der technischen Hochschule, welche ich damals als sogenannter „ordentlicher Hörer" besuchte. Nachdem ich mich von meinen Collegen mit deutschem Gruß und Handschlag empfohlen, zog ich einen eben erst halbfertigen Text zu einem Volksliedchen aus der Brusttasche, um auf dem Heimwege daran zu feilen.

Bei der Oper kaufte ich mir eine Tramway; auf mein kurzes: „Umsteigen innerhalb!" machte ich jene bewußte graziöse Handbewegung, die dem Conducteur zu verstehen geben sollte, daß ich großmüthig beschlossen habe, einen Beitrag von zwei Kreuzern zur Färbung seiner violetten Nase zu spenden. Und nun dichtete ich mit zwei Pferdekräften, bis ich einen Mariahilferwagen besteigen mußte.

In einem solchen fiel ich in die Arme einer „alten" Bekannten, die ich seit Jahren nicht gesehen: „Ah, ah! Was seh' ich! Wünsch' guten Tag! Wie geht's Ihnen denn immer? Was macht die Frau Muttter und der Herr Vatter? Sie studiren noch fleißig, net wahr? Seh'n's, es geht halt doch nix über die Bültung! Mein Schani wird auch ein Inschenier, net wahr, Schanerl?" Nebenbei bemerkt, kniete Schanerl in Hosen, die rückwärts zu knöpfeln waren, mit einem Windradel im Händchen, auf dem Sitze neben seiner Mutter und vertrieb sich so gut es ging durch Anhauchen und Lecken der Fensterscheiben die Zeit. „Was sag'n's denn zu mein' Pech; wird Ihnen net das Haus, wo ich wohn', gestern verlicitirt, und ich muß auf Michaeli ausziehn! Zwanzig Jahr' wohn' ich schon in dem Haus! Wann das mein Seliger erlebt hätt' — meiner Seel', er hätt' sich im Grab umdraht!"

Geduldig ließ ich diese Worte-Sintfluth über mich ergehen, da ja jeder Sprechversuch meinerseits ohnehin erfolglos geblieben wäre. So fuhren wir denn über das Mariahilferbergl hinauf, und auf diesem Wege erfuhren sämmtliche Fahrgäste, woher jene Frau kam, was sie gern ißt, wo man die besten Reibwascheln bekommt und was ihr unlängst Schönes geträumt, wobei sie nicht vergaß, mir die aus einem echt egyptischen Traumbuch herrührende Deutung sammt Lotterienummern in's Ohr zu wispeln.

Wir mochten ungefähr beim Hause Nr. 45 der Mariahilfer-straße angelangt sein, dem Munde meiner Bekannten entsprudelten noch immer die Stylblüthen wie einem Wiener Röhrbrunnen im Frühjahr das Hochquellenwasser — da fiel mir plötzlich zu dem vorhin erwähnten Texte eine Melodie ein. Ich greife mechanisch nach meinem Tintenstifte, um die musikalische Idee zu notiren — in demselben Momente faßte mich die gute Frau bei der Rechten, und in ihren Erzählungen fortfahrend, drückte sie mich auf den Doppelsitz an ihre Seite: „Schanerl, da schau' her, wer da ist! Geh' lach'! Na, so lach' doch!"

Der Kleine blieb stumm wie bisher, und während ich nun die gefundene Melodie im Geiste krampfhaft festhielt, that die Dame, offenbar ohne es zu wissen, mit meiner rechten Hand dasselbe, wobei ihr Mundwerk nicht einen Augenblick rastete.

Ich wartete wüthend auf meine Befreiung, die denn auch endlich durch den kleinen Maul- und Stammhalter der Familie erfolgte.

Er nahm mir nämlich meine Fahrkarte von jener Stelle, wo andere Componisten ihre Orden tragen; dies schien mir Grund genug, der schnatternden Dame meine Hand eigenhändig und womöglich etwas recht unsanft zu entreißen, um die Karte vor sicherem Untergange zu retten.

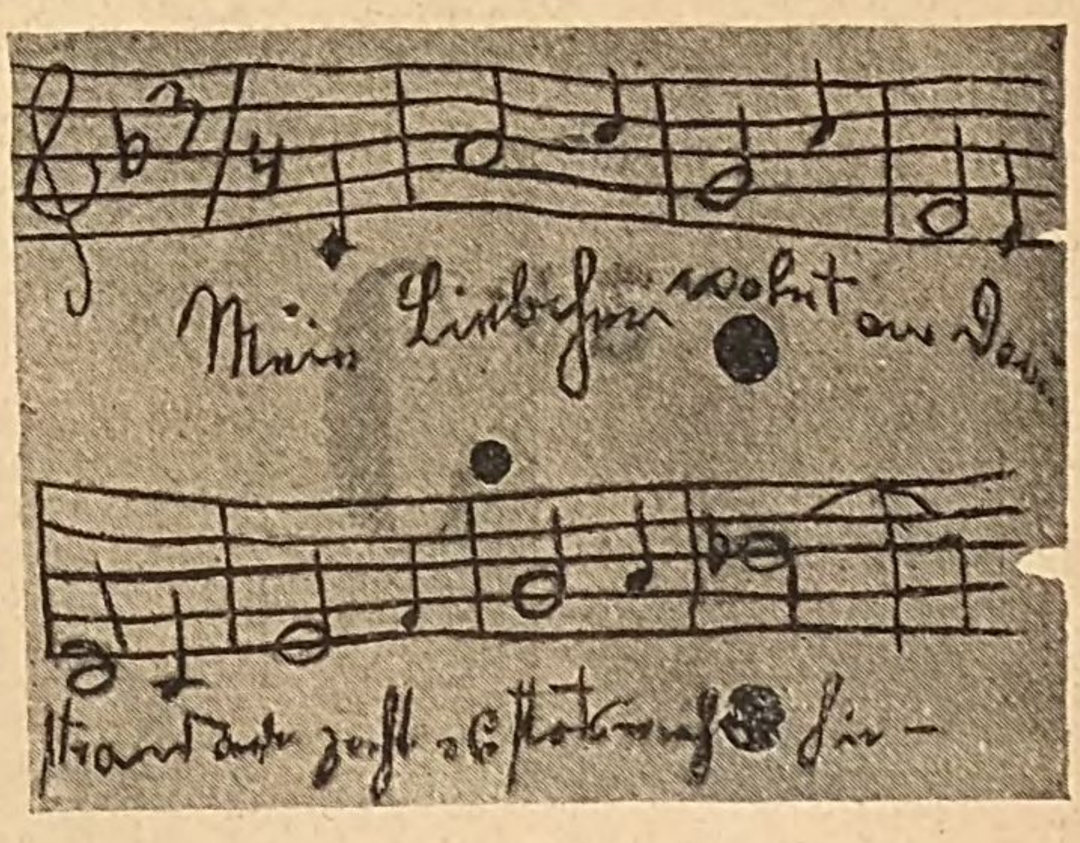
Jetzt ließ ich mich durch nichts abhalten, meine Melodie auf die Rückseite meiner Umsteigkarte zu notiren.

Kaum hatte ich die Sorge, daß ich die Arie durch das ewige Ratschen meiner Nachbarin *vergessen* könnte, losgebracht, da trat auch schon der Controlor in den Wagen! Fürchtend, einen Theil meiner neugebackenen Melodie durch dessen Amtshandlung verlieren zu müssen, entsprang ich rasch dem Wagen und legte den Rest des Weges zu Fuß zurück.

Auf diesem kurzen Wege unterlegte ich noch mit Bezug auf meine damalige Reisegesellschaft der Anfangsmelodie meines Liedes die Worte:

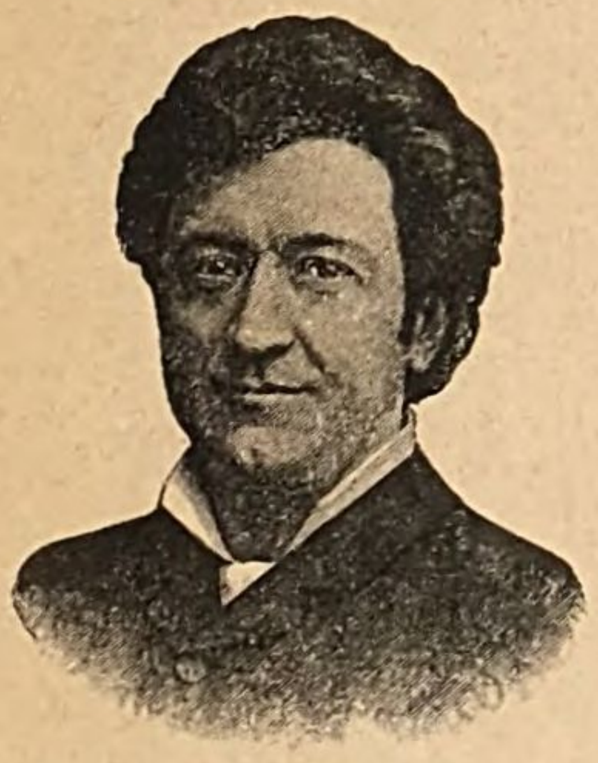
„Ich bin schon für's schöne Geschlecht verlor'n."

Und die Arie, welche mir auf der Mariahilferstraße Nr. 45 einfiel, ist der jetzt so viel gefeierte Walzer:



Alexander Krakauer.

Aus der Schweiz.



Die verführerischen Schweizerberichte der „Dresdner Zeitung“ hatten mir's angethan, derart, daß ich noch nach der eigentlichen Reisezeit hiehereilte. Hätte ich nur zur Reise mehr innere Zufriedenheit mitgenommen. Über meine neue Charakterrolle für das Wallnertheater liegt mir allzusehr am Herzen. Ich soll bekanntlich den Volksdichter und Schauspieler Ferdinand Raimund darstellen, nach biographischer Wahrheit als unglücklichen Menschen, welcher sich durch krankhafte Einbildungen zu Tode gehetzt hat. Die Rolle kann nun auf das Publicum sehr leicht abstoßend wirken, wenn Raimund's nervöse Widerlichkeit nicht zugleich humoristisch abgemildert wird. Freilich war ich im Lernen „premierisch“ fertig, aber ich merkte dennoch in den Augen der Opfer, denen ich manche Scene aus dem Stücke vorführte, daß mein Ton für den Raimund noch viel zu „weich“ — „gemüthsvoll“ ist. Ich dachte viel nach, alle Pläne aber schienen mir forcirt — da kam die Himmelsschilderung von Rigi-Scheidek, und mit einem gewissen Galgenhumor packte ich meine Sachen, „that fleißig Geld in meinen Beutel“ und erreichte bald über München das herrliche Zürich, tauchte noch Abends als Schwimmkünstler — (bitte, nicht im Souffleur-Bassin) in die grünen Fluthen des klaren Züricher Sees, und während die Alpen poetisch schön erglühten, bildeten die auf den Bassinsäulen im Wasser angebrachten Affichen „Vor Taschendieben wird gewarnt“ einen prosaisch wirksamen Gegensatz. Was kann eigentlich dem nassen Adamleser im Bassin gestohlen werden?

Die Abend-Table d'hôte im „Hôtel au lac“, von Franzosen und Engländern überfüllt, wirkt auf den Theatermenschen ungemein lebhaft ein. — Ich bedauerte, keinen photographischen Moment-Apparat mit zu haben — für jeden Regisseur zur Stellung wahr-

heitsgetreuer Scenerie heute ein Bedürfniß. — Die Reisenden (die Jungverheirateten inbegriffen) waren schlechte Schauspieler; alle heuchelten sich über ihren Stand. Bei der Suppe herrschte noch gezwungene Ruhe — nach dem gerösteten Sellerie (im Schweizer Menu, obwohl schlecht gehend, dennoch „einen Gang" bildend) wurde es lauter, denn nicht im Wein allein, auch im Essen liegt Wahrheit — als plötzlich die elektrische Beleuchtung wegen des draußen tobenden Gewitters versagte. — Die zuckenden Blitze schienen mir feurige Querstriche durch meine Rigi-Freuden. Wir kamen bei Staubregen und Kälte oben am Rigi an, und bald hatte ich das Gefühl wie in einem Dampfbad ohne Hitze — — Nebel — nichts als Nebel!

Zwei Tage ließ ich mir oben von einem gefälligen Edelweißverschleißer wenigstens die Richtungen der berühmtesten Alpen weisen — „dort" — wo? — „dort" — aha — „isch bei klarem Wetter der Pilatus — dort links die Mythen, un hier reachts die Berner Alpe". — Ach, die schönen Namen, und nun nichts als Nebel. — Mißmuthig über diese Zeit- und Geldverschwendung ging ich als Scat- und Billard-Unbewußter in's Lesezimmer und fand, o Schreck, unter den Touristenbüchern einen Band österreichischer Alpen: „Die Partie Pottenstein" — derselbe Gebirgsort, wo sich Raimund das Leben genommen. — „Ein Wink von oben," fuhr ich auf, sperrte mich in mein Nebenzimmer und legte zum Entsetzen meiner Nachbarn meine ganze Wuth in die Recitirung der Raimund-Rolle. Jetzt fühlte ich mich wirklich „auf der Höhe" der Situation. Wie lange ich in meiner Rigi-Zelle herumrumorte, weiß ich nicht, denn als ich ganz ermattet in der leerstehenden Portierloge den nächstabgehenden Zug ermitteln wollte, hörte ich den letzten Gast aus der Restauration mit dem Kellner die Treppe hinaufparliren: „Schreckliches Wetter" — „dabei geht das Barometer — zu dumm — auf schön — und oben diese Unruhe — schrecklich — wer ist denn der Herr auf Nr. 26, der immer mit sich selbst spricht — tobt und weint." — „Ach der," entgegnete der Kellner, „das ist ein verrückter Mensch, der muß an nervösen Einbildungen leiden." — „Hurrah," jubelte mein Gewissensouffleur, „Kellnerstimme, Gottesstimme!" Ich Glückspilz!

„In des Nebels mißvergnügten Stunden
„Habe ich den richt'gen Raimund-Ton gefunden."

Wenn ich Ihnen also von den ernsten Schwyzern — der Schweizer lacht selten — nichts Lustiges schreiben kann (denn mit Witzen von Wasser, lauter Wasser, will ich Sie verschonen) bin ich,

der von der Schweiz nichts gesehen hat, der Zeitung für die Anregung dennoch dankbar. Credo, ich glaube, ich glaube, daß es in der Schweiz hohe Berge gibt, blaue Seen, weiße Gletscher. Geseh'n hab' ich's nicht. Ich fahre morgen heim, und falle ich in Berlin mit der Raimund-Rolle durch, so tragen die verlockenden Schweizerbilder Schuld, welche mich in unmeßbare Nebel entführten.

Felix Schweighofer.

„Drei Paar Schuhe!“

In alle Theater-Contracte drängt sich ein unangenehmer Paragraph ein, so da lautet: „Perrücken, Wäsche, Fußbekleidung hat Contrahent nach Angabe der Direction aus Eigenem beizustellen.“

Ein fürchterlicher Paragraph für einen Menschen, der, von Haus aus ein „armer Jonathan“, sein erstes Engagement angetreten hat. Es war im Winter 1870 in Marburg an der Drau unter Director Siegfried Rosenfeld (späterem Director der Komischen Oper in Wien). Auf eine Monatsgage von 36 fl. (als Anfänger natürlich ohne Spielhonorar) ohne jedweden Zuschuß von irgend einer Seite angewiesen, machte mir dieser ominöse Paragraph bittere Sorgen, umsomehr, als Offenbach's „Schöne Helena“ studirt wurde, worin ich Agamemnon, den König der Könige, zugetheilt erhielt. Die Ausstattung war für Provinzverhältnisse geradezu pompös. Director Rosenfeld hielt große Stücke darauf. Mein Agamemnon war großartig, nämlich das Costüm. Alles war da, nichts fehlte, als — die Sandalen. Ich lief von einem Collegen zum anderen, um mir solche auszuborgen, umsonst! Das ganze Personale war zur „Schönen Helena“ aufgeboten, denn wer keine Rolle hatte, mußte ohne Ausnahme statiren.

Ganz Griechenland hat in Sandalen aufzutreten, kein einziges Paar ist zu haben, aber Sandalen machen lassen bei 36 fl. Gage? Gibt's nicht! Ich vertraute mich dem Garderobier an, und der brave Mann wußte Rath. „Wer'n ma schon machen!“ sagte der Wackere, schnitt aus einem Pappendeckel ein Paar Sohlen, nähte braune Bänder daran, ähnlich Sandalenriemen, welche er dann am Abend der ersten Vorstellung kreuzweise um meine Waden band und unter dem Knie

mit ein paar Stichen an meine fleischfarbenen Tricots befestigte. Die Täuschung war eine vollständige, denn auch der Director, welcher in die Garderobe kam und jeden einzelnen Griechen vom Kopf bis zu den Füßen musterte, war mit meiner Erscheinung vollständig zufrieden. Mir war ein Stein vom Herzen gefallen, die Ouverture begann vor gänzlich ausverkauftem Hause, das Publicum kam bei den Scenen des Kalchas, Paris und der schönen Helena in die brillanteste Stimmung. Nun kam der burleske Auftritt der griechischen Könige: der beiden Ajax, des tapferen Achilles, des guten Menelaus, und „Hoch Agamemnon!“ ruft Kalchas und mit ihm das griechische Volk — und hinaus trat ich mit dem ganzen Aplomb des Königs der Könige. Wie jeder Agamemnon, stampfte auch ich bei der Stelle im Auftrittsliede: „Ein König tritt unter sie, er tritt unter sie“ fest mit dem rechten Fuße auf, was sich am Schlusse der Strophe abermals dreimal wiederholte. Während der Chor den Refrain singt, gehe ich nach Arrangement zurück zu Menelaus, als ein homerisches Gelächter im Theater ertönt, das in stürmischen Applaus übergeht. Ich, auf eine solche Wirkung meiner Komik nicht gefaßt, wende mich verblüfft um und sehe, wie auch das ganze Griechenvolk in das Gelächter des Publicums einstimmt. Fragend irrt mein Blick hin und her, und ich entdecke endlich an der Stelle, wo ich während meines Liedes gestanden, die Sohle meines rechten Fußes und an meiner Wade die flatternden sogenannten Sandalenriemen, welche unten losgerissen, aber oben durch Stiche festgehalten waren. Als das Publicum meine Hilflosigkeit bemerkte, wurde es noch heiterer, bis endlich das Räthselspiel begann und die Aufmerksamkeit von mir etwas abgelenkt wurde. Allein so oft ich zu sprechen hatte, ging wieder ein Kichern los. Ich kann getrost behaupten, einen solchen Lacherfolg hat noch kein Agamemnon gehabt. Zur nächsten Vorstellung waren neue Sandalen für mich da, die mir natürlich von der Gage abgezogen wurden. Einige Wochen später kam die Operette „Pariser Leben“ auf das Repertoire. Mir war die Rolle des Stutzers Bobinet zugetheilt. In Anbetracht meiner pauperen Garderobeverhältnisse stellte man mir einen modernen eleganten Anzug aus des Directors Privatgarderobe zur Verfügung. Handschuhe, Cravate, elegantes Sacktuch hatte ich mir im Kaffeehaus zusammengepumpt — kurz, der Pariser Bonvivant war fertig — bis auf die Beschuhung. Ich ließ einen Tag um den anderen sorglos verstreichen, es kam der Tag der Aufführung — aber kein Stiefletten-Paar. Ach was, ich spiele in meinen Straßenstiefeln. Es war jenes einzige Paar, in welchem ich vor drei Monaten zum Theater kam und das ich aus zwingenden Gründen

nie gewechselt hatte. Nun war es mitten im Winter, furchtbares Tratschwetter; auf der Gasse watete man in schmutzigem Schneewasser. Also von der Straße direct in die Garderobe und schnell selbst die Stiefel wichsen! Alles umsonst, sie sind naß, sie nehmen keinen Glanz an, die Absätze sind vertreten und, o Jammer, ganz vorne trennt sich der eine Stiefel! O Leichtsinn über Leichtsinn! In drei Viertelstunden beginnt die Vorstellung mit mir als Pariser Stutzer und solchen Stiefeln. Jedoch mit der nur einem Anfänger eigenen Frechheit schminkte ich mich, ließ mich fesch frisiren, zog des Directors Kleider an und rutschte in meine Schneetreter. Ich wußte mich vor Beginn der Vorstellung immer so zu stellen, daß Niemanden meine Füße auffallen konnten. Der Vorhang geht in die Höhe.

In der ersten Scene spazieren die beiden Stutzer Gardefeu und Bobinet von vorne nach rückwärts an einander vorüber — eine verdächtige Unruhe im Publicum, die endlich in Gelächter überging, als man durch die damals moderne, unten enge Hose auf meine ausgetretenen Riesenpontons aufmerksam wurde. Großer Scandal von Seite der Direction, zur nächsten Vorstellung ein Paar neue Stiefletten, abermals am Gagetage abgezogen, diesmal aber mit einem Strafzuschlage von einem Gulden.

Drei Wochen später wieder eine erste Operetten-Aufführung, und zwar: „Die Großherzogin von Gerolstein“. Ich spielte den Prinzen Paul. Der Director kam acht Tage vor der Vorstellung während einer Probe auf mich zu und übergab mir zehn Gulden mit den Worten: „Hier haben Sie ein à Conto, bestellen Sie sich sofort ein Paar weiße Atlasschuhe und kommen Sie mir ohne dieselben nicht in die Vorstellung.“

Kein Gagetag, kein à Conto-Tag — und einen blanken Zehner in der Hand! Das war in meinen damaligen tristen Verhältnissen ein Ereigniß. Da ein Paar Schuhe doch nicht zehn Gulden kosten, so konnte ich den Zehner getrost in einer Tabaktrafik wechseln lassen. Dort wechselt man aber nicht gerne, wenn man nicht etwas kauft! Also Cigarren! Kurze oder Vierer-Cuba, meine gewöhnliche Sorte? Mit einem Zehner im Besitz? „Zehn Stück Trabuco!“ tönte es kühn aus meinem Munde, und — der Zehner war angerissen! Dann wie gewöhnlich in's Kaffeehaus auf einen kleinen Schwarzen! Ich bemerke bald, daß am Spieltisch daneben zwei Collegen auf einen Dritten zur steierischen Preference warten. Um fünf bis sechs Gulden bekommt man auch weiße Schuhe! Und muß ich denn gerade verlieren? Ich kann ja auch gewinnen. Und — schlimmsten Falles — müssen es gerade A t l a s schuhe sein? Also ich spielte!

Verfluchtes Pech! Mir fiel kein Blatt — kurz, als ich Abends das Café verließ, nannte ich noch vier Gulden mein Eigen. Im Gasthaus, wo ich stets nachtmahlte, war es auch heute ungewöhnlich lustig — was soll ich erzählen? Am nächsten Morgen starrte mir ein erschreckender Rest von Silbersechserln und Kreuzern entgegen, deren Gesammtwerth kaum einen Gulden repräsentirte. Na, bis zur Première waren ja noch sieben Tage! Nun hätte ich mir ja doch die Schuhe wenigstens bestellen können. Aber auch das geschah nicht. Schuhe bekommt man ja fertig zu kaufen — gewiß! Aber weiße Schuhe für Herren nicht. Das bedachte ich natürlich nicht, sondern ließ unbekümmert einen Tag um den anderen vergehen. Und so kam der Samstag, der Tag der „Großherzogin". Der Director hatte mich bereits einmal gefragt: „Haben Sie sich die Schuhe machen lassen?" Meine Antwort war ein sicheres: „Ja wohl, Herr Director!"

Also jetzt, drei Stunden vor der Vorstellung, auf die Jagd nach weißen Schuhen. Ich hatte mir fünf Gulden ausgepumpt, und nun hinein in das erste Schuhwaarengewölbe! Da ward mir nun die niederschmetternde Antwort: „Weiße Herrenschuhe werden nur auf Bestellung verfertigt." In zwei bis drei Tagen könnte ich ein Paar bekommen.

Ich stürzte fort, noch in ein paar Gewölbe, überall dieselbe Auskunft. Im letzten Geschäfte, „Zum Tiroler" hieß es, empfahl mir der Verkäufer aushilfsweise ein Paar grellrothe, mit Lack besetzte Saffian-Hausschuhe, nähte auf dieselben zwei große, weiße Cocarden, was mir so gefiel, daß ich ohne Zögern dieselben kaufte und mich für gerettet hielt. Mit einem gewissen Stolz stellte ich die Schuhe Abends in die Garderobe auf meinen Platz und nun ging's an den Prinzen Paul.

Man denke: ein feines, duftiges Rococo-Costüm in Blaß-Rosa, der Zweispitz, die Strümpfe ebenfalls blaßrosa und dazu die grellrothen Saffian-Hausschuhe mit schwarzem Lackbesatz, obenauf die weißen, geschmacklosen, großen Cocarden, die mir so sehr in's Auge gestochen hatten. Der Anblick war geradezu beleidigend. Und so verdarb ich mir auch die dritte Rolle in meinem Operetten-Repertoire. Die Geschichte endete natürlich wieder mit einem Riesenscandal, und der nächste Gagetag brachte mir den schmerzlichen Strafabzug von fünf Gulden. Die Cocarden wurden wüthend abgerissen, und die Schuhe, welche das Costüm des Prinzen Paul schändeten, wurden ihrer ursprünglichen Bestimmung als Hausschuhe übergeben. Auf ihnen blieb jedoch der Fluch der Geschmacklosigkeit geladen. Denn nun

waren sie wieder zu elegant für das Negligé, in welchem ich in meinen vier ärmlichen Wänden herumschlich.

Als ich Marburg nach Schluß der Saison verließ, war ich im glücklichen Besitz von griechischen Sandalen, modernen Salonstiefletten und einem Paar eleganter Saffianschuhe — aber sie hatten ihre eigene Geschichte, diese „Drei Paar Schuhe“.

Sebastian Stelzer.

Von Trans nach Cis.

Az ebadta — ich soll als ehemalige ungarische Schauspielerin jetzt gar eine deutsche Schriftstellerin werden — Ilka, Ilka, das hat man Dir nicht an Deiner Wiege gesungen. Ueberhaupt gesungen wurde an meiner Wiege nicht; nachdem man mich einige Monate von einem Arm auf den anderen geschupft hatte — ein recht ärmliches Jugendleben, wie man sieht — fing ich an zu laufen und war das schlimmste Ungarmädel des Reiches. Was ich getrieben habe, weiß ich heute nicht mehr, daß ich aber nicht besonders brav gewesen bin, kann Jeder sich denken, der mich heute kennt, wo ich schon die ersten Kinderjahre weit überschritten habe. Meine guten Eltern müssen eine Vorahnung von „Mamsell Nitouche" gehabt haben, denn sie steckten mich alsbald in eine Klosterschule, und dort konnte ich meine spätere Prachtrolle nach Herzenslust als Kinderrolle geben. Ich will die lieben Leser nicht mit meinen „Buben"streichen aus der Klosterschule langweilen, sondern gleich in meiner Erzählung fortfahren. Eines Tages erschienen meine Eltern im Kloster; ich mit meinem fortwährend bösen Gewissen erschrak und glaubte, der Tag des Gerichtes sei gekommen. Doch das war nicht so. Sie kamen nur, um der Oberin zu eröffnen, daß ich am nächsten Tage die Schule verlassen werde. So plötzlich kam das, daß ich förmlich erschrak, und noch mehr erstaunte ich am folgenden Tage, als mir meine Eltern sagten, daß ich sofort — heiraten werde . . . Als folgsame Tochter und noch ein halbes Kind konnte ich nicht umhin, „Ja" zu sagen, und so ward in 24 Stunden aus dem Schulmädchen — heilige Nitouche, steh' mir bei! — eine Ehefrau.

Nicht lange darauf regte sich in mir der Theaterteufel; ich hatte schwere Kämpfe mit allen meinen Angehörigen zu bestehen, doch trotzdem setzte ich meinen Willen durch und ging zum Theater. In Kaschau hielt ich mein Debut, und dieses, sowie meine ganze Anfangszeit waren eine Reihenfolge der schönsten Erfolge, die mich auch bestimmten, der Bühne treu zu bleiben. Ich ging dann nach Budapest, wo ich mein Engagement in den „Glocken von Corneville" antrat und bald in der Hauptstadt mehr als ich verdiente geschätzt wurde. Die guten Klausenburger hatten schon lange ein Auge auf mich geworfen, und eines Tages war ich selbst davon überrascht, daß ich nicht mehr in Budapest, sondern in Klausenburg engagirt war. Mir konnte es recht sein, denn die Klausenburger sind gerade so liebe und gute Leute wie die anderen, und so sang ich denn zwei und ein halb Jahre lang in jener fernen Stadt. Fortwährend erhielt ich von Budapest vom Director, von den Journalen, selbst vom Publicum aus die Aufforderung, zurückzukehren, bis sich endlich der Budapester Director entschloß, mich mit einem bedeutenden Pönale von Klausenburg loszukaufen und mich förmlich im Triumphe in die Hauptstadt zurückführte. Nunmehr erreichte ich mein erträumtes Ziel, und ich ward — dank meinem gütigen Schicksale — die erste Operettensängerin Ungarns. Auch jenseits der Leitha kannte man mich schon, und so konnte ich denn mehrere Jahre lang auf der „Höhe der Situation" mich bewegen. Doch es sollte noch anders kommen. Ein glänzender Antrag verlockte mich, die Fahrt in das Künstler-Eldorado Amerika zu versuchen. Alles war perfect, der Budapester Contract gelöst — da überlegte ich mir's und dachte: Amerika ist weit, es gibt nähere Dinge unter dem Himmel!

Lange schon hatte es mir vorgeschwebt, das, was ich ungarisch mit ziemlichem Erfolge der Welt geboten, auch deutsch zu probiren, und ich warf mich mit Feuereifer auf das Studium des Deutschen. Hatte ich das einmal bewältigt, so dachte ich mir — ginge das deutsche Spielen ja leicht, und so ward ich, die kenmagyarische Ilka, eine deutsche Schauspielerin. Ich bebte und bangte wohl sehr vor meinem ersten Auftreten — es war in der oben erwähnten „Mamsell Nitouche" — doch als die ersten beängstigenden Momente vorüber waren, hatte ich gewonnenes Spiel, und jetzt bin ich in Wien nicht mehr die „ungarisch-deutsche" Specialität unter den Künstlerinnen, sondern ein — wie sagen nur die Vereinsmeier — „ordentliches" Mitglied des ehrwürdigen Theaters an der Wien.

Bevor ich meine Geschichte schließe, will ich noch erzählen, wie ich von Budapest Abschied genommen. Es war im November 1889

und wir hatten Lecocq's Operette „Herz und Hand". Die Vorstellung war vorüber, das ganze Lager aller Budapester Blumenhandlungen wälzte sich in meiner Garderobe, und ich mußte, den Rufen tausender Menschen folgend, auf den Balcon des Theaters treten. Ich zerpflückte eine Menge Sträuße und warf die Blumen in die jubelnde Menge. Ein tausendstimmiges „Eljen" war die Antwort. Mein Spitzentuch flatterte im Nachtwind; da wurde es plötzlich still, und in hundertstimmigem Chor ertönte das rührende, ungarische Volkslied: „Geh' nicht fort, bleibe da!" . . . Ich weinte vor Ergriffenheit und wankte auf dem Balcon. Dann riß ich mein Spitzentuch vom Halse, zerriß es, und ich sah, wie die Menge sich um die Stückchen förmlich balgte, um Andenken an die Palmay Ilka, die ihr Vaterland zu verlassen im Begriffe stand.

Heute ist die Stimmung etwas ruhiger; ich bin im Herzen eine gute Ungarin geblieben und kann meinen Landsleuten die Versicherung geben, man kann Wien und Budapest zugleich lieben und beiden treu sein! Eljen Budapest! Hoch Wien!

Ilka Palmay.

Der Magyar.

Weltweise und Winkelschreiber, Kliniker und Quacksalber, Staatsbeamte, Priester, Officiere und leider auch Redacteure sind aus jener „Musterclasse" hervorgegangen, welche während der Jahre 1860 bis 1868 den Stolz der Professoren des Wiener akademischen Gymnasiums bildete.

Von der Parva bis zur Matura — bei jeder Schlußfeier hatte unser Jahrgang die größte Anzahl Vorzugsschüler und den geringsten Percentsatz Durchgefallener aufzuweisen; aber berühmt, was man so berühmt nennt — besonderes Kennzeichen: Cabinet-Photographie im Schaufenster der Kunsthandlung mit Namen in Rondschrift — so weit hat es doch nur Einer der Unseren gebracht. Wer das dem Classenprimus vorausgesagt hätte, dem Schuhmachersohn K., welchen wir das ökumenische Concil nannten wegen seiner Unmasse von Eminenzen! „Der Tolpatsch, und berühmt!" hätte der Theken-Aristokrat mit vernichtender Ironie ausgerufen, „ein Mensch, der neulich erst den Aorist mit dem Ariost verwechselte, ein Ignorant, der auf die Frage, wann die ersten Bäckerladen in Rom eröffnet wurden, zur Antwort gab, was ihm ein Spaßvogel eingeflüstert hatte: „Unter dem Consulate Coriolan's und Hannibal's"; ein Feigling, welchem die Kniee schlottern, wenn man ihn mit zwei armseligen Katheten allein läßt; ein Wicht, welchem zur Strafe für seine stupende Unwissenheit von unserem guten Professor F. die Erlaubniß entzogen wurde, das herrliche Relief von Salzburg im Bibliotheks-zimmer mitanzusehen — nein, nein, aus dem Emerich Magyar wird nichts; nie, nie, nie! Ich möchte nur wissen, was der werden will. Das einzige Lobenswerth in „Deutsch" hat er auch nur bekommen,

weil er wie ein Berserker schreien kann — Alles heißt heute schon declamiren! Vielleicht wird er gar Komödiant; aber dazu ist er ja viel zu häßlich: Spindeldürr, rothgeränderte Augen, Haare wie die Schindelnägel und noch mehr Pusteln im Gesichte als Dreier im Katalog — na, Glück auf den Weg!"

So hätte unser Primus gesprochen, wenn es Jemandem eingefallen wäre, im Frühling von 1865 dem Schüler der „Fünften" Emerich Magyar eine große Zukunft zu prognosticiren. Das Bild, welches hier von der „dürren Frucht" der Classe entworfen wurde, lebte vor meinen Augen wieder auf, als vor Kurzem die Zeitungen des In- und Auslandes — doch nein, ich habe Heinrich Laube's Geschichte des Burgtheaters mit Nutzen gelesen und will mein Feuerwerk nicht zu früh verpuffen. Bleiben wir hübsch bei unserem Frühlingsmorgen von 1865.

Es fehlten wenige Minuten auf zehn Uhr. Seit mehr als drei Viertelstunden hatte der alte Partl, unser Professor der deutschen Literatur, über das Zeitalter Gottsched's und Gellert's aus einer alten Scharteke vorgelesen, während die schöne Gottesnatur außerhalb unserer dumpfen Schulstube es vorzog, eine Symphonie nach den Motiven des herrlichen Tandaradei Walther's von der Vogelweide zu componiren. Da öffnete sich geräuschlos die Thür, und Emerich Magyar drückte sich herein. Ein sechsundfünfzigstimmiges „Guten Morgen, Magyar!" grüßte den Ankömmling, der mit komischer Grandezza für diese improvisirte Huldigung dankte.

Der alte Partl stand „zur Statue entgeistert" auf dem Katheder. Nur langsam gewann er die Fassung wieder. Der ganzen Classe wurde für heute das Respirium (die Arbeitspause von zehn bis viertel elf Uhr) entzogen, Emerich Magyar aber sofort auf's Katheder citirt. Die Scene, welche nun folgte, hat sich meinem Gedächtnisse treu eingeprägt und wird wohl noch manchem ehemaligen Collegen erinnerlich sein:

Partl (zum Primus gewendet). K., gehen Sie sofort zum Herrn Director, ich lasse ihn bitten, sich in die Classe zu bemühen. (Zu Magyar mit mühsam verhaltenem Zorne.) Sie, wie alt sind Sie denn eigentlich?

Magyar. Sechzehn Jahre.

Partl. Sso! Und wo wohnen Sie denn?

Magyar. Im Robert-Hof bei der Franzenskettenbrücke.

Partl. Sso! Und wann pflegen denn Euer Gnaden sich von Ihrem Pfühle zu erheben?

Schallendes Gelächter der ganzen Classe; in dem Lärm ging

die Antwort Magyar's unter . . . Plötzliches Verstummen beim Eintritt des Directors Hochegger, eines kleinen Mannes von der Art der Schulpontifexe alten Styls, welche in diesen Zeitläuften nicht mehr so recht gedeihen wollen.

Hochegger und Partl conversiren eine Weile im Flüsterton; der Director schüttelt mehr als einmal das sorglich gescheitelte, weise Haupt und beginnt dann seinen Sermon: „Lieber Magyar, mir blutet das Herz, daß ich aus solchem Anlasse diese Musterclasse zu betreten genöthigt bin. Sie haben die Fünfte, diese Krone unserer berühmten Anstalt, entehrt; Sie haben einen so tüchtigen, einen so ausgezeichneten Pädagogen wie Professor Partl auf's Tiefste gekränkt. Es ist heute das zwölfte Mal, daß Sie durch Ihr verspätetes Erscheinen die Heiligkeit des Unterrichtes stören. Ich bin in die traurige Nothwendigkeit versetzt, die Conferenz zu befragen; eine exemplarische Strafe erwartet Sie. Sagen Sie mir nur, was soll aus Ihnen werden?"

Magyar flüstert dem Director einige Worte in's Ohr; Hochegger tritt betroffen einen Schritt zurück; der hinter ihm stehende Partl verliert durch den unerwarteten Choc das Gleichgewicht und umklammert, um sich vor dem sonst unvermeidlichen Sturz zu retten, die Schultafel, welche mit Holtergepolter zu Boden fällt . . .

Allgemeiner Tumult. Ungehört verhallt die Stimme des Directors, denn eben kündet die Glocke den Beginn des Respiriums an. Hochegger verläßt in sichtlicher Aufregung die Schulstube; wenige Minuten später folgt ihm Partl. Der Schlüssel knarrt im Schlosse — wir sind „eingekastelt".

Alle. Das ist empörend. Wie kommen wir dazu? Magyar hinaus!

Magyar (noch immer auf dem Katheder, erbittet sich durch bedeutsame Geberden Gehör. Es wird ruhiger). Collegen, Freunde . . .

Ein Ruf: Ah was, ich hab' an' Hunger!

Mehrere Rufe: Reden lassen!

Magyar. Collegen, Freunde! Ich bitte Euch um Verzeihung; aber seid gewiß, es ist das letzte Mal, daß Ihr meinetwegen in Strafe kommt. Ich habe dem Herrn Director vor wenigen Minuten meinen Austritt aus dem Gymnasium angezeigt. (Bewegung.) Collegen, Freunde! Fortan ist es kein Geheimniß mehr, ich widme mich der Bühne. In vierzehn Tagen schon spiele ich bei Conradi draußen in Matzleinsdorf den Clavigo . . .

Rufe: Bravo, bravo! Wir kommen Alle!

Magyar. Ich danke Euch, Freunde, und nun erlaubt, daß ich mich von Euch mit einem Vortrage verabschiede.

Rufe: Bravo!
Magyar. Der Zauberlehrling von Goethe.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wir Alle hatten der Declamation mit gespanntester Aufmerksamkeit gelauscht; am Schlusse des Vortrages, welcher so ganz anders geartet war als das sonst bei uns übliche „Aufsagen", erscholl dröhnender Beifall. Magyar mußte noch den „Strom" von Goethe zugeben . . . Das Respirium war vorüber, keiner von uns dachte mehr an Wurst und Butterwecken, wir waren durch die einander drängenden Vorkommnisse der letzten Viertelstunde zu tief bewegt.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ein volles Vierteljahrhundert liegt seit jenem Frühlingsmorgen und dem heutigen Tage. Aus Emerich Magyar ist Emerich Robert, aus dem Zauberlehrling ein Meister in der Kunst des Bezauberns geworden.

„Ich besitze Emerich Robert's Photographie als Oedipus, als Coriolan, als Krasinski, als — kurz eine complete Robert-Galerie; kein Preis wäre mir zu hoch, könnte ich mein Album durch ein Bild bereichern, welches Emerich Magyar mit der Schindelnägel-Frisur zeigt." So schrieb mir erst kürzlich eine Dame, welcher ich vor Jahr und Tag die vorliegende Schul-Episode mitgetheilt hatte.

Eine Photographie aus jener Zeit existirt nicht, wohl aber eine kleine Federzeichnung. Hier ist sie.

Isidor Fuchs.

Wien, im Mai 1890.

Eine „spanische“ Geschichte.

Als ich noch ein „Blödling“ war, konnte ich mich nie genug über den Umstand wundern, daß alle Schauspieler, wenn sie ein spanisches Costüm trugen — ihre unteren Extremitäten mochten im Privatleben noch so ausdrücklich so:)(oder so: () gebaut sein — allemal die schönsten, ja geradezu classisch geformten Beine besaßen. Diese befremdliche Erscheinung mußte meine Neugier umso gewaltiger herausfordern, als ich damals äußerst mager war — ja, so unwahrscheinlich es klingt: noch viel magerer als heute — und mit meinen zarten Beinchen, welche weit eher großen Zündhölzchen als normalen Körpertheilen glichen, häufig die Spottsucht geschmackloser Menschen herausforderte. Meine Sehnsucht nach den spanischen Beinen und mein Drang, hinter das Geheimniß ihrer Erzeugung zu gelangen, wurde immer quälender, immer gewaltsamer, immer unwiderstehlicher, und eines schönen Tages entschloß ich mich denn endlich, einen Collegen um einige Belehrung über dieses Räthsel zu bitten.

Es war am Morgen auf der Probe. Wir gaben das Lustspiel „Maria von Medici“. Ich fungirte als Statist, hatte als solcher einen Hofcavalier darzustellen und mußte mich also zu diesem Behufe um jeden Preis mit den ersehnten spanischen Beinen versehen. Ich faßte mir ein Herz, zog den Schauspieler Fabricius in die Coulissen und trug ihm erröthend mein Anliegen vor. Fabricius schien nichts natürlicher zu finden, als diesen Wunsch. Er erklärte sich sogleich bereit, das Dunkel, welches die spanischen Beine umhüllte, zu lüften und mir selbst werkthätig an die Hand zu gehen. „Kommen Sie nur um fünf Uhr in die Garderobe. Ich garantire Ihnen, Sie werden dem Publicum heute so spanisch vorkommen, wie nur irgend möglich!“

Mein Vergnügen über diese collegiale Liebenswürdigkeit war ganz unbeschreiblich, und man wird mir glauben, wenn ich versichere, daß ich selten noch in meinem Leben so pünktlich gewesen bin, wie an diesem Tage. Voll der frohesten Erwartungen und auch im Entferntesten nichts Böses ahnend, trat ich Schlag fünf Uhr in die Garderobe unseres Theaters und wurde von den bereits versammelten Collegen mit einer Freundlichkeit empfangen, die jeden minder naiven Menschen entschieden stutzig gemacht hätte. Später erst erfuhr ich, daß sowohl die Schauspieler als auch der Garderobier bereits verständigt gewesen und sich dem von Fabricius geplanten höllischen Complot mit großem Eifer angeschlossen hatten. Der Garderobier bemächtigte sich sofort meiner Person und zwängte mich in einen entsetzlichen, canariengelben Anzug. Als ich Miene machte, mein Unbehagen über diese abscheuliche Farbe zu äußern — ich sah aus wie ein riesiges Gelbei — fielen Alle mit der Versicherung über mich her, ich sei im Irrthum, das Costüm sei das geschmackvollste des ganzen Theaters, und da es Gebrauch sei, die jüngsten Schauspieler stets in den schönsten Kleidern vor das Publicum zu stellen, sei ich — wenn ich nicht ein Ungeheuer von Undankbarkeit und Herzlosigkeit sein wollte — unbedingt verpflichtet, mich stolz und glücklich zu fühlen. Ich fand diese Beweisführung etwas ungewöhnlich, aber ich hatte keine Ursache, darüber weiter nachzudenken. Nunmehr kletterte ich in meine weißen Tricots — in welchen ich, wie ich ehrlich gestehen muß, mich nur ganz entfernt an den Apollo von Belvedere erinnern konnte — und sah der Entwicklung der Dinge mit tiefer, lautloser Spannung entgegen. Der Garberobier brachte eine große Schüssel mit Kleie herbeigeschleppt und schüttete eine ungeheure Menge von diesem nahrhaften und appetitlichen Stoff in meine Tricots. Meine Beinchen schwollen zu geradezu herkulischen Formen an, und als nach dem Gutachten der Anwesenden mein unterer Mensch „spanisch genug“ aussah, schnallte der Garderobier meinen Leibriemen so fest zusammen, daß ich glaubte, die Seele fahre mir zum Halse heraus. Indessen — die Kleie that in geradezu überraschender Weise ihre Schuldigkeit: meine Erscheinung von dem erwähnten Riemen abwärts war wirklich eine ganz imposante. Sieben Uhr Abends. Das letzte Glockenzeichen. Das Stück beginnt. Wir Hofcavaliere hatten während des ganzen ersten Actes draußen zu stehen, und mich hatte man in die vorderste Reihe, dicht bei den Lampen, postirt. Ich bemerkte, wie sich alle Operngläser nach mir richteten, und da ich diese Erscheinung ohneweiters der Wirkung meiner spanischen Beine zuschrieb, bemühte ich mich, in einer erklärlichen Anwandlung von Stolz und Dank-

barkeit ein Uebriges zu thun, und begleitete die Vorgänge auf der Bühne mit einem ebenso ausdrucksvollen wie lebendigen Geberdenspiel.

Das ging so eine Weile fort. Plötzlich entstand im Hause eine gewisse Unruhe, die sich von den vorderen Bänken rasch in die entlegensten Theile des Hauses verpflanzte. Die Musiker im Orchester strecken die Köpfe in die Höhe. Maria von Medici höchstselbst und der gesammte Hofstaat werden von der allgemeinen Bewegung angesteckt. Meine Collegen, die Cavaliere, ziehen sich, ohne daß ich es bemerke, nach dem Hintergrund zurück und lassen mich vereinsamt an der Rampe stehen. Mit einem Male fühle ich mich von einem ungeheuren Entsetzen gepackt. Meine Haare sträuben sich, ein kalter Schauer läuft mir über den Leib; meine Glieder zittern, meine Hände krampfen sich zusammen; meine Augen blicken stier; mein Herz steht still: die Kleie rutscht!

Das war's! Durch die Lebhaftigkeit meiner Gesticulation war die ganze Kleie in Bewegung gerathen, und unaufhaltsam senkte sich das Mehl nach abwärts. Maria von Medici erfaßt die Schrecken dieser Situation. Sie entläßt ihren Hofstaat mit einem huldvollen Winke. Ich verneige mich wie die Anderen, mit einem Lächeln auf den Lippen und dem Tode in der Brust, will mich umdrehen und — da ich nicht in die Erde versinken konnte — so rasch als möglich die Bühne verlassen — da fühle ich, wie der ganze Schwerpunkt meines Körpers in die Waden hinabgerutscht ist. Ich mache einige Schritte nach rückwärts, strauchle, verliere das Gleichgewicht und falle so unglücklich in die Coulissen, daß meine fürchterlich angeschwollenen Füße auf der Bühne zurückbleiben. Das Publicum übertraf sich selbst in diesem Augenblicke. Solche wahnsinnige Ausbrüche des Entzückens habe ich nie wieder vernommen. Das Vergnügen des Parquets und das Jauchzen der Galerie vereinigten sich zu einem geradezu orkanartigen Jubel. Endlich zogen ein paar kräftige Arme den Besinnungslosen vollends in die Coulisse, und erst in der Garderobe erwachte ich wieder aus der mitleidigen Ohnmacht zu der grausamen Wirklichkeit dieses tödtlich lächerlichen Erlebnisses.

Der Anstifter der Verschwörung, Fabricius, wurde sofort entlassen; unter einem wahren Lachkrampf schnürte er sein Ränzchen. Der „Blödling" erhielt von dem vor Wuth schäumenden Regisseur eine schallende Ohrfeige, die in mir ein- für allemal die Ueberzeugung befestigte, daß es in der Welt auch böse Menschen gebe, vor denen ein sechzehnjähriger Talma jederzeit ängstlich auf der Hut sein müsse. Später lernte ich auf eine zweckmäßigere und ungefährlichere Methode meinen unteren Gliedmaßen auf der Bühne eine erheuchelte Behäbig-

keit verleihen. Ich getraute mich auch langsam wieder auf die Straßen. Ich lernte sogar wieder lachen und scherzen. Ich gewann endlich im Laufe der Jahre jene innere Gefaßtheit, die für den Beruf des Schauspielers so unerläßlich ist. Aber jenen Abend, jene Vorstellung, jene Qualen und — jene spanischen Beine werde ich nie in meinem Leben vergessen — nie, nie!

Wilhelm Knaack.

Der „journalistische Lehrbub“.

Ich stand vor dem Herrn von Berg. Gewaltige Ehrfurcht durchschauerte mich. Wie wäre es auch anders zu denken gewesen. O. F. Berg! Er war ja in meinen Knabenjahren wirklich der „Schiller von Wien“. Ein Stück von Berg war ja stets ein Ereigniß für das kleine Wien, für das Volk, das sich damals noch für das Theater interessirte, und wenn unser „Krätzel“, der Zauner Franz, der Strasensky, der Feßler und die übrigen „Schullerbub'n“ vom Piaristen-Gymnasium hoch oben im vierten Stock saßen und mit eingehaltenem Athem jedem Worte lauschten, das von der Bühne gesprochen wurde, wenn wir uns dann die Hände wund klatschten beim Fallen des Vorhanges und endlich der rundliche Dichter erschien, mit dem echt wienerischen Gesichte, dem dichten, braunen Schnurrbart und der „Fliege“, dem coquett in die Stirn frisirten Haarbüschel und sich verbeugte, da schauten wir ihn bewundernd an, den Dichter Berg, und wurden nicht müde, ihn zu bejubeln. Auf unserem Gange in das Gymnasium sahen wir ihn fast täglich, entweder zu Fuß, oder in einem netten, von einem Ponygespann gezogenen Korbwagen zu den „Hackeln“ fahren, und wir rissen die Mützen vom Kopfe und grüßten ihn voll Ehrfurcht, den „Schiller von Wien“, den Dichter von der Josefstadt.

Die Menschen vergessen zu leicht. Sie haben auch ihn vergessen, und als er noch lebte, war er schon gestorben. Das kränkte ihn, dem der Ruhm und die Lobhudelei dasselbe war, was für den Fisch das Wasser, und er siechte dahin, sein Geist starb vor dem Körper, und als er endete, war es der Zusammenbruch einer unbewohnten Ruine.

So stand ich an einem Märztage 1873 vor dem Herrn von

Berg, von Ehrfurcht durchschauert, denn all die Geschichten meiner Knabenzeit, die Erinnerung an seine Glanzperiode und unsere Flegeljahre standen vor mir in großmächtigen Schriftzügen. Das Haus des „Extrablatt", heute ein Zeitungspalast, war damals eine „Keuschen" im wahrhaften Sinne des Wortes. Ein einstöckiges Häuschen, das sich tief in das Straßenniveau hineingrub, mit einem kleinen ersten Hof, durch den man, einen schwibbogenartigen Tract passirend, in einen aufsteigenden zweiten Hof kam. Hier befanden sich rechts zu ebener Erde die Redactionsstuben, und auf der ersten Thür las man: „O. F. Berg".

Ein Cabinet, drei Schritte breit und zehn Schritte lang, war das Arbeitszimmer des Gewaltigen.

Er stand auf, legte die Hände auf das seither noch ziemlich größer gewordene Bäuchlein, aus dem die kleinen dicken Füße herauszuspringen schienen, und schaute mich mit freundlich-prüfendem Blick an.

„Alsdann! Ihre Sachen hab' i da? Dem Wimmer hab'n's g'fall'n. 's Erste war gut, sehr interessant. Na! Sagen's mir amal, kennen Sie an' Gemeinderath? — Ja? — Gut! Verstengan's was von der Canalisation? — Ja? — Das is recht! So können's am 15. April bei uns einsteh'n! Gengan's übri zum Singer und reden's mit eahm weg'n der Gage. Was haben's denn bis jetzt g'habt? — Hundert Gulden? — Sie haben bei mir hundertdreißig Gulden. Wollen's an' Vorschuß? — Fünfzig Gulden? — Der Singer soll's Ihna geben!"

Ich war Mitarbeiter des „Extrablatt" geworden!

Am 15. April 1873, um zehn Uhr Morgens „stand" ich „ein" in meinen neuen Dienst, wie der Herr von Berg sich auszudrücken beliebte.

Der Schiller von Wien befand sich im Hofe, als ich kam, ein braunes Sammtröckchen mit solcher Weste, einen breiten Biberhut und großquadrillirten Beinkleidern und weibisch ausgenähten Lackstiefletten.

„Jetzt kommen's in's G'schäft? Halber Elfe is's glei! I geh' jetzt schon fort! Wissen's, i bin schon um Fünfe bei mein' Schreibtisch g'sessen und hab' a halb's Stück g'schrieb'n! Veterana hab' i scho g'nua da im G'schäft! I brauch' Leut', die was arbeiten! Na, gengan's halt eini!"

Ich ging, ziemlich erschüttert über den Empfang, in den localen Theil, wo Wimmer, mein edler Freund und liebevoller Lehrer, dessen Unterweisungen mein dankbares Gemüth nie vergessen wird, mich in Empfang nahm.

Wir hatten kein Abendblatt, und nachdem Berg fort war, begann eine Art Stillleben in der Redaction, das eigentlich ausführlicher Schilderung würdig wäre. Im Hofe wurde „angemäuerlt" um ein Paar Heiße mit Kremn, die man im kleinen Rössel-Wirthshause, das sich im Hause befand, bei ausgespieltem Wein und Bier verzehrte. Um zwölf Uhr kamen Buchhalter und, was die Hauptsache war, auch der Cassier, der kleine Geldlücken gern liebevoll stopfte, und nachdem man gegessen und getrunken hatte, ging man zum — „Speisen", um sich um vier Uhr in der Redaction wieder zu finden.

Da war der Herr von Berg auch schon da.

Wenige Tage nach meinem Eintritte in die Redaction hatten wir eine Sonnenfinsterniß zu erwarten, und O. F. Berg „schaffte" bei Ferdinand Groß, der im alten Tracte rückwärts hinter Büchern und Einläufen vergraben saß, einen Artikel „an", der sich mit dem Einfluß der Sonnenfinsterniß auf den spanischen Thronwechsel beschäftigen sollte. Ferdinand Groß, der liebenswürdige Schriftsteller, lachte und schrieb den Artikel nicht. Des anderen Tages kam O. F. Berg wieder zu Groß und bestellte einen Artikel über die Sonnenfinsterniß.

„Ja, Herr Berg, von der Astronomie versteh' ich nichts! Den Artikel kann ich nicht schreiben."

Dem Herrn Chefredacteur „magerlte" es ganz gewaltig, daß Groß es unterließ, ihn mit dem kleinen „von", mit dessen Verleihung der Wiener so freigebig ist, zu tituliren, und er rief erbost:

„Das verstengan Sie net? A Journalist muß All's versteh'n! Z'weg'n was hab' i Ihna denn nachher an „Konfersazions"-Lexikon um 36 fl. 'kauft?"

„Ich bin ein Schriftsteller und kein Abschreiber!" erwiderte Groß erregt und warf dem Herrn von Berg die dickleibigen Bände Meyer vor die Füße. Dann nahm er seinen Hut und ging.

Das war natürlich ein großes Ereigniß in der Redactionsstube des „Extrablatt", und die Mitarbeiter gaben Groß, dem Revolutionär, dem heldenhaften Revolutionär, ein feierliches Bankett, zu dem, recht charakteristisch, F. J. Singer, der Compagnon Berg's, den Champagner sendete.

Der große Berg wurde immer kleiner und kleiner in meinen Augen, eine hart an die Grenze des Größenwahnes reichende Eitelkeit, ein rüder Despotismus, der keine andere Meinung aufkommen ließ, dabei eine Geldgier, die bei einem Schriftsteller doppelt verächtlich erschien, warfen schwarze Schatten in das Charakterbild dieses Mannes, zu dem ich bisher in grenzenloser Ehrfurcht aufgesehen hatte.

Nun beschäftigte er sich auch mit mir und fand, daß die Be-

richte über den Gemeinderath, die ich zu besorgen hatte, viel zu wenig pikant seien.

„Mei lieber Freund! Sie san ja nix weiter als a journalistischer Lehrbub'! Und da müssen's no a gute Lehr' annehmen. Das interessirt ja kan' Menschen, was Sie da schreiben. Pikant! Pikant! Das is die Hauptsach'! G'spaß müssen's machen, damit die Leut' was zum Lachen hab'n!"

Ich ließ den Kopf hängen. „G'spaß! Pikant!" Die Gemeinderaths-Scandale waren damals noch nicht auf der Tagesordnung; die Tagesordnung wickelte sich so glatt ab, woher „G'spaß" nehmen, woher Stoff zu Pikanterie!

Da kam eines Tages der Baron Wertheim, ein sehr seltener Gast in der Wipplingerstraße. Ich war überglücklich. Ich schrieb — der selige Baron, ein ziemlich eitler und von Knopfloch-schmerzen arg geplagter Herr, wird mir verzeihen — eine endlos lange „g'spaßige, pikante" Einleitung über das Erscheinen des Herrn Baron, und zum Schluß hieß es: „Das war das Ereigniß der gestrigen Gemeinderaths-Sitzung; alles Andere war unbedeutend!"

Das Blatt erschien, und O. F. Berg kam zu mir, klopfte mir auf die Achsel und sagte schmeichelnd: „So! Jetzt is's recht. Das is amal a Bericht aus'n Gemeinderath nach mein' Gusto! Ja, merken's Ihna! Sö san a journalistischer Lehrbub' und müssen aufpassen! I hab' scho hundertundzwanzig Stuck g'schrieben und schreibe jeden Tag a Feuilleton! Von mir können's lernen!"

Ich war der Jüngste im Hause und blieb der Lehrbub'!

Wo nur etwas zu thun war, wo sich eine schwerere Arbeit fand, welcher die bequemen älteren Herren ausweichen wollten, mußte der „journalistische Lehrbub'" zugreifen, anfassen und bis in die sinkende Nacht schreiben; die Localberichterstatter mußte ich empfangen und ihren Zeilenhunger beschwichtigen und einschränken, ich mußte national-ökonomische und politische Artikel schreiben, ich mußte auf die Sternwarte, um mich über den Durchgang der Venus zu erkundigen, dann Abends als „Agent" des „Extrablatt" einer goldenen Hochzeit in Hungelbrunn beiwohnen und dort den Toast sprechen, nachdem ich Mittags die Blutthat in Neulerchenfeld, einen furchtbaren Exceß in Sechshaus geschildert hatte, kurzum Alles, Alles sollte der Lehrbub' machen.

Ich war recht arbeitslustig und schaffensfroh. Der stete Verkehr mit den Leuten interessirte mich, regte mich an, ich erfuhr Manches und sah Vieles, an dem andere jüngere Collegen achtlos vorübergehen, aber ärgern that's mich doch bis in's tiefste Innerste, daß

Alles mich Lehrbub' titulirte und dementsprechend mich auch nur beim Vornamen rief.

Es ging so weit, daß die Diener und der Metteur nur mehr vom „Julius" sprachen, wobei sie wohl in meiner Gegenwart nicht unterließen, mich „Herr Julius" zu nennen.

Erst mit dem Abgange Berg's verstummte allmälig das Wort „Lehrbub'", aber der „Julius" ist bis zum heutigen Tage geblieben, eine Art Familienwort, das sich wohl nicht mehr ausmerzen lassen wird, und wenn ich einmal schneeweiß und kahl sein und meine Feder nur mehr zitternd über das Papier führen werde, ich glaube, man wird beim „Extrablatt" noch immer vom „Julius" sprechen, der nun vor mehr als siebzehn Jahren als journalistischer Lehrbub' in die alte „Keuschen" am „Ochsenbergl" gekommen ist, obwohl nun schon seit mehr als zehn Jahren ein zweiter Julius bei uns schafft und wirkt, der Julius Bauer.

Der O. F. Berg ist todt, und wir haben schon so Manchen, der mir in meiner schweren Lehrzeit zur Seite gestanden, hinausgetragen nach dem Orte des Friedens und der ewigen Ruhe. Der Lehrbub' ist ein Geselle geworden, das darf ich wohl von mir sagen, der noch heute gern lernt und sieht und erfährt und sein Herz ganz und voll dem mühseligen, undankbaren Berufe gewidmet hat. Weiter bringt's Einer in der Journalistik ohnehin nicht. Wer kann sagen, daß er Meister ist, wer, daß er fertig ist? Da gibt's nur zu lernen, und man hört eigentlich nicht auf — journalistischer Lehrbub' zu sein.

Julius Löwy.

Dramatische Wildlinge.

Es war zur Zeit meines ersten Engagements in der alten Festungsstadt Olmütz, an einem der letzten Tage des Monats Jänner 1871, als unser gemüthlicher Director und trefflicher Komiker Czernits in die Sauer'sche Restauration trat und mir und meinem Tischgenossen, Redacteur Betbur, den Vorschlag machte, mit ihm heute Nachmittags eine Schlittenpartie nach dem zwei Stunden entfernten Städtchen Sternberg zu unternehmen. Wir waren schnell bereite Theilnehmer, umsomehr, als Czernits uns mittheilte, daß sich eine herumziehende Schauspielertruppe seit Kurzem in Sternberg aufhalte und wir heute, als einem Sonntag, sicherlich Gelegenheit finden dürften, einer „höchst anzurecommandirenden" Vorstellung derselben beizuwohnen. Ich gehörte seit wenigen Monaten der Bühne an, hatte erst vor einigen Tagen Holtei's „Letzten Komödianten" aus der Hand gelegt, was Wunder, daß der Vorschlag meines Directors bei mir das größte Interesse erregte, das Leben und Treiben einer „Theaterschmiere" durch eigene Anschauung kennen zu lernen.

Nachmittags drei Uhr kutschirten wir denn auch, in tüchtiges Pelzwerk gehüllt, beim Festungsthor hinaus, und bald hallte lustiges Schellengeläute zwischen den einsamen, schneebedeckten Wällen und Schanzgräben; nicht lange dauerte es, hatten wir das Festungsterrain hinter uns, und dahin flogen wir auf gerader, schneeiger Bahn dem kleinen Fabriksstädtchen zu. Mit dem Glockenschlage Fünf hielten wir als lebendige Eiszapfen vor dem ersten Gasthause des Ortes und stürmten sofort in die behagliche Wirthsstube, um beim traulichen Papa Kachelofen aufzuthauen und unsere halberfrorenen Lebensgeister durch dampfenden Mokka wieder aufzufrischen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Auf einem der Tische lag ein geschriebener Theaterzettel, auf dem zu lesen war, daß heute, Sonntag, den 22. Jänner 1871, allhier unter löblicher Direction der Madame Thalbrück im großen Tanzsaale des Gasthauses aufgeführt wird:

„Katharina Howard", oder: „Krone, Schaffot und Gruft".
Großes historisches Trauerspiel in sechs Acten nebst einem Vorspiel.

Hierauf folgte der Personenausweis. — Anfang um halb sieben Uhr.

Als ich so erfahren, daß wir uns hier im Komödienhause befanden, konnte ich meine Neugierde nicht länger bezähmen, sondern eilte über die Treppe hinauf in den noch in Dunkel gehüllten Tanzsaal. Am anderen Ende des großen Raumes sah ich beim Lichte einer Talgkerze zwei Personen vor einem Vorhang beschäftigt, der große Aehnlichkeit mit einem Betttuch hatte. Ich näherte mich, über einige Sperrsitze stolpernd, dem Paare. Ein Mann und eine Frau befestigten an der Rampe der Bühne Oellampen. In der Frau, die zufällig eine große papierene Krone auf dem Haupte trug, lernte ich die Principalin selbst, Madame Thalbrück, kennen; ihr Gehilfe war das Factotum der Gesellschaft, Herr Christel, Rollen- und Zettelschreiber, Souffleur, Beleuchter und „zärtlicher Vater".

Nachdem ich mich den Beiden vorgestellt und ihnen den Zweck unseres Besuches, der heutigen Aufführung beizuwohnen, mitgetheilt hatte, wurden Principalin und Factotum unendlich liebenswürdig und fühlten sich „äußerst geschmeichelt". Madame Thalbrück, die, nebenbei gesagt, das „scheenste" Sächsisch parlirte, bedauerte nur, „daß de kleene Pihne keene Gelegenheit nich biedet, sich in die Tragedie auszubreiten", wogegen Herr Christel seinerseits wieder bedauerte, daß wir nicht an einem Wochentage gekommen sind, da hätten wir ein Lustspiel zu sehen bekommen, und das Lustspiel ist — wie er meinte — „unsere stärkste Seite". Ich ersuchte, drei Sitze, wenn möglich in der ersten Reihe, für uns zurückzubehalten, und empfahl mich, zu meinen Freunden zurückkehrend.

Ich war kaum einige Minuten im Gastzimmer, als das Factotum, Herr Christel, erschien, und sich in höchst devoter Weise erbot, uns Gesellschaft zu leisten, da er seinen Functionen bereits nachgekommen und heute Abend leider in einer ganz unbedeutenden Rolle beschäftigt sei. Wir nahmen seine Selbsteinladung freundlichst an, und nun begann der gute Herr Christel auf unsere Fragen ein Langes und Breites von den Verhältnissen seiner Gesellschaft, der er bereits, wie er sagte, seit zehn Jahren die „Ehre habe anzugehören", zu erzählen. Da wir ein Trockenwerden seiner Kehle selbstverständlich nicht auf-

kommen ließen, plauderte uns der gemüthliche Kauz die Zeit bis zum Beginne der Vorstellung mit ganz interessanten und für das Getriebe einer herumziehenden Gesellschaft charakteristischen Mittheilungen weg. Ich bekam da zum ersten Male annähernd einen Einblick in all das grenzenlose, bittere Elend, in alle die traurigen Verhältnisse einer armen Wandertruppe, die unser Erzähler mit einer gewissen leichtsinnigen, nicht humorlosen Weise behandelte.

Ich lasse Herrn Christel sprechen.

„Unsere Gesellschaft besteht aus sechzehn Personen, davon gehören fünf der Familie des Directors an. Die Frau ist eigentlich der Director; sie führt die Regie, wohl auch im Hause; der Herr Director ist der Mann seiner Frau; außerdem spielt er kleine Rollen, heute z. B. den Henker; er führt die Aufsicht über die Garderobe und die Möbel (!), er blitzt und donnert auf der Bühne — zu Hause besorgt letzteres die Frau Directorin. Er ist ein vorzüglicher Hornist und war früher längere Zeit bei einer Militär-Musikcapelle; ihm fallen daher alle hinter den Coulissen vorkommenden Signale und Trompetenstöße zu. Der Sohn dieses directorialen Paares spielt die Charakterrollen und Intriguants; die ältere Tochter singt sehr hübsch und spielt naive Mädchen und Soubretten; die jüngere nimmt gern erste jugendliche Liebhaber und Naturburschen. Außerdem besteht die Truppe noch aus einer ersten tragischen Liebhaberin, die auch schon beinahe zehn Jahre die Ehre hat, uns anzugehören, einem ersten Heldenspieler, zwei Komikern, von denen einer leider zu viel sich dem Trunke hingibt, und aus einer zärtlichen Mutter, deren beiden Sprößlinge, zwei junge Dinger von vierzehn und sechzehn Jahren, eben in die Kunst eingeführt werden; schließlich haben wir für Nebenrollen noch drei Herren, die aber sehr stark wechseln — und meine geringe Wenigkeit."

Auf unsere Frage bezüglich des Einkommens der Gesellschaft plauderte Herr Christel weiter:

„Wir spielen selbstverständlich auf Theilung. Die ganze Einnahme eines Abends wird in zwei gleiche Theile getheilt: die eine Hälfte bekommt die Familie des Directors — dafür hat dieselbe aber die Reisekosten zu bezahlen, die Garderobe und Bibliothek zu erhalten (!), die andere Hälfte gehört den übrigen Mitgliedern; jedoch theilen hier blos die Fachschauspieler; die drei Herren für Nebenrollen erhalten für ein jedesmaliges Auftreten zwanzig Kreuzer."

„Nun, und wenn dieselben nun zufällig selten beschäftigt werden?" warf ich ein.

„Na — dann verlassen sie halt unsere Gesellschaft," war die schnelle Antwort.

Jetzt konnte ich mir das „starke Wechseln“ der drei Herren erklären. Herr Christel fuhr fort:

„Im heurigen Winter geht es uns ziemlich schlecht. Schau- und Lustspiele ziehen nicht — und zu den Operetten fehlt uns nur — das Orchester. So schleppen wir uns also mühselig durch die Saison. Wir hatten hier schon unter der Woche Abende mit einer Einnahme von vier Gulden; kam auf die Directionsfamilie zwei Gulden, auf jeden Schauspieler fünfundzwanzig Kreuzer, und davon muß man oft zwei bis drei Tage auskommen, da doch nicht immer täglich gespielt wird. Freilich kommen auch wieder Vorstellungen, die per Mann einen Gulden und darüber tragen, — aber die sind rar, die sind rar! Zum größten Glück ist keines von uns verheiratet; nur der Komiker hat ein Verhältniß mit der tragischen Liebhaberin — da verdienen aber auch Beide — so gleicht sich die Geschichte wieder aus.“

Im selben Momente schlug die Uhr halb Sieben, und nun unterbrachen wir den Redestrom unseres Erzählers, der gewiß noch manche interessante Geschichte für uns im Vorrath hatte. Wir verabschiedeten uns vorläufig und machten Anstalt, in den der dramatischen Muse geweihten Saal einzutreten.

An der Thür saß die Directorin, die also auch das Cassengeschäft leitete; sie bewillkommte uns auf das Feierlichste und überreichte mir drei Papierschnitzel, darauf die Ziffern 1, 2, 3. Sie hatte uns die besten Plätze reservirt. Ich wollte eben eine Fünferbanknote als Tribut der Kunst auf ihren Altar legen, als sie, meine Absicht gewahrend, fast gekränkt abwehrte:

„Bitte, bitte, stecken Sie nur wieder ein, von Collegen wird nichts angenommen.“

Ob ich wollte oder nicht, ich mußte gehorchen.

Da saßen wir nun gleich drei Ausgesetzten auf unseren Stühlen in der ersten Reihe „einsam und alleine“. Nur rückwärts polterte und lärmte ein stattlicher Rudel: Fabriksarbeiter, Gesellen und Dienstleute. Sehr spärlich fanden sich Leute aus den besseren Ständen ein. Zehn Minuten waren bereits vergangen. Plötzlich ertönte der schrille Ton einer Klingel, und langsam, gegen verschiedene für uns unsichtbare Hindernisse kämpfend, erhob sich der Vorhang. Wir sahen nun das Vorspiel, den ersten und zweiten Act der schauerlichen Tragödie in einem Zeitraume von drei Viertelstunden; die hiesigen Regiestriche gaben denen der strengsten Censur nichts nach.

Ich muß gestehen, daß sich meiner im ersten Augenblicke eine leicht verzeihliche Heiterkeit bemächtigte, als ich grenzenloseste Un-

beholfenheit und wahnwitzigste Declamation der agirenden Darsteller zu Gesichte und zu Gehör bekam. Dabei vernahmen wir in der ersten Reihe Alles doppelt, einmal vom Souffleur, das andere Mal vom Schauspieler (soll auf größeren Bühnen auch vorkommen). Der Souffleur, der hinter der ersten Coulisse links stand, wirkte auf sämmtliche Mitspielenden mit der Kraft eines Magnetes. Jedes trachtete dem betreffenden Coulissenwinkel so nahe als möglich zu kommen, und so spielte die ganze Scene in einer Gruppirung, die den Zuschauer lebhaft an eine sich fürchtende und zusammendrängende Schafheerde erinnerte. Dabei kannten die Meisten ihre Rollen so ziemlich; doch kamen die wunderlichsten Verwechslungen vor. Bald jedoch wich diese Heiterkeit einem ernsten, recht wehmüthigen Gefühl für diese ärmsten, mühselig sich plagenden und doch nichts als bitterstes Elend einheimsenden, bejammernswerthen Parias der dramatischen Kunst.

Wie viel geht hier zu Grunde? Wie viel könnte und müßte eben hier gethan werden? Fragen, deren Beantwortung mich weit über den Rahmen einer einfachen Erzählung hinausführen würden.

Nach dem zweiten Acte, der in einer Gruft spielte, allwo Katharina scheintodt in einem Sarge lag, benützte ich die Zwischenpause zu einem Besuche hinter den Coulissen. Die Bühne betretend, begrüßte ich die hier commandirende und jetzt erst in ihrem eigentlichen Element befindliche Directorin, noch immer die papierene Krone auf ihrem Haupte, und sah, wie sich der eben vorgekommene Sarg als Waschtrog der Frau Wirthin entpuppte. Im Hintergrunde probirte der Herr Directer eine Trompete; ich grüßte ihn — doch er trompetete weiter. Der geschäftige Christel hatte sich unterdessen meiner bemächtigt und führte mich in die Garderobe der Künstlerschaar, welche durch ihr Aussehen den von Holtei dafür gebrauchten Ausdruck bestens rechtfertigte.

Ich trat in ein ziemlich geräumiges Gemach, welches Männern wie Frauen als gemeinsames Ankleidezimmer diente. Den Gesetzen der Sittlichkeit war durch eine, allerdings etwas schadhafte spanische Wand, die, in der Mitte aufgestellt, den Raum in zwei Theile trennte, Rechnung getragen. Rings an den Wänden hingen männliche wie weibliche Costüme, Ritterwämser, altmodische Fräcke, blecherne Helme und stark abgenützte Cylinderhüte in genialer Unordnung. Ein höchst wankelmüthiger Tisch präsentirte allerlei Schminkgeräthe, Rollen, Requisiten u. s. w. u. s. w. Ich hatte große Mühe, die Mitte des Locales ungefährdet zu erreichen, da der Held, wahrscheinlich eifrigst mit seiner Rolle beschäftigt, aus einer Ecke in die andere fuhr und

dabei ingrimmig mit einem Dolche, der bezüglich seiner Größe jedem Fleischermesser Concurrenz gemacht hätte, herumfuchtelte. Während sich Christel bemühte, mich dem herumrasenden „Heinrich VIII." vorzustellen, erschienen plötzlich über der spanischen Wand zwei niedliche Mädchenköpfe, die mich zuerst mit großer Neugierde anstarrten und dann ganz collegial begrüßten, indem sie mir ihre Arme über die Wand herüberstreckten. Auf einer umgekehrten Kiste saßen „drei Edle aus Heinrich's Gefolge" und spielten — Tarok. Eben wurde ein Solo angesagt, der ihre Aufmerksamkeit so in Anspruch nahm, daß sie keine für mich übrig hatten.

„Kommen erst ganz zuletzt," erklärte mir Christel.

In einer Ecke beim Ofen kauerte auf einem Stuhl die „zärtliche Mutter" und stopfte Strümpfe. Ich begrüßte sie, und auf meine Frage, ob sie heute auch beschäftigt, antwortete sie, mir freundlich zunickend:

„O na, heut' wohl nit! Aber meine Madeln machen Hofdamen, na und da geh' ich halt a nit herein, a bißl aufzupassen!" (Leises Gekicher hinter der spanischen Wand.)

Wieder ertönte das schrille Geläute, und ich empfahl mich eiligst, um den weiteren Verlauf der Darstellung kennen zu lernen. Im Zuschauerraum war es unterdessen recht lebhaft geworden. Ein feister Ganymed credenzte in großen Krügen braunen Nektar und verkündete mit durchdringender Stimme die zahlreiche Anwesenheit „Bremheißer".

Ein zweites Mal mußte die Glocke hinter dem Vorhang ertönen, um halbwegs Ruhe herzustellen, und in einer sich immer mehr mit Tabakrauch füllenden Atmosphäre säuselte die stark in den Jahren befindliche Liebhaberin mit einer flötenden Stimme, wie Thisbe dem edlen Pyramus, nun ihren Part vor. Nach dem vierten Acte verließen wir den „Ort der Musen", an dem es bereits, wahrscheinlich in Folge der im Zwischenact verabreichten Stärkungen, anfing, etwas geräuschvoll zuzugehen. Herr Christel, der unseren Aufbruch wohl bemerkt hatte, kam uns, da seine Rolle bereits ausgespielt war, sofort nach, beim Abendessen, zu dem wir ihn luden, tüchtig seinen Mann stellend, und gab uns zum Abschied noch Einiges von den Erlebnissen seiner Gesellschaft zum Besten. So theilte er uns unter Anderem auch mit, daß vor zwei Jahren der Heldenspieler des nicht mehr ungewöhnlichen Namens Müller vom Director des Prager Theaters mit einem monatlichen Gehalt von sechzig Gulden engagirt worden war. Nach Verlauf von einigen Wochen fand eines Morgens der Prager Director auf seinem Schreibtische einen Brief, worin

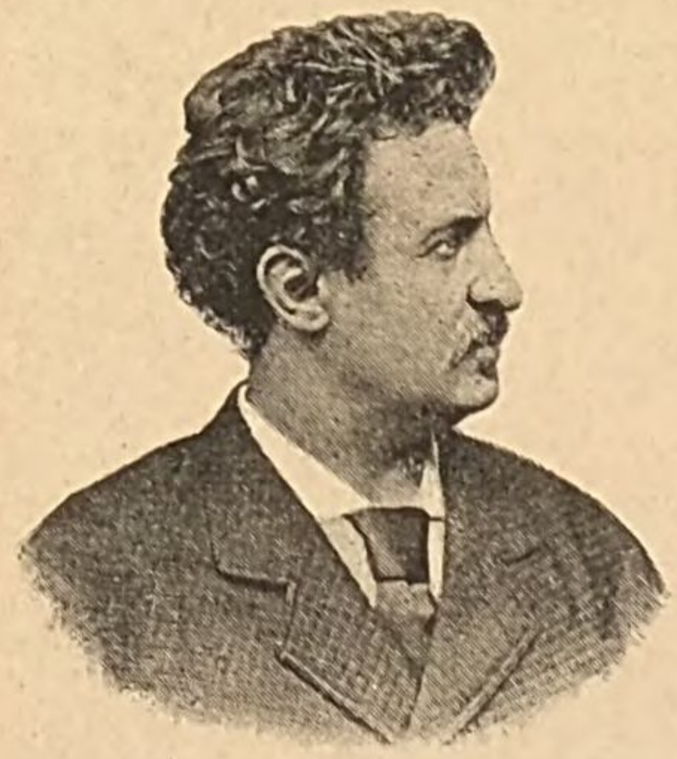
Müller für alle ihm erwiesenen Wohlthaten herzlichst dankte, aber zugleich erklärte, er fühle sich so unglücklich, daß er Prag verlassen müsse; er war durchgegangen und kehrte wieder zurück zur Truppe der Madame Thalbrück.

Ueber die heutige Einnahme befragt, theilte uns Christel mit schmunzelndem Gesichte mit, daß selbe den „sehr anständigen Betrag" von sechzehn Gulden erreicht habe, einschließlich unserer Fünfernote, die ich der so collegial gesinnten Frau Directorin schließlich doch aufgezwungen.

Es war zehn Uhr vorbei, die Komödie schon lange zu Ende, als wir an unsere Heimfahrt dachten. Als wir durch die Schwemme dem Ausgange zuschritten, fanden wir die gesammte Künstlerschaar, Heinrich VIII. wieder im besten Einvernehmen mit Katharina, ihr frugales Abendbrod verzehrend. Als sie unser ansichtig wurden, begrüßten sie uns sehr respectvoll, und Frau Thalbrück — diesmal ohne Krone — drückte uns im Namen der Gesellschaft ihren „scheensten" Dank für unseren Besuch aus. Freund Christel ließ es sich nicht nehmen, uns bis vor's Thor zu begleiten, und unter herzlichen Abschiedsworten und mit Christel's heiliger Versicherung, uns demnächst in Olmütz aufzusuchen, flog unser Schlitten in die Nacht hinaus. Noch vor Mitternacht erreichten wir das Festungsthor.

Dr. Rudolf Tyrolt

Eine allerhöchste Auszeichnung.



Von den vielen und, ich darf es kühn gestehen, oft berauschenden Beweisen der Anerkennung, die mir während meiner Künstlerlaufbahn zu Theil wurden, bleibt die nachstehende mir immer die schönste, erhebendste Erinnerung.

Als vor, ich weiß nicht genau wie viel Jahren in Wien ein glänzendes Hofconcert im k. k. Redoutensaale stattfand, wozu ich mitzuwirken geladen wurde, erwachte ich schon am Morgen des Concerttages mit meinem leider mich so oft quälenden Uebel, einer schrecklichen Migräne; sie steigerte sich fort und fort; der beim Hofconcert fungirende Hofarzt rieb mir so viel Senfgeist in's Genick, daß die Haut sich löste; Hofcapellmeister Herbeck machte Se. Durchlaucht den Fürsten Hohenlohe auf mein leidendes Aussehen aufmerksam; der Fürst berichtete Sr. Majestät über meine fatale Migräne, und Se. Majestät ließ mir huldvollst sagen, ich solle unter solchen Verhältnissen nicht singen. Doch mein Künstlerehrgeiz siegte über den physischen Schmerz, und ich sang — ich glaube schöner als je. Der Kaiser sprach seine Bewunderung und seinen Dank für meinen Heldenmuth in huldvollsten Worten aus, dann trat Ihre Majestät die Kaiserin in ihrer engelgleichen Schönheit auf mich zu und sprach: „Es war wundervoll, wie Sie, Herr Walter, gesungen haben, wie schade, daß man, da Sie sich so krank fühlen, Sie nicht bitten darf, noch ein Lied zu singen.“ Ich, berauscht von den huldvollen Worten dieser hehren Lichtgestalt, erwiderte ohne Bedenken: „O, wenn Majestät geruhen zuzuhören, so könnte ich die ganze Nacht singen —“

Nachdem ich das damals zum ersten Male gesungene Gounod'sche „Frühlingslied“ vorgetragen hatte, trat die Kaiserin am Arm des Kaisers zu mir und sprach: „Nochmals besten Dank; man könnte Ihnen auch die ganze Nacht zuhören.“

Als ich am anderen Tage die Blumen-Ausstellung in der Gartenbau-Gesellschaft besuchte und eben mit meiner Frau am Arm und meiner Tochter neben mir eine farbenreiche Gruppe Azaleen bewunderte, entstand plötzlich in den Reihen der Anwesenden eine gewisse Bewegung, und ehe noch die Worte „Der Kaiser kommt" gesprochen werden konnten, trat der Monarch, von dem Comité begleitet, rasch und elastisch in den Saal, und mich erblickend, schritt er sogleich auf mich zu, laut mit herzlichstem Tone sprechend: „Nun, Herr Walter, wie geht's Ihnen heute, Sie haben gestern so miserabel ausgesehen, aber gesungen haben Sie gottvoll."

Die Erinnerung an diese allerhöchste Anerkennung und huldvollste Theilnahme bleibt mir ewig als ein glänzender Lichtpunkt in meiner Künstlerlaufbahn.

Gustav Walter.

Vom Kloster zur Bühne.

Es ist ein ganz eigenes Ding, seine Lebensgeschichte zu schreiben, und schwieriger noch, wenn in der ganzen Geschichte nichts Romantisches und Originelles steckt. Sich selbst zu beurtheilen ist nicht leicht, fällt es ja selbst Berufskritikern schwer, das Richtige zu treffen, und doch reizt es mich, die Selbsterkenntniß zu Papier zu bringen und zu sagen, was ich war, was ich geworden und wie ich es geworden.

Mein Lebenslauf ist ein so ruhiger, meine Jugend eine so gewöhnliche gewesen, wie das Wiesenbächlein, das gemächlich den Rain entlang fließt, ohne Hast und ohne Störung dem Ziele zu . . . Doch halt, ich werde poetisch und könnte mir leicht von dem nächstbesten Literaten eine Berufsstörungsklage zuziehen. Also, ich erzähle einfach, wie ich es weiß, und wem es zu wenig interessant erscheint, der mag jetzt schon das Buch aus der Hand legen.

Geboren ward ich am 11. October 1866; wie jedes andere Menschenkind war ich im Anfang ein kleiner Fratz, dessen erste Lebensäußerungen nicht weiter hinausgehen, als den Eltern recht viel Scheererei zu machen, sich großfüttern zu lassen und etwas zu lernen. Ich weiß nicht, welcher Entschluß mich dazu bestimmt hatte, in eine Klosterschule gesteckt zu werden, doch mit einem Male saß ich auf einer Schulbank in einem düsteren Saale und hinter fest vergitterten Fenstern und mußte mit einer Schaar junger Mädchen dem weihevollen Vortrage der schrecklich ernsten Schwester Lehrerin lauschen. Das ging so bis zu meinem vierzehnten Jahre, und wenn damals etwas vermocht hatte, mich über die Düsterkeit meiner Kinderzeit hinwegzubringen, so

war es die sorgsame Pflege des Gesangsunterrichtes, den wir in der Klosterschule erhielten. Da war ich immer mit Leib und Seele dabei, wenn wir im Chore recht erbauliche Lieder sangen und ich meine helle Kinderstimme recht laut ertönen lassen konnte.

Dieser Vorliebe zur Musik blieb ich auch treu, und kaum daß ich diese Schule verlassen hatte, ging ich vom — Kloster in's Conservatorium. Hier war ich ein Jahr, doch das wurde mir doppelt angerechnet, ich war dem Lehrplan so weit vorangeeilt, daß mir die Lehrer bedeuteten, so ginge es nicht weiter, eine Schule müsse so unterrichten, daß alle Lernenden gleichmäßig vorschreiten könnten. Das war mir jungem, ungeduldigem Wesen nun zu langweilig! Ich rief einen Familienrath zusammen, setzte meine kleine Person in Positur und erklärte, daß ich das Conservatorium aus den gegebenen Gründen verlassen möchte. Der Grund leuchtete ein, der Antrag wurde acceptirt, und so ging ich denn, unbehindert von einem bindenden Lehrplan, zur Frau Professorin Dustmann, die mich liebevoll in ihre bewährte Meisterhand nahm. Da konnte ich denn nach Herzenslust darauf loslernen, und in allen meinen Versuchen fand ich an meiner hochverehrten Lehrerin die hingebendste Förderung und Unterstützung. Zugleich nahm ich dramatischen Unterricht bei Frau Professorin Door, und im Frühjahre 1885 — ich war kaum im dritten Studienjahre — war ich engagirt. Ich bin meinem Schicksal zwar recht dankbar, daß ich meine Laufbahn so rasch und mühelos zurücklegte, aber ich hätte doch was darum gegeben, wenn es ein wenig romantischer gewesen wäre. Ich hätte für mein Leben gern gegen den Willen der Eltern mich der Kunst geweiht, wäre bei Nacht und Nebel durchgebrannt und hätte mir ein Vergnügen daraus gemacht, nach Noten zu hungern, statt allein zu singen, doch

„Es hat nicht sollen sein!"

Ganz nüchtern unterfertigte ich den Contract, so und so viel hundert Mark Gage, Spielhonorar 2c. — ich war wohlbestallte Sängerin am Stadttheater zu Danzig. Im Sommer 1886 trat ich zuerst vor ein internationales Publicum, in Bayreuth in der Partie eines Soloblumenmädchens. Die unmittelbare Folge davon war, daß ich in der Wiener Hofoper Probe sang — die Arie der Rose Friquet in Maillart's „Glöckchen des Eremiten" war der Probirstein meines Könnens — und für drei Jahre engagirt wurde. Mit dem Wiener Contract für 1887 bis 1890 in der Tasche, kehrte ich nach Danzig zurück, wo ich über den Winter 1886/1887 noch verpflichtet war und wo ich — wie ein liebenswürdiger Kritiker damals sagte — den Danzigern das Scheiden recht schwer machte. Es that mir

selbst recht weh, denn bei ihnen genoß ich eine Beliebtheit, die mich mit der Zeit in dem schönen Danzig recht heimisch gemacht hatte, und so schied ich denn nur, um dorthin zu gehen, woher ich gekommen, nach meiner lieben Vaterstadt!

Da bin ich jetzt! Was drei Jahre Studium und fünf Jahre Bühnenleben aus mir gemacht haben, weiß ich zu schätzen, deshalb zähle ich mich immer noch unter die Novizen der Kunst, deren Ziel nicht der Erfolg des Tages, sondern jener der Zukunft ist, und mit jeder neuen Rolle, die mir zu Theil wird, wächst ein Theil meines künstlerischen Ich. So manche dämmerige Stunde bringt mir die Gestalten meiner Bühnenheldinnen vor das Auge; da schreite ich am Arme Jung-Werner's an mir selbst vorüber, dort naht eine Elsa, dort Margarethe, Undine, das Nürnberger Evchen und andere Gestalten, die mein Bild sind, meine Züge tragen; da steht meine Kunst vor mir, und ich finde reichen Lohn in diesen Phantasmagorien, die der Zukunft entgegen streben. Auf nach der Höhe der Kunst, der Vollendung: Excelsior! . . .

Ellen Forster.

Die letzten Xenien.*)

Die Woche besteht aus sieben Tagen,
Die rastlos durcheinander jagen,
Kommt manche Stunde auch gekrochen,
Im Nu zerflattern die kurzen Wochen.

*

Das Alter sei heiter, behaupten sie.
Nein, so verdrießlich war ich nie!
Man wird es eben so allmählich,
Sich und den Ander'n unausstehlich.

*

Die Weisheit sei des Alters Gabe,
Ein weiser Alter ein weißer Rabe!

*

Zwei Alte begegnen sich außer Haus
Und sprechen sich miteinander aus.
Der eine denkt sich: „Ich bin noch rührig,"
Der and're: „Nichts vom Alter spür' ich;"
Und also trennen sie sich am Ende
Und schütteln sich selbstzufrieden die Hände.

Ich schmecke noch das Butterbrod,
Das ich als Knabe verschlungen,
Ich fühle noch des Jünglings Noth
In der Liebe Peinigungen;
Und umgewandelt seh' ich mich
Zum Mann, zum Greise reifen —
Wo ist mein Ich? Mein wahres Ich?
Ich kann es nicht begreifen!

*

Wollt' mir ein Schwärmer die Theorie
Der „Seelenwanderung" entfalten;
Die neue Seele, was hilft mir die?
Sie weiß nichts von der alten!

*

„Schreib' uns Xenien zum Lachen" —
Gleich. Muß mein Testament erst machen.

*

Ein reicher Freier und seine Mittel
Sind für die Weiber das rechte Capitel,
Sie wollen ihn zur Brautschau hetzen,
Doch finden an jeder was auszusetzen.

*

Die Rosenlippen der feinen Damen
Zerpflücken manchen guten Namen.

*

Wie selten Ehen glücklich sind auf Erden,
Obwohl sie im Himmel geschlossen werden.

*

Was spornst Du Dein Roß? Es ist klüger als Du
Und reitet Dich nicht dem Abgrund zu!

*

Du Welt-Umsegler bleib' daheim in Ruh'!
Das Meer verschlingt Dein Gut und Dich dazu.

---

*) Vorstehende 15 Xenien sind die allerletzten, welche der ewig junge Dichtergreis wenige Wochen vor seinem Tode geschrieben und unserem Werke, dessen Schaffung er noch in den letzten Wochen seines Lebens ein besonderes Interesse widmete, als ein werthvolles Vermächtniß hinterließ.

Wenn die „Streber“ ihr Wesen treiben,
Journalisten Komödien schreiben,
Antisemiten an Juden sich reiben,
Juden immer dieselben bleiben,
Wenn sich die Liebenden entleiben,
Schwache Greise sich beweiben,
Knaben rauchen und Kegel scheiben,
Schlechte Minister am Ruder bleiben —
Wer soll da nicht Satiren schreiben?

Herrn Arthur's Schüler durch die Bank,
Sie schicken zum Doctor, wenn sie krank,
Denn sterben mag am Ende keiner,
Der Lebensbejaher wie der Verneiner.

*

Es sagte mir ein Menschenkenner,
Dabei ein lustiger Zeitvertreiber:
Erst ennuyiren uns die Männer
Und später auch die schönsten Weiber.

Eduard v. Bauernfeld.

Im Hause Gottes.

Da Sie die Liebenswürdigkeit haben, das Thema, über welches ich schreiben soll, meiner Wahl zu überlassen, so will ich es versuchen, Ihnen zu schildern, wann, wo und bei welcher Gelegenheit mich Frau Musica bis in das innerste Mark erschütterte.

Ich fange bei der Frage „Wo" an.

Es war in Laibach, meinem Geburtsorte. Da viele der verehrten Leserinnen und Leser dieser Zeilen in Laibach nie gewesen sein dürften, so will ich hier in wenigen, diesen Zeilen dienlichen Zügen ein Bild meiner von naturwissenschaftlichen, geographischen, historischen und anderen wissenschaftlichen Gesichtspunkten aus merkwürdigen Geburtsstätte entwerfen.

Laibach ist eine reizende Stadt mit circa 26.000 Einwohnern. Mitten im Weichbilde der Stadt befindet sich der mit Parkanlagen gezierte Schloßberg, der Ausläufer einer mit Laub- und Nadelwald bestandenen Hügelkette. Laibach durchschneidet ein kleiner gleichnamiger Fluß, welcher sich am Anfange seines Laufes unter dem Namen Poik bei Adelsberg durch die berühmte Tropfsteingrotte windet und endlich unweit von Laibach in die Save ergießt.

Die Südbahntrace führt über die große Fläche des Laibacher Moors. Durch die Trockenlegungsgrabungen wurden höchst interessante Funde aus der Zeit der Pfahlbauer gemacht. Laibach befindet sich auf dem Grund und Boden einer römischen Ansiedelung namens Aemona, ist also eine uralte Stadt und außerdem geschichtlich wichtig durch die französischen Invasionen 1797, 1805, ferner als Sitz eines französischen Generalgouverneurs der illyrischen Provinzen von 1806 bis 1813 und endlich durch den Congreß 1821.

Als dankbarer Schüler erachte ich es für meine Pflicht, der ausgezeichneten Musikschule der philharmonischen Gesellschaft in Laibach zu erwähnen.

Diese Gesellschaft besteht schon seit vielen — wenn ich nicht irre fünf oder sechs — Jahrhunderten, hat durch alle diese Zeiten stets die künstlerischeste Vollendung in dem von ihr auf allen Gebieten der reinclassischen Musik Gebotenen angestrebt und mit Hilfe ihrer außerordentlichen Dirigenten, Lehrer (der unsterbliche Franz Schubert bewarb sich um eine Lehrerstelle bei dieser Gesellschaft), Schüler und anderer in Laibach domicilirender Tonkünstler von Beruf und par plaisir auch erreicht.

Nun will ich Sie, meine liebenswürdigen Leserinnen und Leser, mit einem Vorrange Laibachs vor allen Städten Oesterreichs, ja ich gehe nicht zu weit, wenn ich behaupte, vor allen Städten Europas, mit Ausnahme Roms, bekannt machen.

Ich spreche von der Kirchenmusik der Domkirche in Laibach. Speciell nicht von der Kirchenmusik am Chore, denn hierin steht die k. k. Hofmusikcapelle in Wien wohl unerreicht da, aber von den Leistungen des Alumnen-Chores gelegentlich der Ceremonien am Altare zu Weihnachten und Ostern.

Laibach besitzt nämlich eine theologische Lehranstalt und ein fürstbischöfliches Seminar, welches alljährlich mehr als zwei Drittheile der das Obergymnasium Verlassenden aufnimmt. Diese Schüler nun genießen von einem tüchtigen Lehrer Unterricht in der Musik mit besonderer Rücksicht auf den rituellen Chorgesang; sie haben unter sich einen Chor von etwa 100 bis 120 Sängern gebildet, welche den Choralgesang mit solcher Meisterschaft vierstimmig behandeln, daß man meint, diese Choräle gewännen erst durch die polyphone Interpretation Sinn und Seele.

Es war am Charfreitag des Jahres 187*; ich war Abiturient des Obergymnasiums zu Laibach. Mein Vater lag hoffnungslos, in Folge eines schweren Gehirnschlagflusses — umnachteten Geistes im Sterbebette.

Die düstere Stimmung in meinem zahlreichen Familienkreise, all der Schmerz und die Sorge auf den Gesichtern um mich her trieb mich zeitlich Morgens hinaus in den herrlichen Wald von Rosenbach.

Der Wald ist das große Gotteshaus, in welchem es keinerlei Glaubensunterschiede gibt. In dieser schönsten Kirche tritt jeder Mensch nach seiner individuellen Denk- und Empfindungsfähigkeit, ganz nach seiner religiösen Ueberzeugung und in seiner Sprache mit seinem Schöpfer in Verbindung. Und hiezu gibt es wohl keine ge-

eignetere Zeit als den Frühlingsanfang — als die mysteriösen Tage der Charwoche.

Nach ewigen Gesetzen entfaltet sich vor unseren Augen die Jungfrau Natur zu neuer Blüthenpracht, aus Allem, was uns umgibt, aus jedem Blüthenkelche, aus der Farbenpracht des Schmetterlings, aus Flur und Au, aus dem morgenglänzenden Himmelsblau strahlt uns Gottes Allmacht, Weisheit und unendliche Herzensgüte entgegen. Laut preisen den Allmächtigen die Heerschaaren von gefiederten Sängern in Liedern voll Jubel und Lebensfreude. Sie brauchen keine Noten, keinen Capellmeister, jeder singt seine schönsten Lieder, ja jeder ein anderes Lied, und alle geben ein so symphonisches Ganzes, daß man gar nicht weiß, soll man dem Rothkehlchen, Schwarzblättchen, dem Fink oder der Meise zuerst lauschen — und dazu die verzückten Bewegungen ihrer lieblichen Körperchen.

Und wie reizend vom Allmächtigen, er läßt wohlweislich alle diese gefiederten Sangesmeister in einer Sprache jubiliren, welche wir nicht verstehen; wäre es aber auch nicht um alle unsere Stimmung, um alle unsere poetische Illusion geschehen, wenn uns vier nicht befiederte Sangesmeister etwa ein verschlepptes:

„Ta sis dea Dag de sean"

in den hellsten Vocalen, denn im Walde muß es hallen, versetzten?

Doch ich wollte ja über den tiefsten Eindruck schreiben, welchen die Musik auf meine Seele machte — ich verfüge mich daher in die Domkirche Laibachs zur Charfreitagspassion. Altäre und Fenster, Kuppel und Wände sind mit werthvollen Gemälden geziert, erstere mit schwarzen Tüchern verhüllt. In den Bankreihen hat sich die christkatholische Gemeinde versammelt.

Auf ein Glockenzeichen in der Sacristei öffnet sich deren Pforte, und mit ernster Würde schreiten 70 bis 80 Theologen, eine stattliche Anzahl Domherren und zum Schlusse der Bischof zu der hinter dem freistehenden Hochaltar befindlichen Sitzgalerie und nehmen lautlos ihre Plätze ein.

Die Passion beginnt.

Alle Psalmen und Responsorien werden von dem in zwei Hälften getheilten Chor vierstimmig gesungen. Die handelnden Personen: Jesus (Baß), Pilatus (Bariton) und Evangelist (Tenor), werden von einzelnen stimmlich und gesanglich besonders hervorragend begabten Theologen vorgetragen; der mächtige Gesammtchor der Theologen stellt das Volk vor.

Nun drücke ich mich in eine einsame, dunkle Ecke des Gotteshauses und lasse alle schrecklichen Einzelheiten jenes wüsten Processes

an meiner Seele vorüberziehen. Ich höre Pilatus sagen: „Ich finde keine Schuld an ihm! Wen wollt Ihr, daß ich Euch freigebe — Jesum oder den Barabbas?“

„Den Barabbas!“ schreit der entmenschte Pöbel.

„Sie stießen ihn, schlugen ihn,“ heißt es weiter, „und setzten ihm eine Dornenkrone auf das Haupt.“

Pilatus führt Jesum vor das Volk und ruft: „Seht, ein Mensch!“

„Kreuzige ihn! Kreuzige ihn!“ dräut das Volk, „er hat sich selbst zum Sohne Gottes gemacht!“

„Sehet, Eueren König!“ erwidert Pilatus.

„Hinweg, hinweg! Kreuzige ihn!“ heult das Volk, „wir haben keinen König als den Kaiser!“

„Da übergab Pilatus ihnen Jesum, daß er gekreuzigt werde. Nun trieben sie Jesum unter Schlägen, Gelächter, Spott- und Schimpfreden hinaus zur Schädelstätte, dreimal sank Jesus unterwegs, ermattet vom Blutverlust und Seelenschmerz, unter der Kreuzeslast zusammen. Zwischen zwei Missethätern schlug die blutgierige Horde den edelsten, den bedeutendsten Menschen aller Zeiten an das Kreuz, an welchem er nach mehrstündigem Leiden seine edle Seele aushauchte.“

Die Versammlung in der Kirche liegt in tiefster Ergriffenheit einige Minuten lautlos auf den Knieen. Da mit einem Male durchzittert es die Kirche in leisen, wehklagenden Tönen:

„Erbarme Dich meiner, o Herr, nach Deiner großen Barmherzigkeit und nach der Menge Deiner Erbarmnisse tilge meine Schuld!“

Wie ein Schrei aus tiefstbekümmerter Seele klingt dagegen der zweite Psalm dieses überirdisch schönen Chorals: „Reinige mich von meiner Sündhaftigkeit und sprich mich frei von meiner Schuld, da ich meine Sündhaftigkeit erkenne und meine Schuld stets gegen mich zeugt“ — welcher im Contraste zum ersten Psalm mit voller Stimme vorgetragen wird.

Lautes Schluchzen im Kirchenschiff sagte mir, wie tief die Wehmuth der Versammelten ist.

Ludwig Weiglein.

Die Lucca ist schuld daran!

Der Gedanke, mich der Bühne zu widmen, war schon frühzeitig in mir festgewurzelt. Als ich, ein Kind noch, eines Tages mit meiner Freundin Marie, der Tochter des im vorigen Jahre verstorbenen berühmten Geigenlehrers Jacob Dont, längs des Kärntner- und Opernringes spazieren ging, sagte ich zu ihr, auf das imposante Gebäude der Hofoper hinüber deutend: „Das ist meine künftige Heimat!“

Wie sich der kühne, alle Schwierigkeiten der Wirklichkeit überfliegende Traum meiner Kindheit verwirklichte, das zu schildern würde mehr Raum und Zeit erfordern, als mir zur Verfügung stehen. Nur die Episode will ich erzählen, wie ich überhaupt dazu kam, mich der künstlerischen Laufbahn widmen zu dürfen.

Daran ist einzig die Lucca schuld.

In meiner Familie herrschte geringe Neigung vor, mich meiner heimlichen Leidenschaft für das Theater fröhnen zu lassen. Nachdem ich meine Gesangsstudien bei der berühmten Gesangslehrerin Frau Professor Nicklaß-Kempner so weit beendet hatte, daß sie mich mit der Sentenz, ich hätte nichts mehr zu lernen, aus ihrer Schule entließ, kam der kritische Wendepunkt. Die ferner stehenden Freunde unseres Hauses drängten meine Eltern und mich, meine Kunst in den Dienst der Oeffentlichkeit zu stellen, und prophezeiten mir eine glänzende Zukunft; die Intimen meiner Familie bestärkten deren Widerstand und malten mir das Leben hinter den Coulissen mit dem Pinsel des Höllen-Breughel. Ich selbst vermochte in dem Widerstreit meiner Empfindungen keine Entscheidung zu treffen. Ein Anderer sollte Richter sein zwischen mir und — mir.

Von früh auf hegte ich eine bis zum heutigen Tage anhaltende, geradezu abgöttische Verehrung für die genialste und vielseitigste aller lebenden dramatischen Sängerinnen, für Pauline Lucca. Sie — setzte sich's in mir fest — sollte ein Gottesurtheil sprechen, dem ich mich unbedingt zu unterwerfen gelobte. Es traf sich, daß einer meiner nächststehenden Freunde, der es am ärgsten mit der Abschreckungstheorie trieb, auch zum Freundeskreise der weltberühmten Künstlerin gehörte. Ihm trug ich mein Anliegen vor, und nach kurzem Bedenken willigte er ein, mich der zeitweilig auf ihren Lorbeeren ruhenden Diva vorzustellen. Eines Sonntags, dem Empfangstage der Lucca, fuhren meine ältere Schwester, ich und unser gemeinschaftlicher Freund nach der Rasumofskygasse, wo sich die Lucca in dem kleinen, palaisartigen Hause Nr. 15 ein glänzendes Künstlerheim gegründet hat. Mir klopfte das Herz furchtbar bis zum Halse, als ich mich im eilig hinrollenden Fiaker der Richterin über meine Zukunft entgegengeführt sah. Ich war selig und bange zugleich, als ich endlich der Frau gegenüber gestellt wurde, die längst mein heimliches Ideal war und nun mein Schicksal sein sollte. Die Lucca empfing uns auf das Liebenswürdigste. Sie ließ sich von meinem Studium und von meiner Familie erzählen, wobei ihr großes, sonnenhaftes Auge mir tief in das Dunkel meiner unklaren Seele hinabzutauchen und darin zu lesen schien. Wie unabsichtlich lenkte sie die Rede auf das Theater und die Stellung der Frau zu demselben.

„Die Frau," sagte die Lucca, „ist auf der Bühne unter allen Umständen deplacirt. Wehe ihr, wenn sie den Aufregungen, denen sie ausgesetzt ist, unterliegt, und doppelt wehe, wenn sie den Kampf gegen die Gemeinheit verwegen aufnimmt. Ohne große Begabung und noch größere Protection ist sie in jedem Falle verloren. Und selbst die Gottbegnadete findet schließlich ihre Rechnung nicht. Die kurzen Stunden berauschenden Erfolges und glänzenden Scheines bezahlt sie übermäßig mit langen Jahren opfervoller Entsagung, nervenverheerender Aufregung und einem schal und bitter nachschmeckenden Alter."

„Und das sagen Sie, die von aller Welt Gefeierte, in beiden Hemisphären Verhimmelte?" rang es sich entsetzt von meinen Lippen.

„Das sage ich," erwiderte sie, „und daß ich es sage, möge Ihnen beweisen, wie wahr es ist."

Ich war vernichtet. Taumelnd gelangte ich wieder in den Wagen und weiß noch heute nicht, wie ich damals nach Hause gekommen. Die Intimen und vornehmlich jener Freund, der mich bei der Lucca eingeführt, triumphirte. Wie es aber in mir aussah, davon schweige ich lieber.

Wenige Tage darauf fuhr vor dem Hause in der Laudongasse, wo ich bei meinen Eltern wohne, ein Wagen vor. Er hielt, und ihm entstieg die Lucca. Die liebenswürdige Künstlerin machte ihren Gegenbesuch. Wir, meine Familie und unser wiederholt erwähnter Freund, der gleichfalls anwesend war, beeiferten uns, den illustren Gast nach Gebühr zu empfangen. Die Lucca plauderte heiter, wie nur sie zu plaudern versteht. Endlich fixirte sie mich und äußerte leichthin:

„Aber einmal möchte ich die Kleine doch singen hören!“

Mir wurde bei dieser indirecten Aufforderung, mich vor dieser Meisterin hören zu lassen, das Herz schwer und still wie ein Stein. Nichtsdestoweniger regte sich der Ehrgeiz in mir, ein Lob von der berühmten Künstlerin einzuheimsen. So sang ich denn, von meiner Schwester Gisela auf dem Clavier begleitet, mit vor Aufregung bebender Stimme zunächst ein Lied von Alfred Grünfeld. Die Lucca nickte nur und forderte eine Opernarie. Ich sang, schon etwas sicherer, die Arie des Cherubin: „Ihr, die ihr Triebe“. Die Lucca machte ein ernstes Gesicht und warf einen langen Seitenblick nach meinem treuen, wohlmeinenden, aber in dieser ganzen Affaire grundfalschen Freunde. Dann forderte sie peremtorisch, indem sie sich auf dem Sessel zurechtrückte: „Singen Sie etwas Größeres!“ Ich sang die große Fidelio-Arie mit dem Recitativ: „Abscheulicher, wo willst Du hin, was hast Du vor?“ Ich legte meine ganze Seele, all mein erworbenes Können in diesen Vortrag. Die Lucca richtete sich gerade, kehrte sich mit entschiedener Geberde zu unserem ganz verdutzten Freunde, und indem sie ihn mit ihrem Auge strafend anblitzte, erklärte sie: „Ich habe mir unter Fräulein von Ehrenstein eine kleine Dilettantin vorgestellt, die von ihrer Theatersucht curirt werden soll. Nur deshalb bin ich auf Ihre Instruction eingegangen, ihr die Hölle recht heiß zu malen. Das aber ist eine große Künstlerin, heute schon — das muß zur Bühne!“

„Das“ nahm und nimmt noch immer das nachsichtige dictum der unvergleichlichen Künstlerin nicht für baare Münze; allein „das“ ging trotzdem zur Bühne.

Louise von Ehrenstein.

Auch „eine Geschichte“.

Eine Geschichte? Ja, verehrter Freund! Verzeihen Sie, aber erstens bin ich so unbescheiden, mich für „vernünftig“ zu halten, und in Folge dieser Unbescheidenheit muß ich doch bescheiden genug sein, einzusehen, daß ein im Verborgenen blühendes Veilchen wie meine Wenigkeit nicht das Recht hat, in den herrlichen Strauß der gewaltigen „Geistesblüthen“, welche Ihnen zur Verfügung gestellt wurden, aufgenommen zu werden. — Haben Sie an dieser „Stylblüthe“ nicht schon genug? He? — Zweitens kann ich die Meinung nicht verhehlen, daß es unter Umständen für Sie leichter ist, einen Wunsch auszusprechen, als für mich, denselben zu erfüllen.

Eine Geschichte? — Woher nehmen und nicht stehlen? — Tiefernste Begebenheiten wüßte ich wohl genug; aber diese betrafen ja immer nur mich allein. Das ist für Andere nicht interessant. Und dann — Sie wünschen ja „Heiteres“, denn ich bin doch ein „Komiker“! Sind Sie nach meinen Darstellungen wohl auch überzeugt, daß ich dies Epitheton mit Berechtigung anführe? O, einmal erregte ich kolossale Heiterkeit. „Unter Discretion“ will ich Ihnen so „en passant“ die Begebenheit erzählen.

Da wurde einmal am Stadttheater in Brünn Grillparzer's „Ein Bruderzwist in Habsburg“ aufgeführt. Man hatte mir, dem jungen, vorzugsweise im „Classischen“ verwendeten Anfänger — vermuthlich um mein „Talent“ aufzumuntern — die Rolle des Grafen Thurn zugetheilt. Zu „reden“ hatte ich nicht viel, aber zu „repräsentiren“.

Im dritten Acte treten die böhmischen Stände auf. An ihrer Spitze schritt ich in einem schönen Costüm. Dasselbe war von weißer Farbe, mit rothem Aufputz versehen. Ich sah aus wie ein „Osterlamperl“.

Nach dem ohne Stockung vorübergegangenen Auftritte stellte ich mich mit meiner Begleitung vorne links ganz an die Rampe. Bei den Worten: „Mit Gut und Blut für unsern Herrn und Kaiser!“ mußten wir die Schwerter ziehen. Ich entblößte das meine mit möglichster Grandezza. Und als Kaiser Rudolf (diese Rolle wurde damals von dem braven, nunmehr schon von der Weltbühne abgetretenen Charakterdarsteller Bergmann gespielt) das Stichwort brachte: „Steckt die Schwerter ein! Vertragt Euch mit dem Feind!“ mußten wir die Klingen versorgen. Meinen Genossen gelang dies auf's Beste, aber — o böser Garderobier! — ich versuchte wohl, meinen Degen in die Scheide zu stecken — ich versuchte und versuchte wieder, jedoch — „der Mensch versuche die Götter nicht“ — oder besser, der Mensch versuche oder untersuche vor dem Auftreten seine Requisiten, jetzt, auf der Scene gelang mein Versuch absolut nicht, und ich war der Versuchung nahe, mit dieser Degenklinge einen Selbstmordversuch zu wagen. Es wurde mir heiß, dicke Schweißtropfen fielen mir von der Stirn auf das schöne weiß-rothe Costüm, schwarz ward mir vor den Augen, und deutlich vernahm ich ein Kichern im Auditorium; da endlich stieß ich im Zorne der Verzweiflung die Klinge mit Gewaltanwendung in die Lederscheide. Das Kichern entwickelte sich immer mehr, und als die Stände auf das Stichwort: „Mit Gott, Ihr Herr'n!“ abgingen und ich als Letzter folgte, den Griff meines Degens krampfhaft in der linken Hand, da lachte das löbliche Publicum laut auf.

Abgegangen, getraute ich mich erst mein Schwert zu betrachten. Ich hatte die Klinge wohl in die Scheide gestoßen; aber zwei Zoll unter der Oeffnung war sie durch das Leder gedrungen und baumelte hellglänzend neben der Scheide blank und lustig einher. Ein Glück, daß ich sie nicht in die „Watton“ gestoßen hatte. Was hätte da Alles passiren können! Seitdem habe ich jede Waffe, deren ich auf der Scene bedurfte, vor dem jeweiligen Auftritte genau untersucht. Damals bin ich meinem nunmehr seligen Vater stundenlang ausgewichen, weil ich handgreifliche Lehren und Rügen befürchtete. Ich schämte mich so, daß ich mich tagelang nicht auf die Straße wagte. Ein Trost für mich war es, als ich einige Wochen nach obiger Begebenheit im Zuschauerraume saß — es wurde die Oper „Marie, die Tochter des Regiments“ gegeben — und sah, wie ein bedeutend älterer College, den ich seiner „Tenoreigenschaft“ wegen besonders hochachtete, als „Tonio“ gleich bei seinem ersten Auftritt, welcher aus der letzten Gasse links hinten erfolgte, stolperte und der Länge nach hinfiel, so daß er beinahe bis zum Souffleurkasten vorflog und mit

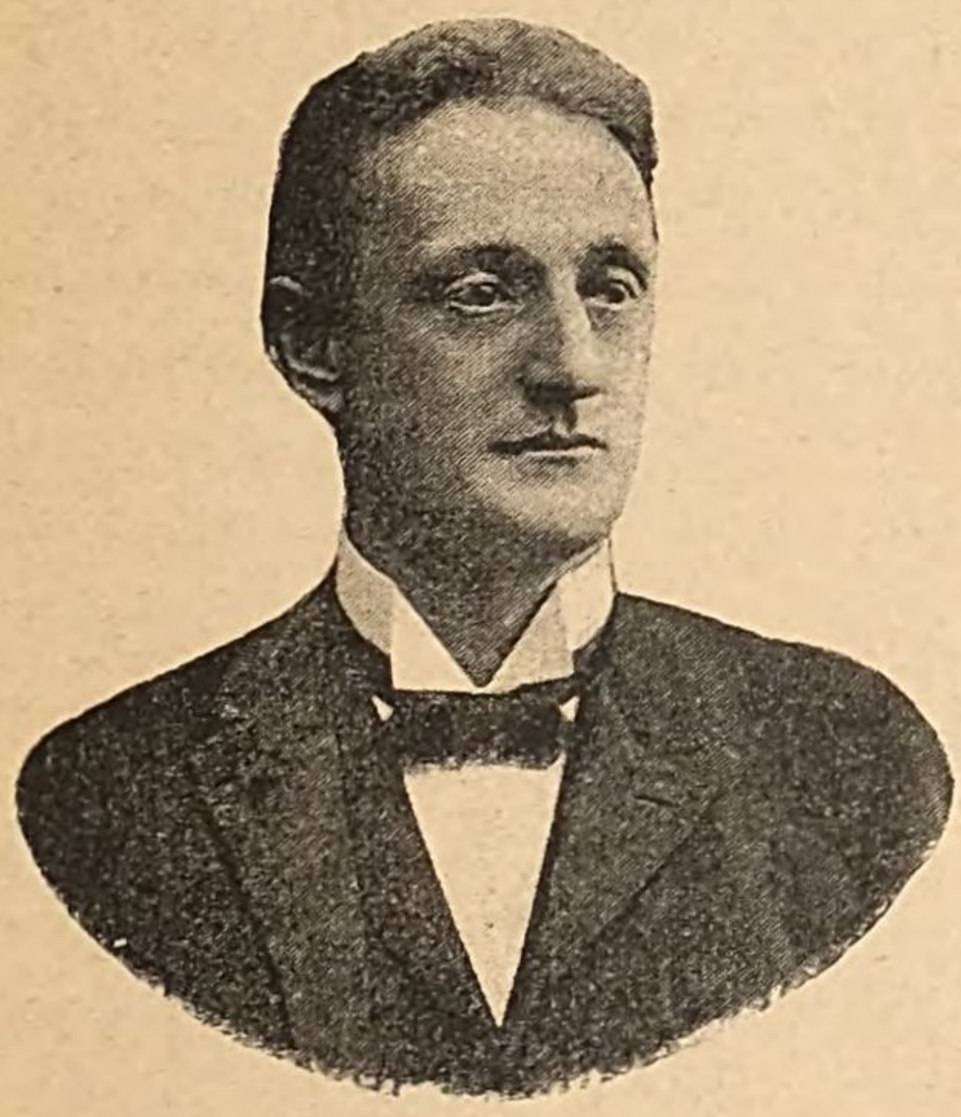
der Nase die weltbedeutenden Bretter berührte. Ich bedauerte ihn innigst, und das Publicum lachte ihn aus, lachte heftiger als damals bei mir.

Ich wandte mich in der Folge dem humoristischen Genre zu, und da erlebte ich die Freude, daß man — jetzt bitte ich aber ernstlich, mich nicht unbescheiden zu schelten — oft über mich lachte. Dieses Lachen aber that mir wohl. — Einmal lachte ich selbst aus vollem Herzen. Zum Benefice eines Collegen in Komus wurde in der Arena einer in der Nähe Wiens befindlichen Stadt die Posse „Robert und Bertram" gegeben. Das Haus war ausverkauft. Mein College und meine Wenigkeit, wir spielten die beiden Titel-Vagabunden. Am Schlusse des zweiten Actes sollen die zwei Spitzbuben auf zwei den Gendarmen entwendeten Pferden davongaloppiren. Zur Erhöhung des Effects wurden uns zwei schöne Gäule zur Verfügung gestellt. Mein liebenswürdiger College, der „gelernter" Reiter war, wählte sich das bessere und zwang mich, den nicht „hippodromatisch" Gebildeten — trotz meines heftigen Protestes — das schlechtere Pferd zu nehmen. Doch — „O, wer weiß, was in der Zeiten Hintergrunde schlummert?!" „Die Todten reiten schnell" oder — reiten auch nicht! — Als es zum Klappen kam, wollte der Rappe meines guten Collegen trotz aller Kunst seines Reiters nicht vorwärts und blieb hartnäckig hinter den Coulissen festgebannt stehen, während mein alter Schimmel mich, den „Unstudirten", zum Gaudium der Galerie sechsmal lustig über die Bühne trug, von links nach rechts und retour. Man bemühte sich, den Rappen meines Freundes bei den rückwärtigen Körpertheilen auf die Bühne zu schieben, aber umsonst. Mein Spitzbubengenosse konnte seine Kunst nicht zur Geltung bringen. Ich lachte aus vollem Halse. Er aber ärgerte sich damals ungeheuerlich, und heute — ist er „Theaterdirector". So wurde ich doppelt gerächt. — Ich habe Ihnen diese welterschütternden Begebenheiten „unter Discretion" mitgetheilt und bitte daher, von denselben keinerlei Gebrauch machen zu wollen. Zwingen Sie mich nicht, Ihnen „Geschichten" zu erzählen.

Ihr „bescheidener" Freund

Edmund Frank.

Mein Anfang.



Wenn ich heute der große Schauspieler wäre, für den ich mich vor zwölf Jahren hielt, oder wenn ich es nur einst würde, ich wäre mit mir zufrieden, und zufrieden mit dem lieben Herrgott, der ja seinen Menschen nur selten was völlig recht machen kann. So lange wir nichts sind, dünken wir uns Alles!

Vor zwölf Jahren dünkte ich mich also ein Talma, ein Kean, ein Garrick oder zum Mindesten ein Dawison, dem nur die Gelegenheit fehlte, sich zu bewähren, die Mitwelt zu entzücken und auf dem Schwunge ihrer Bewunderung der Nachwelt zuzufliegen. Dieser Glaube an meine Bedeutung und Bedeutendheit war freilich ein ganz frisch aus dem Ei gekrochener. Ein paar Wochen früher war ich noch in meines Nichts durchbohrendem Gefühl vor meinem hochverehrten Meister Lewinsky gestanden und hatte seinen Unterweisungen gelauscht, seine Winke andächtig in mich gesogen.

Sechs Monate Lehrlingszeit — bescheidenes Sichkleinfühlen! — Wie wohl mir das gethan, fühle ich erst heute. Damals freute ich mich, daß ich, ein arbeitsfroher Geselle, meiner geliebten Kunst dienen durfte, die im Privatunterrichte einstudirten Rollen praktisch verwerthen konnte, mit dem Vollgefühle großer Leistungen, wirkungsmächtiger Offenbarungen eines vorläufig nur mir selbst bewußten Genius! Daß diese „Offenbarungen“ nicht unter Donner und Blitz kritischer Götter und auch nicht auf dem heiligen Sinai eines wirklichen Theaters vor sich gingen, daß ihren Schauplatz die armseligen paar Quadratmeter einer winzigen Uebungsbühne abgaben, das konnte mir den schönen

Wahn nicht rauben und nicht stören. Ich mimte also damals ab und zu und schlecht und recht — wohl mehr schlecht als recht — als „eingebildeter Lewinsky“ in der Burggasse, und keine Ahnung, kein Traum flüsterte mir zu, daß ich einst in derselben Gasse — nur einige Häuser weit weg von meiner schauspielerischen Wiege — auf einer rechten und großen Bühne mimen und, nicht mehr auf den Beifall meines eigenen, selbstbewundernden Ich angewiesen, manchmal echten Applaus erringen würde.

Vor zwölf Jahren war es denn, am Morgen des 1. April, daß ich aus der ungarischen Hauptstadt die telegraphische Anfrage erhielt, ob ich auf dem dortigen deutschen Theater in einer für den 3. April festgesetzten Vorstellung zu Gunsten des Frauenvereines neben Barnay als Narciß die Rolle des Choiseul spielen wollte. Ich starrte die Depesche an und griff mir an die Stirn. Mein erster Gedanke war: Es ist ein Aprilscherz — und ich wollte schon die lakonische Botschaft durch die Flammen meines Ofens vom Sein in's Nichtsein befördern.

Aber der Geist der Eitelkeit hielt meine Hand an und flüsterte verführerisch: Warum soll's nicht Ernst sein? Warum soll der Ruf Deines Talents und Deines Fleißes nicht über die Leitha gedrungen sein? Warum soll Dein Vaterland nicht seinen Sohn rufen, um seinem edlen Streben den ersten Kranz zu reichen? Warum nicht? Warum nicht?! Warum nicht?! — Man glaubt so gerne, was Einem Freude macht, und so lautete meine Antwort — „Ja!“

Nun harrte ich bangen Herzens der Dinge, die da kommen sollten, und siehe: ehe der Tag zur Neige ging, pochte wieder der Telegraphenbote an meine Thür, und ich hielt die als Contract anzusehende Depesche in den zitternden Händen. Jetzt sollte Jemand kommen und zu leugnen wagen, ich sei wer! Hatte ich doch heute die Drähte, welche die Adern der Weltgeschichte bilden, beschäftigt wie ein Minister! Zwei Depeschen an mich, eine von mir — ich warf mich stolz in die Brust, und noch stolzer in meinen Stuhl, daß er krachte, und las mit der Miene eines Bismarck das wichtige Blatt, welches mir als Honorar — die Vergütung der Reisekosten zweiter Classe (ein Betrag von fünfzehn Gulden) zusicherte. Die Bismarck-Miene veränderte sich nicht; diese fünfzehn Gulden waren mir ein Elsaß-Lothringen, waren mir eine Milliarden-Kriegsentschädigung nach dem harten Ringen mit der Mühsal künstlerischen Anfangs, und ich sah mich als Sieger, meine Nase labte sich schon an dem Dufte des Lorbeers, der bald mein Künstlerhaupt umschmiegen sollte.

Aber all das genügte nicht, um dem ehrenvollen Rufe Folge

leisten zu können. Ich mußte die Rolle auch lernen, die ich in Budapest spielen sollte, und sie war mir nur von einer „Narciß"-Aufführung im Burgtheater her in arg verblaßter Erinnerung. Mit dem Feuereifer meiner Jugend ging ich an die Arbeit — galt es doch, jetzt eine Probe meines Talents für den Beruf zu erbringen, den ich gegen den Willen meiner Eltern gewählt hatte; galt es doch, den Grundstein zu legen für den stolzen Thurm von Erfolg und Ruhm, den mir meine Hoffnungen oft gaukelnd vorgespiegelt hatten. Ich sollte den Fuß auf die Bühne eines großen Theaters setzen, ich sollte neben Berufsschauspielern wirken und nicht mehr, wie bisher, mit tastenden Dilettanten und Attentätern an der heiligen Kunst lebende Dichter todt spielen, Todte zum sogenannten Umdrehen im Grabe bringen. Am Abend des 2. April, als ich meine Reise antrat, saß die ziemlich bedeutende Rolle mir bombenfest im Kopfe; im Eisenbahncoupé benützte ich die halbe Nacht zur Herausarbeitung des Charakters, der geistigen Pointen; endlich — es war lang nach Mitternacht — verfiel ich in Schlummer, und die Geisterchen des Traumes umtanzten mich und zeigten mir herrliche Bilder, die ich wohl niemals vergessen werde.

Was träumt der Mensch? Was er denkt, fühlt, wünscht, hofft. Und was denkt, fühlt, wünscht, hofft ein junger Schauspieler vor seinem Debut? Erfolg! Mein Traum brachte mich in ein Theater, so groß, so schön, so voll, so hell, so luftig und so duftig, wie ich es nie gesehen hatte: Engelsköpfchen, wie sie der göttliche Pinsel Rafael's seiner sixtinischen Madonna gesellte, lugten aus den Logen vor, und auf den ersten Sitzreihen saßen ermuthigend winkende Kritiker mit freundlichen Gesichtern. Auf der Bühne standen alle großen Künstler der Vergangenheit und Gegenwart, die ich mir zu Vorbildern gewählt, und ich stand mitten unter ihnen, ihr Kamerad, ihr Genosse, ihr Partner in einem Stücke, dessen Dichter alle Schauspieler mit gleichwerthigen Rollen bedacht zu haben schien — die Engelsköpfchen an den Logenbrüstungen, die schönen Mädchen und Frauen angehörten, lächelten mich freundlich an, die prüfenden Kritikeraugen glänzten im Enthusiasmus, und meine Muster und Meister um mich her drückten mir die Hand wie einem Ebenbürtigen. Und ich lächelte beseligt, lächelte hinunter in's Parterre, wo weit hinten meine Mutter saß und — weinte, aus derselben Seligkeit hervor, aus der ich lächelte. Ein langgedehnter Pfiff, ein Ruck — ich schlug die Augen auf, und der Ruf „Budapest" schlug mir an's Ohr. Ich reckte, schüttelte mich und sprang auf den Perron, wo ich meinen Namen rufen hörte. Ein Herr aus dem Ausschusse des

Vereines, dem unsere „Narciß"-Vorstellung zu Gute kommen sollte, begrüßte mich herzlichst, brachte mich in's Hotel, wo ich schon die Ankündigung der Probe für zehn Uhr Vormittags vorfand. Ein Bad erquickte mich und tilgte die Spuren der Nachtreise, ein geschwätziger Figaro, der mich immer „Meister" ansprach, schabte mein nicht zu reich bewaldetes Angesicht spiegelglatt, ich bestieg einen Wagen, meine Besuche bei den Kritikern zu machen. Ein harter Gang, dieser Bittgang zu unseren Henkern. Glücklicherweise kam ich nicht dazu, die eingelernten Phrasen zu stottern, die von Nachsicht und Wohlwollen handelten, denn die Herren waren um die frühe Stunde noch nicht in den Redactionen, und nur die an derartige Künstlervisiten gewöhnten Bureaudiener, die mich so von oben herab behandelten, als ob mein Schicksal in ihrer Hand läge, sollten mein Dagewesensein vermelden.

Glock zehn war ich am Bühneneingang des Theaters in der Wollgasse, und der Portier führte mich unter devoten Bücklingen, deren jeder das übliche Douceur vergrößern sollte, auf die Bühne. Einige Damen und Herren standen hier plaudernd beisammen; ich stellte mich ihnen vor und stammelte etwas von dem Bewußtsein der großen Ehre, neben so trefflichen Künstlern wirken zu dürfen. Später, nachdem ich bemerkt hatte, daß Keiner aus der kleinen Gruppe die Probe mitmachte, erfuhr ich, daß ich meine schönsten Verbeugungen und Höflichkeiten an das Hofgesinde der Marquise de Pompadour verschwendet hatte. Diese wurde von Frau Grey dargestellt, der Leiterin der kleinen Uebungsbühne in der Burggasse; sie hatte schon an mehreren Abenden mit Barnay gespielt, und ihrer Empfehlung dankte ich die Ehre meiner Mitwirkung an diesem Abend und seine Früchte.

Die Probe verlief ohne besonderes Moment. Barnay war mit mir zufrieden, Frau Grey auch.

Muthig betrat ich denn am Abend die Bühne, und mein Muth hielt Stand vor den tausend Angesichtern des Publicums, die durchaus keine Engelsköpfe waren, hielt Stand vor den forschenden Blicken der Kritiker auf den Ecksitzen, die durchaus nicht, wie die Collegen in meinem Traume, ermunternd winkten, hielt Stand vor den neidischen, eine Blamage förmlich erlauernden Augen meiner Partner, die mir nicht, wie im Traume, liebenswürdig die Hand drückten. Und es kam der dritte Act, und es ging gut, gut, bis es — schlecht ging. Der Act neigte sich dem Ende zu. Choiseul sollte noch einen kurzen Monolog sprechen und dann ein paar Worte freudiger Siegesgewißheit dem Barry zuschleudern. Ich sprach den Monolog, und als ich die Worte wiederholte, welche die Pompadour vorhin zu

Choiseul gesprochen hatte: „Eitelkeit müssen Sie sich abgewöhnen, wenn Sie ein großer Mann sein wollen“ — als ich diese Worte wiederholte, da entfiel mir alles Andere, was ich zu sagen hatte, ich sprach nochmals die Worte, jedoch unzusammenhängend, und abermals, noch unzusammenhängender, griff mir an den Kopf, hörte nur mehr kichern und flüstern, die Besinnung schwand mir — der Vorhang fiel, mein Schamgefühl wohlthätig deckend.

Aber die Worte blieben mir fest im Gedächtniß, eine Warnung und Mahnung: „Eitelkeit müssen Sie sich abgewöhnen, wenn Sie ein großer Mann werden wollen“ — und dem Steckenbleiben nach diesen Worten danke ich es, wenn sich vielleicht mein schöner Traum theilweise erfüllt. Das walte Gott und das liebe Publicum! An mir soll es nicht fehlen.

Adolf Weisse.

Kleine Geschichten.

Zwölf Jahre mögen es sein, da machte ein bösartiger Franz und Jago die ostpreußischen „Wälder“ und Musentempel unsicher. Die Bühnen von Bromberg und Thorn blickten mit Stolz auf den schärfsten Intriguanten, den sie jemals besessen: meine Wenigkeit war der Held des Tages, da ich überhaupt in die Lage kam, das Tageslicht zu erblicken. Die finanzielle Dotirung des Charakterfaches an den würdigen Bühnen des preußischen Ostens war nämlich eine so glänzende, daß Carl und Franz Moor, Othello und Jago, Uriel und Ben Akiba zusammen nur ein paar Stiefletten besaßen. Aber die feindlichen Parteien in der Kunst harmonirten im Leben so gründlich, daß meine Erbärmlichkeit (Franz Moor, als der Jüngere) regelmäßig geduldig wartete und in meinem Dachstübchen fror, wenn College Carl (Moor) seine Promenaden machte. Als feindliche Brüder besaßen wir nämlich neben den gemeinsamen Stiefletten auch ein gemeinschaftliches Cabinet, wo wir uns in süßer Eintracht nach Brod und Gage sehnten. Meinen Helden-Collegen einmal zu überlisten, legte ich vor dem Schlafengehen die Stiefletten unter meinen Kopfpolster, damit er sie am folgenden Morgen nicht finde. Als College Carl sein Benefice hatte, beschloß ich, mein musikalisches Talent zu entdecken, ich sang und geigte den „Orpheus in der Unterwelt“ und erzielte mit dieser Doppelpartie einen solchen Doppel-Triumph, daß sowohl ich wie mein College sich den Luxus eines eigenen Stiefelettenpaares gönnen konnten. Ich hatte nämlich in der Clavier- und Violinschule des Wiener Conservatoriums, gleichzeitig mit Nottl, Hellmesberger und Nickisch, die Musik gründlich erlernt

und verblüffte noch manchmal als geigender Orpheus auch verwöhntere Hörer. Gleichwohl konnte ich mich von den scharfen Intriguanten nicht so rasch trennen. In einem Wagen vierter Classe rollte ich eben von Thorn aus meinem neuen Engagement als erster Charakterspieler am Berliner Nationaltheater zu, als mich ein Telegramm Papas nach Wien zur Assentirung rief — sonst droht die Strafe für den Militärflüchtling. Das Berliner Debut entsprach diesen traurigen Aussichten; konnte ich, wie es schien, nicht Dawison werden, so wollte ich nun wenigstens Moltke werden. Nicht lange huldigte ich dem Einjährig-Freiwilligendienst und griff so rasch wie möglich wieder zur Intriguanten-Perrücke, schwor zu Laube's Fahne, hustete am Wiener Stadttheater den alten Müller in „Müller und sein Kind" zu Tode, declamirte, intriguirte und — mordete am fürstlichen Hoftheater zu Sigmaringen in Schiller'schen, Goethe'schen und Shakespeare'schen Tragödien ohne Unterschied. Der damalige Sigmaringer Director, Baron Stengl, derzeit Intendant des Mannheimer Hoftheaters, dirigirte noch im vorigen Jahre das Brünner Stadttheater und hatte dort das Vergnügen (?), seinen grimmen Richard von einst als flötenden Tamino gastiren zu sehen. Den Culminationspunkt als Sänger nahm meine Wenigkeit am Prager Landestheater, wo ich in Oper und Operette, wie auch im Lust- und Schauspiele gleich strenge Beschäftigung fand, heute den Paris oder Orpheus und morgen den Troubadour, Raoul oder Assad sang, übermorgen den Provisor Blum in „Reif-Reiflingen" spielte.

Und der Carl Moor von Bromberg, dessen Stiefletten meine Wenigkeit mit ihm einst getheilt? Er saß in Elend und Noth in einem Städtchen bei Wien, ehe er seinem Zimmer-Collegen von Ostpreußen, der nun in Wien als Zigeunerbaron residirte, sein Leid klagte. In einem Zimmerchen campirt er mit seinem bleichen, abgehärmten Weibe, einigen hungernden Kindern auf Koffern, die den Dienst der Stühle thun, und gedenkt seiner Vergangenheit als Künstler und Theaterdirector. Es klopft an die Thür. Gläubiger um Gläubiger. Die Schuldensummen steigen von 70 kr. auf 3 fl. 80 kr. Verzweifelt blickt der trostlose Schauspieler zum Himmel auf. „Menschen, Menschen, falsche, heuchlerische . . ." will es von seinen Lippen. Da klopft es wieder: ein Brief, ein Brief von Franz, dem bösen „Franz Moor aus Bromberg" . . .

„Der nichtswürdige Franz ist ein herzensguter Carl geworden," schreibt er gerührt in seinem Dankesbriefe, der lebhaft und treu das ganze Elend einer halb verlorenen Existenz enthüllt. Aber Franz läßt seinen Carl nicht untergehen, und das ist ein lustig-trauriges Stück

meines vergangenen Bühnenlebens. Ein wahrhaft lustiges Geschichtchen will ich Ihnen weiters zur Wissenschaft bringen, verehrter Freund Band, und hoffe, daß dieses Ihren Beifall erringt.

Es war im März 1888, als ich den Nanki Poo im „Mikado" zum ersten Male in Wien sang und ungefähr nach der 40. Vorstellung ein Gastspiel nach Preßburg entrirte, der Stadt meiner schauspielerischen Anfänge. Bewegten Herzens hielt ich eben da meinen Einzug. Nach einer finanziellen Familienkatastrophe verließ ich die Hochschule, um in der ungarischen Krönungsstadt als Hamlet, Gringoire und — Geßler mein von unterschiedlichen Fachmännern ordnungsmäßig begutachtetes und gebildetes Talent als Zukunfts-Dawison zu erproben. Als Gringoire betrat ich die weltbedeutenden Bretter, sang empfindsam und mit einem bei Intriguants und Charakterspielern nicht ungewöhnlichen Organ die Romanze von König Ludwig's Garten und entzückte förmlich durch diese Leistung das Publicum ebenso, wie den vielerfahrenen Directorgreis Czernits. Die zweite Debutrolle nahte; sie muthete meiner kleinen, schmächtigen, tenorbegabten Wenigkeit den grimmen Geßler in „Wilhelm Tell" zu. Die Schauspieler lachten, die Damen kicherten auf der Probe. Vor diesem Geßler erbebte keine Schweiz, sollte das Publicum vor ihm erzittern? Director Czernits machte ein besorgtes Gesicht, aber er wußte Rath. Großmächtige Reiterstiefel mit ebenso mächtigen Pfundsporen und stark erhöhten Absätzen erhoben den kleinen Tyrannen, und noch mehr erhob ihn das edle Roß, daß er mit einer als k. k. Einjährig-Freiwilliger erworbenen Schneidigkeit bestieg. So geschah es, daß die Schweizer und das Publicum zitterten, als dieser Geßler seinen Ritt auf die Bühne machte. Fast wäre er in seinen Reiterstiefeln versunken, aber heldenhaft hielt er sich aufrecht, bis zu seinem kläglichen Tode. Als den Meistern des grimmen Geßler, Josef Lewinsky und Leo Friedrich, über meine Preßburger Debuts Bericht erstattet wurde, lachten sie so ehrlich und laut, als es ihr Professoren-Ernst nur immer erlaubte. Die berühmten Geßler-Stiefel bewahre ich jedoch heute noch als kostbare Siegestrophäen. Mein größter Gönner war Herr Palugyay, dessen Keller die Welt kennt: er hatte die billigsten und bequemsten Zimmer und väterliche Zärtlichkeit für „seinen kleinen Dawison". Dieser Kosename ist mir übrigens lange treu geblieben. Man kannte den „Talmi-Dawison" in der deutschen Bühnenwelt. Nun kehrte der Geßler und Mephisto von ehedem als Tenor wieder in Preßburg ein; wird man ihn wieder erkennen, den „Talmi-Dawison"?

Nach den Erfolgen, die ich in Preßburg als falscher Lewinsky

und Talmi-Dawison erlitt, war der alte Director Czernits für mein Fortkommen besorgt; der bewährte Theaterprakticus sagte mir: „Sie müaſſ'n schau'n, daß's außi kumman nach Preiß'n, so lang' a Kinschtler nit in Preiß'n war, g'hört er da Katz'! I war a in Preiß'n!" Es blieb mir nichts übrig, als zu schau'n, daß i „außi" komm'. Ich selbst ging also mit Empfehlungen nach Berlin und bot mein Talent bei den unternehmendsten Theateragenten feil.

Endlich traf ich eines Abends bei Mutter Gräbert einen alten Herrn, der sich mir als artistischer Director vom Sommertheater in Potsdam vorstellte und mich zu einem Gastspiele in seinem Kunstinstitute einlud. Ich nahm mit tausend Freuden an, und mein artistischer Director Kustler stellte mich noch am selben Tage seiner Gesellschaft vor, die aus seiner Frau, seiner Tochter, seinem Sohne und einigen fadenscheinigen Thespisjüngern schwarz-weißer Couleur bestand. Ich machte sichtlich Eindruck auf die Damen. Wir hielten in der sogenannten Wohnung des Directors fleißig Proben. Die Kosten unserer leiblichen Nahrung besorgte ich, indem ich der Frau Directorin täglich ein anderes Stück aus meiner Garderobe zum — Versetzen gab. Die Damen überboten sich darin, mein großes Talent zu preisen. Einige Wochen wurden immer Proben gehalten, ohne daß wir zum Spielen gekommen wären, dabei war schon meine gesammte Civilgarderobe in's Leihhaus gewandert und mein früher stattlich gefüllter Handkoffer total geleert worden. Als ich meiner Directorin das letzte Gilet brachte, fand man auf einmal, daß ich kein Talent habe und für das Sommertheater in Potsdam — das ich übrigens nie zu sehen bekommen — doch zu sehr Anfänger sei! Zum Glück fand ich zu Hause einen Contract nach Thorn; ich nahm meinen leeren Koffer, der nur mehr das schwarze Franz Moor-Tricot, die schwarzen Sammtschuhe, meine berühmten großen Geßler-Ritterstiefel mit den immensen Sporen und das Hemd enthielt (weil man darauf im Leihhaus nichts borgte), setzte mich in einen Waggon vierter Classe und fuhr in Gesellschaft des ersten Helden von Thorn nach dem Osten in's „Angaschemang", wie mein College, der Thorner Held, sagte. Ich setzte mich auf mein leeres Kofferchen, welches dem Gesetze der Schwere zufolge bald aus dem Leim ging, so daß der „Pseudo-Dawison" plötzlich, sein Kofferchen der Erde gleich machend, auf dem Boden saß. „Nanu," brüllte mein College, „nu fällt der Kerl schon im Waggon durch, noch ehe er in's Angaschemang kommt!?" In's „Angaschemang" bin ich nun gekommen und verbrach ebenda so Manches!

Karl Streitmann.

Ein Feen-Märchen.

„Wollen Sie mir nicht einen Schwank aus Ihrem Leben erzählen?“ Mit diesen Worten begrüßte mich allabendlich bei den Meiningern mein College Alban von Hahn, wenn ich mich in „Julius Cäsar“ neben ihm einfand, um von Brutus Rechenschaft zu fordern. Damals machte mir diese Aufforderung nicht das geringste Kopfzerbrechen, denn gewöhnlich ertönte alsbald das Klingelzeichen, der Act begann, ich war „römisches Volk“ und mithin der Antwort enthoben. Wie anders liegt die Sache heute, da ich von Ihnen, verehrter Herr Redacteur, in so schmeichelhafter Weise aufgefordert werde, mich mit einer kleinen Erzählung aus meinem Leben an dem Wiener Künstler-Dekamerone zu betheiligen! Jetzt gibt es für mich kein rettendes Klingelzeichen und kein „römisches Volk“, jetzt heißt es wirklich und wahrhaftig erzählen, denn ich würde Sie durch gänzliches Stillschweigen am Ende erzürnen, und da ich das um Alles in der Welt vermeiden möchte, muß ich von zwei Uebeln das kleinere wählen und erzählen — auf die Gefahr hin, daß Sie beim Durchlesen meines Geschreibsels sich eines biblischen Spruches bedienen und, mit einer kleinen Variante, ausrufen: „Der Geist war willig, aber schwach!“

Da ich gerade von einem „Geist“ rede, fällt mir eine Fee ein, nämlich die Cheristane im „Verschwender“, die ich einmal vor einigen Jahren spielen mußte, ich sage „mußte“, denn freiwillig hätte ich es sicher nicht gethan! Ich habe nämlich nicht viel Neigung für Feen, wenn ich sie darstellen soll; „sie liegen mir nicht“, wie es in der Kunstsprache heißt, und namentlich ist mir die gebundene Rede, deren sich die Feen mit Vorliebe bedienen, entschieden unheimlich; der moderne Conversationston ist mir gemüthlicher. Mein damaliger Director, dem ich meine Bedenken mittheilte und der sich sonst stets

überaus liebenswürdig erwies, war diesmal anderer Meinung als ich: „Spiel' Du man die Rolle, mein' Dochter, det wird Dir ja nischt schaden, und überhaupt habe ich keine Andere für die Rolle — so eine Fee muß ätherisch aussehen, und Du bist die Dümmste!" Dagegen konnte ich leider Gottes nicht das Geringste sagen. Diese Thatsache stand fest, und ich spielte die Cheristane. Alles ging gut; ich sprach meine Verse mit so viel Pathos, als ich irgend auftreiben konnte, und sah in meinem langen, himmelblauen Gewande außerordentlich feenhaft aus.

Da kommt der zweite Act und die Liebesscene mit Flottwell, wo sich Cheristane vor den Augen des Publicums aus dem einfachen Bauernmädchen in die strahlende Fee verwandelt. Ich war sehr aufgeregt, ob der fabelhaft rasche Costümwechsel auf offener Scene ohne Malheur vor sich gehen würde — aber es gelang, das Bauerngewand fiel auf's Stichwort ab, und in duftigen rosa Tarlatan gehüllt, zeigte ich mich der staunenden Menge. Eben fing ich an, in schönen Worten meinem Flottwell begreiflich zu machen, daß wir scheiden müssen, da plötzlich geht ein leises Lächeln durch das übervolle Haus! Das Entsetzen, welches den Schauspieler befällt, wenn in einer durchaus ernsten Scene das Publicum plötzlich zu lachen anfängt, läßt sich nicht beschreiben, das muß man schaudernd miterlebt haben. Mein College Flottwell und ich standen da mit schreckensbleichen Mienen und konnten uns die bedenklich zunehmende Heiterkeit des Publicums absolut nicht erklären. Wir hatten unseres Wissens nichts Lächerliches begangen, Keines hatte sich versprochen — was um Gotteswillen war denn geschehen? Ich blickte zitternd an mir hinunter, ob nicht doch bei dem raschen Umkleiden an meinem Costüm etwas passirt sei: ein verhängnißvolles Banderl oder so etwas dergleichen. Nichts. Alles in schönster Ordnung. Das Publicum wird jedoch immer vergnügter, lautes Lachen und Schreien ertönt; mein College und ich drehen uns endlich nach dem Hintergrund der Bühne um und gewahren einen Arbeiter, der angesichts des ganzen Hauses ganz behaglich auf allen Vieren über die weltbedeutenden Bretter „kreucht"!

Den Grund dieses merkwürdigen Spazierganges erfuhren wir natürlich erst nach Actschluß; vorderhand blieb uns nichts übrig, als unsere Scene so rasch wie möglich zu Ende zu spielen; aber ich dankte Gott, als mein Wolkenwagen erschien und mich in ein besseres Jenseits, d. h. hinter die Coulissen entführte. Da angelangt, stürzte ich im Vereine mit meinem empörten Flottwell und dem wuthschnaubenden Director auf den unglückseligen Bühnenarbeiter zu:

„Unglücksmensch!“ donnerten wir ihn an, „was haben Sie denn während der Scene auf der Bühne zu suchen?!“

„Aber i bitt', Herr Director,“ erwiderte der ehrliche Bayer gekränkt, „das Schnürl vom Wolkenwagerl is ja draußen auf der Bühne g'legen, da hab' i's halt holen müassen, sunst hätt' mer ja die Fräula net übriziag'n können!“

Das war allerdings ein triftiger Grund; denn welche Blamage für eine Fee, die ihren Wolkenwagen besteigt und nicht vom Fleck kommt!

Da ich aber durch dieses Ereigniß die große Unverläßlichkeit einer solchen verzauberten Fahrgelegenheit kennen lernte, wurde ich in meiner Antipathie gegen Feen nur noch bestärkt, und sollte ich dennoch wieder einmal eine spielen müssen, thue ich es nur unter contractlicher Zusicherung eines feschen Unnumerirten.

Nelly Hönigswald.

Eine Kremser Geschichte.

Darf ich Ihnen von meinen Debuts als Sänger erzählen? Ganz bescheiden frage ich, denn sehr leicht könnten Sie auf den Gedanken kommen, ich beabsichtige, Ihnen die alte, abgebrauchte, stets zur Sensation aufgebauschte, langweilige Geschichte aufzutischen, wie z. B. ein jugendlicher Held und Liebhaber so urplötzlich durch Zufall, ohne daß er eigentlich selbst weiß wie, seinen Tenor entdeckt, nun beschließt, Tenor zu bleiben, hauptsächlich, weil er da mit einem Male eine „größere Gasch“ kriegt zum Troste seiner Gläubiger.

Das sind nicht sehr neue Geschichten, sie ähneln sich alle; fast gerade so ging es vor circa drei Jahren auch mir — sogar die erwähnten Gläubiger waren da — gerade so wird es noch mit vielen Anderen sein.

Davon beabsichtige ich nichts zu berichten, sondern, wenn Sie mir ein wenig Gehör schenken wollen — will ich Ihnen erzählen, wie ich überhaupt als Sänger, d. h. wie ich als singender Schauspieler debutirte, wie meine ersten Versuche als stimmbegabter musikalischer Nothnagel ausfielen.

Folgen Sie mir, ich bitte, in eine kleine Provinzstadt an der Donau — den Namen derselben möchte ich gerne verschweigen — ich kann nur so viel sagen, daß sie bekanntlich durch „Und“ mit Stein verbunden ist. In diesem gemüthlichen, freundlichen Städtchen befindet sich ein Theater.

Ein Theater ist in so einem gemüthlichen Städtchen sehr einfach herzustellen. Man nimmt eine alte Kirche, baut eine Bühne hinein, kauft Tische und Stühle für die „Spieler“, Bänke für's Publicum, und das Komödienhaus ist fertig.

Nur braucht man jetzt noch eine große weiße Tafel mit der Aufschrift: „Städtisches Theater“ oben am Portale zu befestigen, damit der Fremde das profanirte Gebäude von den vielen anderen Kirchen zu unterscheiden weiß.

Solche Theater gibt es genug, nicht blos in Krems — heraus ist's — auch in vielen anderen Städten war man so schlau, eine baufällige Kirche zu selbem Zwecke zu verwerthen. Wo früher der Hochaltar war, ist jetzt die Bühne, statt duftendem Weihrauch knistert jetzt hustenerzeugendes, rothes, bei gutem Geschäftsgange sogar grünes bengalisches Feuer, anstatt der Weihwasserkessel findet man wassergefüllte Bottiche.

Wo vielleicht einst der Beichtstuhl gestanden, befindet sich jetzt die Freiloge des Herrn Bürgermeisters, und dort, wo ehedem Priester, Meßner und Ministranten sich in feierlichster Stille zum heiligen Amte bekleideten, ist jetzt jeden Abend ein Mordsspectakel los, denn dort sind die beiden Garderoben der Künstler.

Eine kleine Schaar blutjunger Anfänger unter der tüchtigen Leitung des seelensguten, aber kurz angebundenen Directors Z. bestritt Anno 80 als Priester Thaliens im besagten Städtchen fünfmal wöchentlich das Hauptvergnügen des äußerst toleranten Publicums.

Auch ich zählte zu diesen Priestern. Bestimmtes Rollenfach hatte ich noch keines, und oft mußte ich mir im Laufe der Saison das vernichtende Geständniß machen, daß meine Direction mich eigentlich wie ein dramatisches „Mädchen für Alles“ behandle; mich tröstete nur das Bewußtsein, daß ich mit mir selbst noch nicht im Reinen war, ob ich ein zweiter Sonnenthal, Lewinsky oder Kraftel werden sollte; na ja, es war da auch nicht leicht zu entscheiden, denn Uriel, Franz Moor, Mortimer sind ganz gleich schöne Rollen.

Auf's Angenehmste überrascht aber war ich, als eines schönen Tages mir der Theaterdiener schmunzelnd den „Bettler“ im „Verschwender“ überbrachte.

Was Teufel! Den Bettler schickte man Dir, der hat ja zu singen? Da gibt's ja Gelegenheit, eine neue Seite Deines Talents zu zeigen. Singen! Du hast ja noch nie auf der Bühne gesungen, dachte ich. Ja, singen mußt Du auch, war mein Entschluß, Du wirst den Bettler singen. Der Theaterdiener ging, der Bettler blieb in meinen Händen. „O hört des armen Mannes Bi—itte“ ꝛc. . . . Na, es wird schon gehen, sagte ich mir, Courage! Und nun gesellte sich in meinen Gedanken zu Sonnenthal, Lewinsky und Kraftel auch noch der Wachtel.

Aber den Wachtel mußte ich bald wieder vergessen. — Warum

denn? — Hören Sie. — Ich freute mich unsinnig auf den Bettler; um meine Stimme geschmeidig zu machen, sang ich unermüdlich die ältesten, noch in meinem Ohr lebenden Schullieder: „Wer will unter die Soldaten“ . . . oder „Die Wacht am Rhein“ . . . und „Müde bin ich, geh' zur Ruh'!“ . . . Mit einem Collegen hatte ich bisher zusammen gewohnt, ich weiß nicht, warum er damals von mir weggezogen.

Der Tag der Vorstellung kam, und an diesem Tage sang ich sehr wenig, d. h. eben nur so viel, als man mich auf der Probe singen ließ, meine Stimme erwies sich nach Ausspruch des Directors als viel zu schwach, es wurde im hohen Rathe beschlossen, daß ich den Bettler blos zu spielen habe, singen wird ihn der Ch., hieß es. Und nun war der Abend da; ich spielte den Bettler, mein College, unser Operettensänger, sang ihn; welche Beschämung zermarterte mir die Brust, denn kam eine Stelle, wo der Bettler zu singen hatte, mußte ich immer, wo es anging, von der Bühne abtreten, um meine Talentlosigkeit zu bemänteln. Ch. sang hinter den Coulissen. Vernichtend war jedoch für mich jene Scene, wo ich das Publicum ad oculos beschwindeln mußte.

Im Hintergrunde von Flottwell's schöner Aussicht saß ich auf einem Felsblock, vom obligaten bengalischen Feuer magisch beleuchtet, machte Gesten, riß ab und zu den Mund auf, kurz, mußte thun, als ob ich sänge.

So grausam hatte ich mein Schicksal nicht gedacht. Nun galt es, die Wachtel'schen Ideen zu bannen; ich that es mit wehem Herzen, doch Sonnenthal, Lewinsky und Kraftel sind ja schließlich auch große Künstler, und man hat nie gehört, daß der Eine oder der Andere früher einmal irgend wo mit Erfolg gesungen hätte.

Mein erstes Debut als Sänger war also eigentlich gar keines, ich konnte doch einer anderen Stimme Beifall, der mir übrigens damals tief in's Herz schnitt, nicht für eigenen hinnehmen, ja, wenn ich auch schon, sagen wir, so unverschämt hätte sein wollen, anderen Tags stand's ja gedruckt in der Zeitung, daß nicht ich gesungen, ja es war sogar sehr boshaft bemerkt, daß ich sehr zerstreut gespielt hätte. O dieser Kremser „Speidel“!

Aber nicht blos für mich war diese „Verschwender“-Aufführung unglückbringend, es gab einen ganzen, sogenannten Unglücksabend, und ich lasse mich nicht zurückhalten, Einiges zu berichten; vielleicht erscheint mein Mißgeschick dadurch ein wenig gemildert.

Stücke, wie der „Verschwender“, sind für eine kleine primitive Bühne keine Kleinigkeit; da fehlt der gutgeschulte technische Apparat,

und ohne diesen kann unmöglich Alles am Abend so klappen, wie es sein soll. Geschieht da eine Unachtsamkeit, ist's aus.

Ein Malheur jagt dann das andere, Confusion über Confusion, der Unglücksabend ist fertig. So war es auch, als ich den Bettler sang — nein, spielte.

Weiß der Teufel, es wollte nichts zusammengehen, trotzdem wir eine tüchtige Probe hatten und der Director persönlich vom Schnürboden aus ab und zu sich energisch in die Regie mischte.

Vom Schnürboden aus? Ja wohl, vom Schnürboden aus, denn angrenzend an denselben war nämlich der Malersaal, und der Director hatte eigenhändig noch Verschiedenes für den „Verschwender" dort fertig zu stellen. (A propos, vom Schnürboden aus wurde auch ich als Sänger abgeurtheilt.)

Der Director malte. Er hatte zwar Abends den Valentin zu spielen, ließ sich aber unten bei der Probe vertreten, oder er probirte ab und zu par distance vom „Schnürboden aus". Auf der Bühne sprach die Rosel, oben der Valentin, damit will ich auch gleichzeitig sagen, Valentin hatte seine Rolle bis auf's I-Tipferl im Gedächtniß, sonst hätte er nicht vom „Schnürboden aus" probiren können, denn vom „Schnürboden aus" hört man den Souffleur sehr schlecht.

Also der Director malte. Er malte auch einen Aar. Dieser Aar war Abends der Anfang aller Malheure, er verursachte in einer ernsten Scene langes, nicht endenwollendes Gelächter im Auditorium und grimmige, namenlose Wuth des Directors, welcher wie ein Wilder hinter den Coulissen schrie und tobte. Wie kam dies? Der Aar war auf weißen Pappendeckel gemalt. Als Cheristane Flottwell fragte: „Siehst Du den Aar dort in der Luft", flattert wirklich der Aar über die Bühne, aber o weh! der Theatermeister in den Soffitten bricht etwas an der Maschine, d. h. die zwei tragenden Zwirnsfäden entgleiten seinen Händen, und nun macht unser Aar in der Luft einige Complimente, er baumelt, baumelt, und o Schreck! mit der weißen, unbemalten Seite nach oben, bleibt er unter dem Halloh des Publicums gerade vor Flottwell's Füßen liegen. Der will ihn rasch in die Coulisse stoßen, aber unser Aar ist nun bereits stutzig, er benützt die Zwirnsfäden, hängt sich an eine Coulisse, wo er bis zum Schlusse der Scene auch hängen bleibt, natürlich wieder mit der unbemalten Seite nach vorwärts gewendet. Nun war's aus, der Ernst konnte nicht mehr platzgreifen, und das, was an diesem Abend noch folgte, wird man leicht für Uebertreibung halten können, wenn ich's erzähle. Da gab's Verwandlungen auf offener Scene, die viel Heiterkeit erregten, Waldcoulissen in der Tischlerstube, Felsblöcke, die dem Publicum boshaf

alle Illusion raubten, dadurch, daß sie umfielen und ihr Inneres sich als sogenanntes „Stockerl“ entpuppte; auch jener Felsblock, der sich in den Bettler verwandelte, fiel um, nur bekam das Publicum da kein Stockerl zu sehen, sondern mich, den doppelt armen Bettler, welcher zusammengekauert, mit der Rolle in der Hand, auf das Stichwort zum Erscheinen lauerte.

Ich erwähne nur noch eines Vorfalles im letzten Acte, der ganz am Schlusse des Stückes den „Schlager“ jenes interessanten Abends bildete. Valentin hat bekanntlich mehrere Kinder; den kleinen Sohn spielte der liebe Carl unserer Damengarderobière. Ein herziger, schmieriger Bub' von vielleicht vier Jahren, couragirt und lebhaft, er hatte schon öfter „mitg'spielt“, man konnte sich auf den „g'scheiten Bub'n“ verlassen, er blieb nie stecken und wußte immer genau seine Stichworte; nach Ausspruch der weiblichen Galerie-Habitués hatte der Kleine noch jederzeit „sei Sach' gut g'macht“. Heute hatte er als Sohn Valentin's zu Flottwell zu sagen:

„Lieber Herr, sei wieder gut,
Die Mutter weiß nicht, was sie thut.“

Auf der Probe ging's wie g'schmiert. Und nun der Abend! Der Junge sah sauber aus, gebranntes Haar (Schneckerl), braunes Sammtgewand, fesche Cravate, Gesicht und Hände gewaschen.

Warum man ihm aber ein mächtiges Stück Butterbrod mit auf die Scene gab, weiß ich nicht. Sollte es sein Spielhonorar gewesen sein? Der Dialog nimmt seinen Gang; endlich fällt für den Kleinen das Stichwort, aber er ist zu sehr beschäftigt mit dem Butterbrod und bereits tüchtig beschmiert, er weiß momentan nicht, was er zu sagen hat, von den verschiedensten Seiten wird ihm soufflirt, aber er kennt sich nicht mehr aus, und als Papa Valentin in seinem gerechten Zorne dem Jungen mit der rechten Hand einen kleinen „Stupfer“ gibt und mit verhaltenem Grimme zu ihm extemporirt: „So räd', Klaner!“ da wird ihm so unbeschreiblich ängstlich; er wendet sich verzweifelnd nach dem Hintergrund, schaut dann wieder in's Publicum, er blickt in den Souffleurkasten und schreit endlich weinend: „Außi möcht' i!“ Vorhang 'runter, aus! Und nun habe ich nur noch hinzuzufügen, daß das eine Beneficevorstellung für unsere komische Alte war.

Ja, aber ich erbat mir ja Ihre Aufmerksamkeit, um von meinen Debuts als Sänger zu berichten. „Wann hat man Sie denn eigentlich einmal losgelassen?“ werden Sie fragen. „Machen Sie die Sache kurz, spannen Sie uns nicht länger auf die Folter.“

Bitte, Geduld, Sie werden es gleich erfahren. Ich konnte un-

möglich so schmählich als Sänger capituliren. Wachtel drängte sich neuerdings in die Gesellschaft der anderen drei Großen. Rehabilitiren mußt Du Dich, wirklich selbstthätig singen, rief es in mir.

Ich wünschte, ich forderte eine neue Gesangspartie. Ich erhielt sie. „Fatinitza, erster Wachtposten, Herr del Zopp.“ Da lag sie, die Partie. „Halt, wer da! Patrouille vorbei!“ Weiter nichts? Na, das muß ja gehen. Halt, wer da! Patrouille vorbei! ganz am Anfang der Operette hinter den Coulissen zu singen, sieben gleiche Noten, so viel mir im Gedächtniß ist, lauter C. Sehr einfach! Aber Teufel, woher das C nehmen, wenn man keinen Anhaltspunkt im Orchester hat; denn richtig einzusetzen, ist für einen Anfänger das Schwierigste. Mein Trost war ein altes Clavier, welches in der Damengarderobe stand; ach, da kann man sich ja das C aufspielen, so oft und wann man will. Bei der Probe ging's — vielleicht durch Zufall, Abends bekam ich Angst. Ich höre das Vorspiel beginnen, rasch in die Damengarderobe, ein Schrei! — Pardon! Clavier steht neben der Thür, es ist, Gott sei's gedankt, offen. Halt, wer da! Patrouille vorbei! Hinaus!

Ich verschließe mit den Fingern die beiden Ohren, um durch keine anderen Töne mich verwirren zu lassen; dabei summe ich stets vor mich hin: Halt, wer da! Patrouille vorbei! Auf einmal bekomm' ich von rückwärts einen Stoß: „Na, hören Sö net?“ schreit der Director zu mir. Ich nehme die Finger von den Ohren weg und vernehme, daß der Vorhang schon in die Höhe gegangen und die Stelle zum Einsatz gerade vorüber war. Nun hatte ich aber das c—c—c schon ganz vergessen. Ich singe da rasch, um nachzukommen, auf's Gerathewohl. „Halt, wer da! Patrouille vorbei!“ und in demselben Moment lacht meine Umgebung in den Coulissen fürchterlich, während der Herr Director mit den nicht sehr schmeichelhaften, nicht mißzuverstehenden Worten: „Sie Patzer!“ mir zu verstehen gibt, daß ich um einige Klafter zu spät und zu tief gesungen hätte. So mißlang auch schmählich dieser zweite Versuch. Lange, sehr lange blieb ich als Sänger verschollen, mir fiel immer das c—c—c ein, und Collegen und Director thaten das Ihrige, daß ich es nicht so bald vergessen konnte.

Rudolf del Zopp.

Mein erstes Quartett-Debut.

Endlich haben auch die St. Jacober ein Männerquartett zusammengebracht. Es war wohl schon die höchste Zeit; denn die Dorfschönen fingen bereits an, gar bedenklich nach den Burschen der Nachbargemeinde zu schielen, die den St. Jacober Dearndeln bald mit einem Ständchen, bald mit Tanzg'stanzeln, bald mit kecken Kirchtagsjodlern Aufmerksamkeiten zu erweisen suchten. So etwas konnten sich die liebebedürftigen bodenständigen Bursche unmöglich für die Dauer gefallen lassen, und sie ersuchten den Schulmeister Kapus, St. Jacob's Stimmmateriale zu prüfen und die Geeignetsten zu einem Quartett zu vereinigen. Am Abend vor „Pauli bekehr' Di" fand die denkwürdige Prüfung statt, und es wurden als würdig befunden, in den Viererbund aufgenommen zu werden: der Forstgehilfe Wastl der Oberknecht Simele, der Wegmacher Wute und meine Wenigkeit.

Ein Hase, eine Flasche „Kronawetter", ein halbes Dutzend Selchwürste und fünfzig Stück „Kurze" bestimmten den Kunstkenner Kapus zur Aeußerung, daß er aus diesem Quartett etwas machen werde, worüber die Anrainer-Bursche aus Aerger und Neid aus den Häuten fahren werden.

Nicht im Wirthshause, nicht auf dem Tanzboden, nicht vor dem Fenster der nächstbesten Dorfdirne sollte das erste Debut stattfinden, sondern in der Pfarrkirche gelegentlich der demnächst stattfindenden Hochzeit des Stanbauer-Michele mit der Tochter des Gemeindewirthes.

Ein Schulcollege Kapus' wurde um ein passendes Traulied angegangen und ein solches auch bereitwilligst zur Verfügung gestellt.

Da kein Mitglied des in Bildung begriffenen St. Jacober Quartetts von dem eine Ahnung hatte, was man eine Note nennt, und ich mich als dreizehnjähriger, eben nur geduldeter „Grünling“ nicht muckſen durfte, mußte Kapus jedem Sänger den Part ſo lange vorfiedeln, bis er ihn im Ohr behielt. Waſtl war als Melodieführer bald eingeübt; allein ſchon der zweite Tenor — das war ich — machte Schwierigkeiten, da ich als Altiſt mich nur mit Widerſtreben unter eine Männerſtimme ſchieben ließ. Der Oberknecht Simele, berüchtigt als Vorſänger von Trutz- und Spottliedern, wollte ſich ebenfalls zu keiner harmoniſchen Stimmgattung bequemen und bemäntelte die Schwierigkeit des Tonbehaltens ſtets mit den Worten: „I bin g'wöhnt, allanig zu rearen (röhren), aber nit zuawe z'ſingen.“ Endlich ſaß auch der erſte Baß des kratzbürſtigen Simele feſt. Der Unmuſikaliſcheſte des Quadrifoliums war jedoch der Grundbaß Wute. Nach vielen Schweißtropfen und Geduldproben von Seite des allerdings durch Selchwürſte theilweiſe entſchädigten Kapus erhielt auch der zweite Baß die Abſolution, und es konnte zur Enſembleprobe geſchritten werden. Dieſe fand am Abend vor der Hochzeit ſtatt.

Merkwürdigerweiſe klang das Lied ziemlich gut zuſammen bis zum Mittelſatz, wo auf H-dur unvermittelt G-dur eintritt. Dieſer überraſchende Uebergang war für Wute „a ſpaniſche G'ſchicht'“; denn ſo oft das Lied probirt wurde, nahm er das Intervall von H auf G entweder zu hoch oder zu tief, doch nie richtig. Der findige Schulmeiſter wußte jedoch bald Rath und ſtrich bei der heiklen Stelle mit Kraft die leere G-Saite der Violine an, bis Wute endlich — endlich den Ton ſelbſt traf. Hei! war das ein Jubel!

Es kam der Hochzeitsmorgen. Ganz St. Jacob war auf den Beinen, und man ſprach ſchier mehr über das erſte Debut des Quartetts als über die Trauungsangelegenheit. Gegen zehn Uhr zog man unter Muſik und Böllergekrache zur Kirche. Die Copulation nahm den gewohnten Verlauf; und in dem Augenblick, als der Ringwechſel ſtattfand, gab der Kirchendiener Anderle in ſehr auffälliger Weiſe durch Pſt-Rufe und Schwingen einer meterlangen Wachskerze den auf dem Chore verſammelten Sängern das Zeichen zum Beginne des Weiheliedes. Man hatte indeß ſchon ſeit Anfang der Kirchenceremonie am Chore ein gar ſeltſames Zirpen und „Munkazen“ gehört — es war dies das für jeden Sänger ſeparate Tonangeben auf der Violine. Kapus nahm, um den etwas ſpröden erſten Tenor vor einem etwaigen Gigſer zu bewahren, die Tonart des Liedes um einen halben Ton tiefer, was ſelbſtverſtändlich von den unmuſikaliſchen Sängern nicht gemerkt wurde, am allerwenigſten von Wute. Auf ein

verabredetes Zeichen erscholl nun ein langgedehnter Accord, und deutlich konnte man aus den einzelnen Stimmen den süßen Wunsch vernehmen: „O lächle stets . . .“ Die beiden Schwiegermütter waren die Ersten, denen das Lied Thränen der Rührung entlockte.

Jetzt kam die gefährliche Stelle. Wute war sich dessen wohl bewußt, daß in seiner Kehle der Erfolg stecke; jedoch einerseits zu eitel, sich wie bei den Proben vom Schulmeister den gefährlichen Ton angeben zu lassen, andererseits sich doch nicht genug sicher fühlend, ihn selbst zu treffen, zupfte er verstohlen an der leeren G-Saite der neben ihm liegenden Geige und setzte dann den Klippen-Ton mit einem dreifachen Forte (selbstverständlich der Transponirung des Liedes wegen um einen halben Ton zu hoch) ein. Rasch entschlossen, griff Kapus nach der Violine, doch zu spät; die Entgleisung war bereits geschehen, die Katastrophe war nicht mehr hintanzuhalten. Die Stimmen gingen mehr und mehr auseinander, und es entstand, da keiner der Sänger aufhören wollte, da jeder für sich richtig zu singen glaubte, ein derartiges Chaos, daß sich der Kirchendiener veranlaßt sah, mit der Glocke zu schellen und, gegen das Chor gewendet, mit Stentorstimme zu rufen: „Aufhören sollt's, hat der Herr Pfarrer g'sagt!“

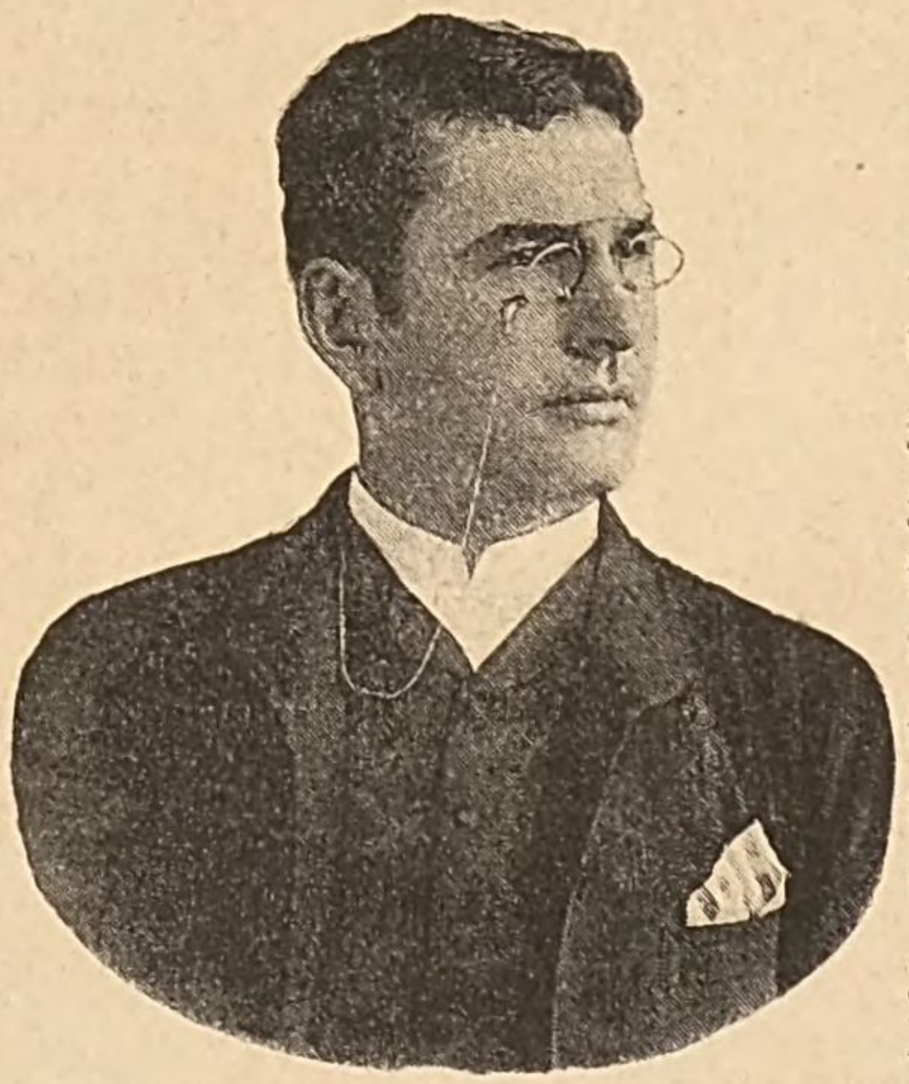
Es geschah, und sanglos wurde die kirchliche Feier zu Ende geführt.

Was das arme Quartett an diesem Tage an Spott und Hohn zu erdulden hatte, weiß nur Derjenige zu „würdigen“, der den denkwürdigen Tag in St. Jacob miterlebt hat.

Glücklicherweise wurde die Scharte nach wenigen Stunden ausgewetzt. Das „St. Jacober erste Vocalquartett“ versperrte nämlich dem am frühesten Morgen heimkehrenden Brautpaare den Weg; Kapus gab auf der Violine den Accord an, und ohne die geringste Entgleisung klang es der aufgehenden Sonne entgegen: „O lächle stets.“

Thomas Koschat.

Chinesisches Theater.



Als vor mehreren Monaten der Versuch gemacht wurde, das Shakespeare'sche Drama zum Theil wieder in der Gestalt auf die Bühne zu bringen, in welcher es zu Lebzeiten des Dichters gespielt wurde, kam mir unwillkürlich das chinesische Theater von San Francisco in Erinnerung, das ich während meines fünfjährigen Aufenthaltes daselbst in seiner ganzen Beschaffenheit kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Fast Alles, was man aus dem Theater des sechzehnten Jahrhunderts wieder in die Neuzeit herüberholen will, findet man bei den Chinesen heute noch so wie vor Hunderten von Jahren. Ihr Drama wird heute noch genau so dargestellt, wie in frühester Zeit, die Leute haben also nicht nothwendig, zu reorganisiren, denn sie haben sich die Einfachheit der Darstellung sowohl, wie die ganze Einfachheit des scenischen Apparats bewahrt. Selbst der Vorhang, der schon in dem durch Shakespeare so berühmt gewordenen Globe-Theater Verwendung gefunden, allerdings nur zu Anfang und Schluß einer Komödie, ist bei den Chinesen noch immer nicht gebräuchlich. Die Actschlüsse sind genau so eingerichtet, wie wir sie in den Hans Sachs'schen Stücken finden; es verlassen einfach alle handelnden Personen die Bühne. Actscheidungen werden durch kurze Pausen angedeutet.

In China gibt es, außer in den großen Städten, kein ständiges und festgebautes Theater. Das „Meerschweinchen" ist dort noch in vollster Blüthe. Ebenso wie bei uns die fliegenden Kunstreiterbuden in kurzer Zeit aufgestellt und wieder abgetragen werden, ebenso geschieht es in China mit dem Theater, dem „Hi-Thaï". Alles, was

zu solch einem fliegenden Kunsttempel nothwendig, sind außer ein paar festen Bambusrohren, die das Strohdach tragen, noch einige Holzblöcke, ungefähr fünf bis acht Fuß hoch, über welche die weltbedeutenden Bretter gelegt werden. Das ganze Gerüst wird dann nothdürftig mit gelbem oder rothem Stoff verkleidet, und das Theater unter freiem Himmel ist fertig. Sitze gibt es nicht.

Der Mime zählt in China zum größten Abschaum der Menschheit; schon vor zweitausend Jahren, als die ersten Keime des Schauspieles in China sproßten, war es so, und ist es auch heute noch. Das gleiche Volk aber, das den Schauspieler und Alles, was mit der Bühne in Verbindung steht, so sehr verachtet, das gleiche Volk strömt in Schaaren zu den Vorstellungen und füllt allabendlich die Schaubuden, aber nicht etwa, um sich zu bilden, denn der Gedanke, daß das Theater belehrend und veredelnd wirken, daß es als ein Spiegel des Lebens gelten soll, ist in den bezopften Häuptern der Chinesen noch niemals aufgetaucht.

Das Recept, nach welchem die chinesischen Dramen bereitet werden, ist ungefähr folgendes: Man nehme sehr wenig Poesie und Moral, etwas historischen Stoff und matte Erfindung, sehr viel zotige Komik, Schlachtenlärm, Kriegsgetümmel, Mord und Todtschlag, den Gesang nicht zu vergessen, der bei den Chinesen zwar ein Privilegium der ersten Kräfte, für unseren europäischen Geschmack aber ein höchst fragwürdiger Genuß ist — dann mische man die Ingredienzien kunterbunt durcheinander, reihe sie, wie sie kommen, an einen dünnen Faden, und das Theaterstück ist fertig. Wird nun ein solches Machwerk Drama (Pze), historisches Drama (Tchuen-khi), Melodram (Hi-kio) oder nur einfach Theaterstück (Tsa-kuï) genannt, das ist egal, die Dürftigkeit des Gehaltes bleibt sich gleich. Diese Werke haben zumeist vier Acte (tche), es gibt aber auch welche mit zehn, dreißig, vierzig und mehr Acten; ja es gibt sogar Komödien, die vier Wochen nacheinander spielen, das heißt: die Vorstellung beginnt um fünf Uhr Nachmittags und dauert bis zwölf Uhr Nachts; nächsten Tag folgt dann die Fortsetzung u. s. w. Während des Neujahrfestes kennt die Belustigungswuth keine Grenze, und um diese Zeit spielt man eine volle Woche lang, Tag und Nacht, ohne jede Unterbrechung, natürlich mit wechselndem Personal.

Drei Typen gibt es, welche sich fast in allen Stücken finden und immer wieder höchst ergötzlich auf die Menge wirken. Ich habe wohl an sechzig Komödien aufführen sehen und vielleicht in vierzig diese gleichen fragwürdigen Gestalten beobachtet. Es sind dies: „Der Bucklige“, eine Art Narr (Tcheon), „Der Zotige oder Spaßmacher“

(Tsang) und „Die vornehme Buhlerin“. Diese Prachtblüthe des chinesischen Dramas erwirbt sich durch Geist, Schönheit und Bildung den Freibrief, alles das thun zu dürfen, was mit der Moral nichts zu schaffen hat; sie darf sich jede Freiheit erlauben, ohne fürchten zu müssen, für ihr Thun und Handeln bestraft zu werden; ja sie läuft nicht einmal Gefahr, die Achtung ihrer Mitmenschen zu verlieren. Dafür aber wehe dem Verliebten, der sich in ihren Armen ertappen läßt. Ich verspüre heute noch ein Gruseln, denke ich daran, wie mit dem Armen verfahren wurde; wenn ich nicht irre, erhielt er als Strafe fünfzig oder gar hundert Hiebe mit einem Bambusrohr auf die nackten Fußsohlen.

San Francisco hat das zweifelhafte Glück, von den 400 Millionen Chinesen, die es auf dem Erdball geben soll, 50.000 beherbergen zu dürfen; dieses Völkchen hat sich am Goldenen Thor ein eigenes Nest gebaut, das weniger berühmte, aber dafür umsomehr berüchtigte Chinesenviertel, China-town, Chinesenstadt, wie der englische Ausdruck dafür lautet. In dieser Chinesenstadt gibt es zwei ständige Theater, genaue Nachbildungen der in China üblichen Komödienhäuser. Der Zuschauerraum präsentirt sich kahl und einfach und bietet Raum für etwa sechshundert Menschen. Der Eintrittspreis verringert sich von Act zu Act, nur wenn ein sogenannter „Schlager“ gegeben wird, bleibt er bis zum Schluß der Vorstellung gleich. Die Bühne ist gleichfalls schmucklos und mit rothem Stoff drapirt; im Hintergrunde derselben befinden sich in einer festen Wand zwei mit Vorhängen versehene Thüren, die links vom Zuschauer für die Auftritte bestimmt sind (chang, er kommt herauf), rechts für die Abgänge (hia, er geht hinunter). Links auf der Bühne sind für das bessere Publicum Stühle reservirt, ähnlich wie in den Theatern des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts. Das Orchester, welches hinter den agirenden Schauspielern, zwischen den beiden Thüren placirt ist, besteht meist aus zehn Mann. Diese, man kann sie wohl Marterknechte nennen, sind im Stande, in kürzester Zeit den zahmsten Zahmen zum Vollblut-Wilden zu verwandeln; sie scandaliren während der ganzen Aufführung mit leider nur secundenlangen Unterbrechungen. Die hauptsächlichsten Instrumente, die zu bearbeiten, sind: Tam-tam, Triangel, Trommel, Pfeifen und Clarinett, ferner noch eine große Pauke aus Hikri-Holz, mit Thierhaut überzogen, dann kurz- und langhalsige Violinen, mit einer oder zwei Saiten bespannt.

Die Komödie beginnt gewöhnlich mit einem Vorspiel (Si-tzè), und die Schauspieler, die darin auftreten, haben die Pflicht, das Publicum zu begrüßen, das heißt, sie fallen auf den Bauch und be-

rühren mit der Stirn dreimal hintereinander den Fußboden mit einer blitzartigen Schnelligkeit. Nach der Begrüßung wird die ganze Handlung des Stückes mitgetheilt, und jeder einzelne Darsteller gibt eine genaue Beschreibung des von ihm darzustellenden Charakters. Durch diese „sinnreiche“ Einführung der Personen erspart man den Theaterzettel, der auch bei den Chinesen nicht gebräuchlich ist. Der Chinese legt wenig oder gar keinen Werth auf Motivirung der Handlung und Zeichnung der Charaktere; die Hauptsache ist, daß das Auge beschäftigt wird, und da das Sehen allein vielleicht langweilig werden könnte, so will man auch nebstbei etwas hören. Decorationen gibt es trotz der großen Schaulust nicht, ebensowenig wie Requisiten; nur Waffen finden Verwendung und der obligate Fächer, der von Männlein und Weiblein stets und immer bei jeder Gelegenheit mit kolossaler Geschicklichkeit gehandhabt wird. Zu Anfang des Stückes, das heißt nach dem Vorspiel, tritt ein Bediensteter des Theaters vor und zeigt dem Publicum eine Tafel, auf welcher geschrieben steht, was die Scene darstellen soll. Nur Tische, Stühle und Fußschemel sind ständiges Mobilar und werden, außer zu ihrer eigentlichen Bestimmung, auch noch zum Markiren der verschiedensten Dinge verwendet. Soll die Scene zum Beispiel ein Schlachtfeld darstellen und der Feldherr will mit seinen Getreuen vorrücken, so schwingen sich sämmtliche Krieger auf Bambusrohre und machen drei- bis viermal die Runde um einen Tisch herum; sind Berge zu überschreiten, so stellt der schlaue Chinese Tische und Stühle pyramidenförmig in die Mitte der Bühne, die Schauspieler klettern darüber hinweg, dann, auf der anderen Seite angekommen, erzählen sie dem Publicum, daß sie einen tüchtigen Marsch gemacht hätten, und die Handlung, wenn von einer solchen die Rede sein kann, nimmt ruhig ihren Fortgang. Ist ein einfacherer Bühnenapparat wohl denkbar?

Frauencharaktere wurden in früherer Zeit von Chinesinnen dargestellt. Kaiser Kien Long (1735 bis 1792), der sich mit einer Theaterprinzessin verheiratete, hatte die Bestimmung getroffen, daß fürderhin Frauenrollen nur noch von jungen Männern darzustellen sind. Im Jahre 1879 habe ich wieder eine Schauspielerin die Bühne betreten sehen trotz Verbot des Kaisers Kien Long. In der Presse konnte dies Ereigniß nicht besprochen werden, denn den chinesischen Zeitungen ist die Rubrik „Theater“ bei Strafe untersagt, die Kritik also von Rechtswegen verboten.

Sitzt der Chinese im Theater, so läßt er sich durch nichts von dem abbringen, was auf der Bühne geschieht. Ich hatte mehrmals Gelegenheit, während einer Vorstellung die Bühne zu betreten. Bühne

und Parquet sind durch eine offene Treppe in directer Verbindung. Während die Schauspieler in voller Thätigkeit waren, spazierte ich auf offener Scene herum, ohne irgendwie Aergerniß zu erregen.

Nachdem ich Alles, was Interesse für mich haben konnte, besichtigt hatte, verschwand ich durch eine der Thüren im Hintergrund und gelangte in das allgemeine Ankleide- und Schminkzimmer. Da der chinesische Schauspieler an einem Abend häufig verschiedene Charaktere darzustellen hat, so ist das schnelle Umkleiden von großer Wichtigkeit, und drei bis vier Garderobiers stehen sofort zur Verfügung, entkleiden den Darsteller, aber gleichzeitig stehen auch schon andere mit dem neuen Costüm parat. Ein derartiges Gewand ist höchst complicirt und raffinirt in der Zusammenstellung; es gehören dazu fünf bis sechs Röcke in verschiedenen Längen, ebenso viele Unterkleider, ähnlich den Talaren. Da die einzelnen Theile weder genadelt noch geknöpft werden, sondern nur mit Schärpen gebunden, so erfordert die Manipulation des Aus- und Ankleidens sehr große Geschicklichkeit. Solch ein schwieriger „Umzug", wie der technische Ausdruck lautet, ist meist in zwei Minuten bewerkstelligt. Die Costüme sind luxuriös zu nennen. Alles genau und correct bis in das kleinste Detail. Ein derartiges Gewand kostet oft zwei- bis dreihundert Dollars.

In der Darstellung von Schlachten leisten die Chinesen Ueberraschendes. Zwar hatte ich mir von einem Kriege immer eine andere Vorstellung gemacht, aber bei diesen Leuten mag es Gebrauch sein, daß die Soldaten dem Feind auf Bauch, Brust und Kopf springen, dabei mit blanken Schwertern um sich hauen, Purzelbäume schlagen und noch sonst allerlei equilibristische Kunststücke vollführen; dabei wird geschrieen, gelärmt, und die Musik wettert dazwischen, daß Einem angst und bange wird. Man muß ein derartiges „Gefecht" gesehen haben, um sich ein rechtes Bild davon machen zu können; beschreiben läßt es sich unmöglich.

Wie Alles, so ist auch das Schminken und Maskemachen verschieden von der bei uns üblichen Art. Es sind nicht Menschen mit Gesichtern, sondern mit schaudererregenden Fratzen, die da auf der Bühne herumwanken. Der Intriguant zum Beispiel ist folgendermaßen hergerichtet: die Grundfarbe des Gesichtes fast weiß, unter den Augen ist ein fingerbreiter rother Strich aufgetragen, und quer über die ganze Stirn zieht sich ein längliches Dreieck in grauer Farbe; mit eben solchen Dreiecken sind auch die Wangen bemalt. Bei den komischen Figuren sind diese Dreiecke roth. Die Weiberdarsteller haben knallrothe Bäckchen, benehmen sich höchst zimperlich und gehen nicht, sondern trippeln einher. Diese Gangart ist eine Charakteristik der Chinesinnen,

denen ja schon in frühester Jugend die Füße eingeschnürt und zusammengepreßt werden, um die Weiterentwicklung zu verhindern. Je kleiner ein derartig verunstalteter Fuß sich präsentirt, umso höher im Werth steigt dessen Eigenthümerin. Solch ein winziges Füßchen ist der höchste Stolz der Frau und nach Ansicht der Chinesen die größte Schönheit des Weibes.

Ich sprach einmal mit einem Mandarin über diese Geschmacksverirrung; doch er meinte: „Eure Weiber sind ja auch nicht anders geartet; Ihr liebt es, wenn die Mitte des Leibes recht zusammengepreßt und eingeschnürt wird, und ein solcher Leib wirkt auf uns genau so abscheulich, wie auf Euch die kleinen Füße unserer Frauen."

Darsteller hoher Persönlichkeiten erscheinen meistens mit einem langen schwarzen oder weißen Bart; blond oder andere Farben sind nicht gebräuchlich. Auch in der Anwendung dieses Bartes bekunden die chinesischen Schauspieler eine große Einfachheit, sie nehmen ein Stück Draht, knüpfen Haare daran und befestigen dieses Machwerk an beiden Ohren, aber so, daß zwischen Bart und Gesicht ein Zwischenraum von drei Zoll bleibt. Will nun ein solcher Würdenträger einem Untergebenen Unzufriedenheit ausdrücken, so schleudert er die Spitzen seines Bartes nach dessen Gesicht. Aber auch aus- und anspucken ist für Mißfallsbezeugungen gebräuchlich. Souffleure gibt es nicht. Bei Dialogstellen, welche „für sich" gesprochen werden, wendet der Schauspieler dem Publicum den Rücken zu. Oft werden lange Monologe in dieser Stellung gehalten.

Wie man sieht, sind die Chinesen in Allem, was ihr Theater betrifft, sehr zurückgeblieben. Nur in den Honorarsätzen für Gäste haben sie mit anderen Nationen gleichen Schritt gehalten. So bezog der Star der Truppe, die ich in San Francisco häufig besuchte, Lee Than Tong, für die Saison eine Gage von 15.000 Dollars, also über 32.000 Gulden. Diese angenehmen pecuniären Verhältnisse setzten Lee in den Stand, sich den Luxus einer Frau zu gestatten, die er in seiner Heimat für 5000 Dollars gekauft hatte. Lee mußte im Theatergebäude wohnen, es standen ihm da zwei kleine Zimmer zur Verfügung, die allerdings sehr viel Aehnlichkeit mit unseren Gefängnißräumen hatten, denn die Fenster waren mit dicken Eisenstäben versehen und vor der Thür standen zwei Mann Wache. Und warum diese Vorsichtsmaßregel? Um den gefeierten Star, der bei Abschluß des Contractes einen bedeutenden Vorschuß erhalten, am Ausreißen zu verhindern. Lee, der nicht nur im Theater, sondern auch bei jedem Spaziergang bewacht wurde, fand diese Beschränkung seiner persönlichen Freiheit ganz natürlich, denn diese Vorsichtsmaßregel ist bei den chinesischen

Theaterdirectoren gebräuchlich. Nur Eines ängstigte ihn, der Neid und Haß seiner Collegen vom Concurrenztheater — und wäre Lee nicht sehr scharf bewacht worden, so hätten sie ihn entschieden kaltgemacht. Ich stand mit Lee noch im Briefwechsel, als ich schon längst wieder nach der alten Welt zurückgekehrt war; seit vielen Jahren jedoch erhielt ich keine Nachricht mehr. Sollte Lee dem Neid und den Rachegelüsten seiner Collegen erlegen sein?

Heinrich Radelburg.

Der Segen-Köbl.

Hier Wolgeporen! Sie haben mir heinte die Rohlen zurukgeschikt und wohlen wie ich sie kenne Durch gehen! Sie sint mir aper noch einen Vor Schuß schuldik, so habe ich es dem Herrn Polizeihman schon kesagt, er sohl ihnen nicht vort Lassen. Außer das, sind die Rohlen, die sie zuruk-geschikt haben Gans verunreihnikt, weil sie warscheihnlich ihner nacht Mahl auf die Rohlen geessen haben. Der Wilhelm Tell ist sehr fett ke-worden und auf den Kenig von Frangreich hengt noch ein Stikl Wurscht. so hapen sie fremden eigen Dum nicht zu verruinirен. Mein Gescheft keht nicht guht, das ist schon Wahr, aber mir geben die nexten Tage ein schenes Kostihm Stuk: Hinko der Freiknecht oder So sind sie Alle von der Frau Birch Pfeifer und da werd ich schon was Einnehmen. Geht es mit dem schenen Stuk auch nicht, so macht meine Frau einen Heiligen Josef aus Wax und wird ihm bei der Linzer Zigung ausschpilen und das Gelt wird hinter der Geselschafft gedeilt. Pleiben sie lieber bei Uns, den der Polizeihman wartet auf ihnen wenn sie vortgehen wohlen mit Achtunk

Ihr

Köbl, Theaterdarektor."

Diesen Brief erhielt ich vom Theaterdirector Köbl in Lambach. Nun muß ich vorausschicken, wieso ich zu diesem „ehrenvollen Antrag", bei Director Köbl zu bleiben, dem ich thatsächlich durchgehen wollte, gekommen bin.

Köbl war ein alter Mann mit einer Glatze und von einem solchen Leibesumfange, daß man im Sommer eine Rundreise um ihn

hätte machen können. Die gichtischen Dachsbeine, welche an dem dicken Körper schlotterten, als wenn dieselben nur lose an das Monstrum angeschnallt wären, vervollständigten das Ensemble dieses ungebildeten Bühnenleiters. — — — Die ganze Theatergesellschaft bestand aus sieben Personen: fünf Herren und zwei Damen, wovon die jugendliche Liebhaberin so alt war, daß sie für jedes Hoftheater eine Zierde gewesen wäre. — — — Zu jener Zeit war Köbl der berüchtigteste Schmieren-Director in ganz Oberösterreich und unter dem Spitznamen „der Segen-Köbl" bekannt. Diesen Spitznamen verdankte er seinem eigenthümlichen Vorgehen bei Vorstellungen, welche umzukippen drohten. Solche Vorstellungen, bei welchen man nicht wußte, wer aufzutreten, wer abzugehen oder wer von den Agirenden auf der Bühne zu sprechen hatte, kamen bei der Köbl'schen Schmieren-Wirthschaft sehr häufig vor. Wenn nun eine solche Störung eintrat, so stürzte Köbl auf die Bühne, faßte zwei Personen, welche gerade in seiner Nähe standen, legte ihre Hände ineinander und schrie: „Kinder! Morgen is Hochzeit! — Da habt's mein' Segen!" — Dieser „Nothschrei" war das Zeichen, den Vorhang fallen zu lassen. Ob nun nach dem Sinne des eben aufzuführenden Stückes Vater und Tochter, Bruder und Schwester, Mutter und Sohn, Großvater und Enkel, zwei Herren oder zwei Damen auf der Bühne standen, war Köbl ganz egal, er legte ihre Hände ineinander und schrie: „Kinder! Morgen is Hochzeit! — Da habt's mein' Segen!"

Es gab keine Situation, welche Köbl in Verlegenheit brachte.

Eines Abends spielte ein Anfänger den Wilhelm Tell. Glücklicherweise war das Stück so zusammengestrichen, daß Köbl wenig Gelegenheit hatte, zu „segnen".

Die Schauspieler spielten in dem besagten Stück zwei und auch drei Rollen. Aus dem Geßler wurde beispielsweise eine Geßlerin gemacht, und diese Rolle wurde der Frau Directorin zugetheilt, welche noch die Verpflichtung übernahm, das Stück von einer Seitencoulisse aus zu souffliren. Bis zu Tell's Monolog: „Durch diese hohle Gasse ꝛc." hielt sich der Anfänger ganz passabel. In diesem Monolog aber blieb der junge Schauspieler gründlich stecken, und alle angewendeten Hilfsmittel, ihn in das richtige Geleise zu bringen, waren vergebens.

Er ging in seiner Angst immer einen Schritt vor, einen Schritt zurück, drehte sich einmal um sich selbst herum und machte auf seine ganze Umgebung den Eindruck, als wenn er von der Drehkrankheit befallen worden wäre.

Diesen „feierlichen Anlaß" benützte Köbl, dieser erschütternden

dramatischen Scene durch seinen gespendeten Segen die gehörige Weihe zu verleihen. Er stürzte als Arnold Melchthal auf die Bühne, nachdem er eine Scene früher als Attinghausen gestorben war. Im ersten Augenblick war er perplex, als er nur eine einzige Person auf der Bühne vorfand; aber ein findiger Director, wie Köbl war, wußte sich schnell zu helfen; er rief in die Coulisse hinein: „Barbara! Komm' auß a!"

Barbara war nämlich seine Frau, welche, als Geßlerin costümirt, in der ersten Coulisse soufflirte. Dieselbe warf auf den Ruf ihres Gatten das Soufflirbuch bei Seite, kam auf die Bühne und extemporirte: „Ei! Ei! Da is ja der Tell, der mich erschießen wollte!" Köbl ließ seine bessere Hälfte nicht weiter sprechen, er ergriff ihre Hand, legte dieselbe in Tell's Hand und schrie wie ein Zahnbrecher: „Kinder! Morgen is Hochzeit! — Da habt's mein' Segen!"

Nach dieser „dramatischen Fleckputzerei" wollte ich dieser Schmiere den Rücken kehren. Mein Vorhaben wurde jedoch durch meine „lieben Collegen" verrathen, worauf ich den eingangs erwähnten Brief erhielt, welcher mich bestimmte, einige Zeit noch die „Segnungen" Köbl's zu genießen. So waren einige Tage vergangen, und ich dachte nicht daran, daß ich bald darauf Gelegenheit haben werde, dieses „Engagement" abzuschütteln. — Eines Abends wurde „Käthchen von Heilbronn" aufgeführt. Selbstverständlich hatten wir dasselbe Costüm wie in „Wilhelm Tell". Die Herren mußten über die modernen Beinkleider Strümpfe ziehen, welche oben mit Spitzen verziert waren. Die Ueberkleider bestanden aus abgetragenen modernen Röcken, von welchen die Aermel abgetrennt wurden; an den Seiten wurde das „von Cavalieren abgelegte" Kleidungsstück mit bunten Papierstreifen benäht, und der „altdeutsche Ueberwurf" war fertig. — — — Ein Garderobestück, welches der Director für sich in Anspruch nahm, war ein Unicum von „Vielseitigkeit". Es war ein alter Ueberzieher, dem man es ansah, daß er einstens bessere Tage gesehen, da er in seiner frühesten Kindheit mit Seide gefüttert war. Wahrscheinlich ist derselbe später an einem chronischen „Kragenleiden" frühzeitig gealtert und sollte nun gegenwärtig als Krönungsmantel bei Director Köbl ein armseliges Dasein führen. Die rauhe Außenseite dieses Ueberziehers wurde von Segen-Köbl als Patricierkleid getragen, während der „Kern" desselben, das Seidenfutter, als Krönungsmantel benützt wurde.

Auch in diesem Stück mußten die Schauspieler zwei oder drei Rollen darstellen. Mir wurde der Erzbischof von Worms, der Gott-

schalk und der Gastwirth Pech zugetheilt. Segen-Köbl spielte den Kaiser und den Waffenschmied Friedeborn aus Heilbronn. Bis knapp vor sieben Uhr saß er an der Cassa, dann stürzte er auf die Bühne, fuhr mit dem Zeige- und Mittelfinger in eine Schachtel mit Zinnober, machte einen rothen Strich zu beiden Seiten der Nase, setzte eine Perrücke auf, welche einer alten, von Motten zerfressenen Pelzmütze sehr ähnlich sah, zog den bewußten Ueberzieher an, und die Charaktermaske „für zwei Rollen" war fertig. — — Das Publicum gerieth gleich bei der ersten Scene in die heiterste Stimmung und verblieb in derselben bis zum dritten Act. In diesem Act erreichte die Heiterkeit den Culminationspunkt. Es war in der Verwandlung, wo Segen-Köbl als Kaiser mit „Gefolge" in die Herberge des Wirthes Pech, welchen ich darzustellen hatte, einkehrte. — — — „Ach Du lieber Himmel! In meinem schlechten Hause so große Herren!" sagte ich gemäß meiner Rolle zu dem eben eintretenden Kaiser, welcher noch immer in der Maske des Waffenschmiedes war, nur mit dem Unterschiede, daß er jetzt den bekannten Ueberzieher auf der verkehrten Seite trug. Jetzt konnte ich mich nicht mehr halten, ich stellte mich dreist vor Köbl hin und platzte mit folgendem Extempore heraus: „Nein, diese Aehnlichkeit! Entschuldigen, Majestät, haben Sie nicht einen Zwillingsbruder, der Waffenschmied in Heilbronn ist?!" — Tableau! Anhaltendes schallendes Gelächter auf der Bühne sowohl als auch im Auditorium. Köbl war wüthend, er warf mir vernichtende Blicke zu, und es dauerte geraume Zeit, bis er sich einigermaßen beruhigte. Sobald er aber wieder als Kaiser sprechen wollte, erschallte neuerdings ein homerisches Gelächter. Jetzt griff er endlich zu seinem oft bewährten Auskunftsmittel; er stürzte in den Hintergrund der Bühne, schleppte aus dem Gefolge eine „Hofdame" hervor, legte ihre Hand in die meinige und krächzte: „Kinder! Morgen is Hochzeit! — Da habt's mein' Segen!"

Nach der Vorstellung kam es zwischen mir und Köbl zu stürmischen Auseinandersetzungen, welche darin gipfelten, daß er mir zurief: „Sö arroganter Hofschauspieler! Sö können geh'n! I brauch' Ihnen net!!" Die Rollen, die ich zu Hause hatte, schob ich in ein Couvert und übergab es meiner Wirthin mit der Weisung, das Schriftstück dem Director Köbl zu übergeben. Als Adresse schrieb ich blos: „Da haben's mein' Segen!"

Eduard Lunzer.

Ein Sängerleben.

Als ich in meiner frühesten Jugend mit der Geige unter dem Arme zur Musikstunde ging, um Schulmeisterleins Geigercorps, das an Sonn- und Festtagen die Kirchenmusik miterecutirte, zu verstärken, und da ich auch eine Altstimme besaß und ein guter Treffer war, zum Chorsängerknaben avancirte, dachte ich wohl nicht, daß einstens ein Tag kommen werde, der mich in die Arme der Frau Musica führen wird.

Wer von den Bühnensängern hat nicht in den Kinderjahren schon Gesang, Clavier- oder Geigenspiel getrieben und sich schon als kleiner Musicus nützlich gemacht! Vielleicht hat er ab und zu Anregung erhalten, wenn gerade eine Theatertruppe das Städtlein durchzog und Vorstellungen gab, auch einmal „Theater zu spielen“; vielleicht haben die Eltern dieses Kindes, welche ihm Gesang und Musik lernen ließen, ganz unbewußt in ihm den Keim für späteres Wirken auf diesem Felde gelegt; vielleicht war es nie in ihrer Absicht gelegen, ihren Sohn außerhalb jenes Berufes einstens thätig zu wissen, den sie sich selbst erwählten und als dessen Nachfolger sie den Sohn ersehen.

Die Studienjahre verfliegen, die Eltern führen den Sohn auf jenen Weg, den er nach ihrem Willen und Wunsch wandeln soll. Der Jüngling folgt ihren Wünschen, ja er zeigt Talent und Begabung für den Kaufmannsstand.

Schon sieht im Geiste der Vater den Sohn als einstigen Firma-Inhaber, als Erbe alles dessen, was im Kampfe um das Leben der Vater geschaffen.

Allein in dem Leben und Wirken des Sohnes will der rothe Faden nicht schwinden: die Freude und Liebe für die Musik, jener unwiderstehliche Drang, der das Herz des Jünglings und jungen

Mannes seit jeher erfüllte, jenes Etwas, das ihm zur zweiten Natur geworden war.

Mit dem Eintritte in das volle Leben, in den Kampf um's Dasein, wo jeder Mann zur Verwerthung seiner ihm von der Natur geschenkten Gaben sein Möglichstes thut, da glaubt er nun sein ganzes Glück in der Ausübung seines gewählten Berufes gefunden zu haben, wenn ihm nicht der „Notenfresser", wie man musikalische Leute, die gut vom Blatte lesen, zuweilen zu bezeichnen pflegt, in den Gliedern steckte, und die Zeit ihm nicht einen „Tenor" gebracht hätte, der bei einiger ernsteren Anregung von außen her dem „Ziffernmenschen" gefährlich werden kann, besonders wenn dem Letzteren der „Theaterteufel" ein kleines Schnippchen geschlagen hat.

Das Coursblatt, der Handelsbericht wird mit dem Notenblatt, dem Kunstbericht vertauscht, die freie Zeit gehört dem Streben für die Kunst.

Die Versuchung tritt heran, der Ehrgeiz wird geweckt, Concert, Theater drängen das Bureau zurück, der erste Schritt in die Oeffentlichkeit ist gethan, man wird vom Strome fortgerissen, man weiß nicht, wie es kam.

Es gibt ein „Für", ein „Wider", an Aufmunterung fehlt es nicht, und manche Sorge sitzt im Nacken.

Nun gilt es, den Entschluß zu thun, von Neuem anzufangen.

Der rothe Faden hat ein Ende, er ist in einen Knopf verwickelt, der zu lösen ist.

Im Reiche der Kunst steht nun der Jünger, verloren für seinen ersten Beruf, an der Schwelle eines neuen Lebens.

Ich glaube gar, was ich hier niederschrieb, ist mir passirt.

Nun, bis hieher ging ja Alles gut. Als ich aber meinen Eltern telegraphische Kunde von meinem Engagement am Wiener Hofoperntheater gab, da empfing ich wohl die herzlichsten Glückwünsche, allein ich fühlte mich isolirt von dem Gedankengange der Meinigen, da sie für meinen Berufswechsel ja keine Verantwortung übernehmen konnten.

Also frisch, wacker, munter, vorwärts d'rauf los, jetzt wird's bitterer Ernst.

Als ich später bei meinen Eltern auf Besuch weilte, die natürlich stolz darauf waren, daß mir das Glück zu Theil wurde, Mitglied des k. k. Hofoperntheaters in Wien geworden zu sein, erzählte man mir, daß meine Mutter, welche ihr Heimatsstädtchen Olbersdorf in Schlesien, das auch mein Geburtsort ist, Zeit ihres Lebens nicht allzu oft verlassen und von dem Kunstleben daher wohl keinen

Begriff hatte, bei dem Empfange meines Telegramms in ihrer schlesischen Mundart ausrief: „I me Jeses, jetzt is dar Jonge gar onter die Komödianten gang'n. Ich sag's jo: Wenn die Kender (Kinder) klin sein, traten se Ein'm of de Schürze, und wenn se groß sein, of's Herze!“ Thränen folgten diesen Worten.

Es sind seither fünfzehn Jahre in's Land gegangen, und auch meine liebe Mutter ging — heim.

Doch soweit es in den Kräften des Sohnes stand, hat er gestrebt, Vatern und Muttern Freude zu machen, und stets war der lieben Mutter alltäglich das Erste, sich die Brille aufzusetzen, die Zeitung zur Hand zu nehmen und zu schauen, ob der Tones beschäftigt ist.

Sie hatte sich mit Freude und Hingebung dann an den Gedanken gewöhnt, mich anstatt auf der Firmatafel auf dem Theaterzettel zu lesen.

Anton Schittenhelm.

„Verschiedene Naturen.“ *)

Ich möchte mit Wippchen beginnen: „Herr Redacteur — ich bin außer Ihnen!“ —

„Außer mir“ — bin ich nämlich schon lange, und zwar seit dem Momente, als Sie mich um einen Beitrag ersuchten, und ich mir schon damals sowohl meinen als auch Ihren Kopf zerbrach — was ich schreiben soll!

Ja, was soll ich schreiben?

Etwa meine kurzathmige Lebensgeschichte — oder vielleicht den hochwichtigen Moment, wie ich zum Theater kam? Nein, so ein großer Künstler bin ich — noch nicht! (Verzeihen Sie das Wörtchen „noch“.)

Soll ich vielleicht auch eine jener obligaten Räubergeschichten aus den „Räubern“ oder etwas von Coulissengeheimnissen verrathen?

Nein, das bringe ich nicht über's Herz.

Verlangen Sie vielleicht eine Geschichte, wie ich mich einmal in ein Vis-à-vis verliebte, und zwar auf eine Distanz von der Breite des Schottenringes, und wie ich mit diesem Vis-à-vis vergebens krampfhaft coquettirte und erst nach drei Monaten zu meinem Entsetzen gewahr wurde, daß dasselbe gar kein Mädchen, sondern ein Polizeiconcipist war, der sich täglich im Bademantel beim Fenster frisirte?

Nein, auch das können Sie nicht von mir verlangen, da ich mich doch nicht so lächerlich machen kann!

Soll ich etwa erzählen, daß ich das bekannte Monogramm der Wiener Freiwilligen Rettungs-Gesellschaft (W. F. R. G.) das erste Mal für Wiener Frottirungs-Reinigungs-Gesellschaft hielt? Nein, auch das

---

*) Das Bühnen-Aufführungsrecht dieses Sprechcouplets (nur für eine Dame geeignet) ist durch die Verlagshandlung F. Karafiat in Brünn zu erlangen.

nicht; denn diese Zeit ist schon lange vorüber: Sic transit gloria — Mundy!

Also was soll ich schreiben? Verzeihen Sie, wenn ich daher von den gewöhnlichen Dekamerone-Umgangsformen abgehe, eine mir zusagendere Form wähle und mein Herz coupletmäßig ausschütte.

Ich habe ohnedies nur in Couplets bis jetzt zum Publicum gesprochen und will es auch diesmal wagen.

Es gibt eben verschiedene Naturen auf der Welt — hier folgen einige Muster:

Die Welt steht schon paartausend Jahr',
Das wissen alle Leut',
Und wieviel Menschen sind schon g'storb'n
Und g'bor'n word'n in der Zeit.
Trotzdem sind all die Menschen da
In keiner Hinsicht gleich —
Das war von unserm Herrgott ja
Ein ganz famoser Streich.

Man soll's gar nicht glauben, wie ungleich die Menschen sind; jeder is anders beschaffen! Aner is a Duckmauser — aner a Krakehler — aner wieder a Pessimist oder a Fatalist, dann gibt's noch Kosmopoliten u. s. w. Kurz, es bleibt Einem ordentlich der Verstand steh'n, was für eine Unmasse von verschiedenen menschlichen und noch öfter unmenschlichen Naturen und wie wenig Herz und Gefühl es in der Welt gibt. Da ist z. B. eine arme Witwe mit einem halben Dutzend Kinder und manchmal auch mit a paar mehr. — Es is kein Brod im Haus — der Winter is da — die Kälten is da und macht alle ihre sechs Würmer krank. Die Witwe faßt sich daher ein Herz, um ihre Verwandten aufzusuchen und sie um Hilfe anzuflehen. Sie kommt zum ersten Verwandten, einem Kaufmann, der ganz harte Geldsäcke besitzt, auf denen er aber sehr weich sitzt — und stellt ihm ihr Leid in der rührendsten Weise vor. Der laßt sie aber gar nit ausreden und schnauzt sie folgendermaßen an: „Was geh'n mich Deine Kinder an? Ich hab' genug an den meinigen zu tragen! Mein Haus is kein Armenhaus!" Die Witwe: „Aber Du brauchst mir ja nur einen kleinen Betrag über'n Winter vorzustrecken — ich zahl' Dir's ja gern zurück — wann mir unser Herrgott hilft!" — „Ich borg' nix!" schreit der Mann, „ich bin kein Brunnen! Pump' ein' Anderen an!" — und schlägt ihr die Thür vor der Nasen zu. — Die Witwe drängt mit Mühe ihre Thränen zurück und hofft noch immer Hilfe bei einer Tant', einer ebenfalls ganz gesegneten — nämlich mit Glücksgütern gesegneten Frau. Die hört ihr ganz andächtig zu, schneid't alle möglichen G'sichter, die zu der

G'schicht' passen, dabei tritt sie aber ihrem Mops, dem kleinen „Joli", ein paarmal auf die Haxen, damit er dazu heult, und sagt: „Armes Weib! Jessas! Jessas! So viel Kummer! 's is schrecklich! Ja, mein Gott und Herr, das muß man schon so hinnehmen! Weißt, ich möcht' Dir gern' helfen, aber das Wenige, was mir unser Herrgott g'schenkt hat, muß ich mit meinem „Joli" theilen! — Pst! Bist ruhig, Viecherl!" schreit's dabei den Hund an, der die G'schicht' nicht recht glauben will und winselt. Und nachdem sie noch ein paarmal die Augen zum Himmel verdraht, als wie a Händel, das g'rad' abg'murkst wird, und dazu sagt: „Bet' nur a paar Vaterunser — dann wird Alles gut werden," gibt sie ihr nach langem Herumsuchen ein Sechserl mit ein' Loch, das's ihr in der Steuercassa nit ang'nommen haben — und mit den Worten: „Gott wird mir's ja zahlen!" schickt sie die arme Frau weg. — Wie das arme Weib draußen ist, da kann sie nit mehr an sich halten — und schluchzt, daß sich ein Stein hätt' derbarmen können. Sie denkt an ihre Kleinen z'Haus, wie's ihre mageren Handerln aufheben und um Brod schrei'n werden. Da ermannt sie sich noch einmal — und erinnert sich, daß sie noch einen Verwandten hat, der freilich selbst keine „Ganserln" essen kann — aber doch wenigstens keine Kinder hat und vielleicht etwas wird entbehren können. Sie kommt zu ihm und schildert ihm mit überströmendem Gefühl ihr Leid. Er sagt jedoch gar nix, trocknet sich nur mit der einen Hand die Augen, zieht aus einer Schublade einen Zehnguldenschein heraus und gibt ihn ihr mit den Worten: „Da hast mein letztes Ersparniß, wollte Gott, ich hätt' mehr!"

So ist es von unserem Herrgott bestellt,
Es gibt verschied'ne Natur'n auf der Welt!

Wie ganz verschieden d'Menschen sind,
Kann in der Lieb' man seh'n.
Ein Jeder sagt's in and'rer Art,
Wie's mit sein' Herz thut steh'n. —
Der Eine liebt so ruhig kalt,
Ein And'rer ist voll Flamm' —
Ein Dritter traut sich nix zu red'n,
Ist schüchtern wie ein Lamm.

Fräulein Amélie, die reizende Soubrette einer Residenzbühne, liegt behaglich auf einer schwellenden Ottomane ausgestreckt. Es schlägt zwölf Uhr. Sie empfängt ihre diversen Liebhaber oder, feiner ausgedrückt, ihre — Adorateurs. Baron Tropfstein, ein geborener Sechziger, d. h. er is schon dazu geboren, so alt zu sein, da ihm

schon seit seiner Jugend eine Glatz'n g'wachsen is und sein faltiges G'sicht schon bei seiner Geburt einfältig war — also dieser Baron Tropfstein watschelt langsam herein und läßt sich, indem er das unvermeidliche Monocle in's rechte Aug' einklemmt, folgendermaßen hören: „Ah, bon jour, ma chère, das ist charmant, daß mich meine reizende Kleine erwartet hat! Ich ennuyire mich stets terrible, wenn ich meine theuerste Amélie nicht sehe! Oui, ma chère, Sie sind mir sehr theuer! Kosten mich monatlich eine enorme Summe! Habe Ihnen, ma petite, wieder etwas gebracht. — Wie gefallen Ihnen diese Boutons? Ah, mon ange, charmant, nicht wahr? Vraiment, die Boutons kleiden Sie superbe! Sie gefallen Ihnen? Très-bien, das freut mich außerordentlich! Nur dürfen sie Ihnen nicht m e h r gefallen — als ich selbst! Ich bin sogar auf Boutons eifersüchtig! Ha, ha! Guter Witz, nicht wahr, ma chère?" — Und nachdem er selbst noch a paarmal über seinen Witz g'lacht hat, verläßt er auf ein baldiges „au revoir!" seine Amélie. — Nun stürzt ein leidenschaftlicher Sportsman herein, der Amélie beinahe mehr liebt als seine Pferde. „Reizende Amélie! Nicht länger kann ich meine Leidenschaft zügeln, mein Herz, es bockt schier vor Freude, Dich wieder zu sehen, Du hältst die Trense meines Geschickes in Deiner mich stets dressirenden zarten Hand; o sage, daß mich kein Anderer bei Dir aus dem Sattel gehoben hat; wenn aber ja, dann nenne mir ihn, und es soll mich anspornen, ihm nachzujagen — und Roß und Reiter sieht man niemals wieder!" Und das geht so fort in der Dicken.

Nach dieser leidenschaftlichen Roßnatur tritt nun ein blasser, junger Mann herein — auch ein Reiter. Er reitet aber ein zahmeres Pferd, das erst durch ungeschickte Behandlung wild wird, nämlich den — Pegasus! Weil so ein Pferd gewöhnlich keine Mähne hat, so hat noch gewöhnlicher sein Reiter eine solche Mähne — denn die gehört unmittelbar zum Dichten. Also dieser junge Dichter tritt herein. Wie tritt er aber herein? Nachdem er noch keinen Verleger gefunden hat, so verlegt er sich Alles allein — und schließlich sich selbst auch — und daher tritt er auch ganz verlegen ein. Er hat Verse an sie geschrieben — Verse, so glühend, daß man sich an ihnen eine Cigarre anzünden könnt'; und diese Verse sollen ihr seine + 50 Grad Liebestemperatur verrathen. Wie er also schüchtern und verlegen eingetreten is, lispelt er wie ein Kanari: „Ist es erlaubt, mein Fräulein?" Nachdem ihm die Erlaubniß zu Theil geworden, kommt er zwei Schritte näher, dreht seinen Hut ein paarmal wie ein' Schleifstein in der Hand herum, laßt ihn schließlich auf die Erd'

fallen und tritt in seiner Verlegenheit auf ihn. Dann kommt er wieder zwei Schritte näher und bleibt wieder steh'n — und als ob er ein Feind des schnell daherschreitenden Unheils wär', tritt er wieder zwei Schritt' näher, stolpert jetzt über ein' Sessel und wirft dabei ein paar Gläser, die am Tische steh'n, um. Na, jetzt weiter traut er sich nicht mehr, umsomehr, als er seiner heimlich Angebeteten auf unheimliche fünf Schritte nah' gekommen is. Endlich nimmt er die Erlaubniß, sich niederlassen zu dürfen und bleibt jetzt so ruhig und starr da sitzen, als ob ein Regierungsvertreter im Zimmer gewesen wär'. Amélie will ihn aber mit gewissen anarchistischen Blicken zu einem Gespräch aufmuntern, und schon öffnet er den Mund, wie ein Vierkreuzerstückl so groß, um ein Geständniß hervorzupressen — da begegnet er aber dem forschenden Gluthauge der Soubrette, sein Blick wird unsicher, die Red' is ihm wie verschlag'n, und er fangt daher ganz verwirrt an: „Holder Divan — Pardon — ich — ich wollte sagen holde Diva — hier ist es aber sehr heiß!" —

Ja, so ist es von unserem Herrgott bestellt,
Es gibt verschied'ne Natur'n auf der Welt.

Sehr leicht kann man bemerken auch,
Wie ungleich jeder Art —
Die Menschen nur im Rausche sind,
Ein jeder ganz apart.
Der Eine ist so flott darin,
Ein And'rer is ganz wild —
Ein Dritter, dessen Augen sind
Mit Thränen stets gefüllt.

Also, da gibt z. B. in einem Pariser Hotel der Herzog Gaston mit seinen Freunden Gui und Gontran ein Fest. Der Champagner fließt selbstverständlich in Strömen, macht die Augen lebhafter glänzen, die Pulse schneller schlagen und das Blut rascher in den Adern rollen. In dieser Situation kann man nun auch sehen, wie z. B. die allerliebste Marquise X., welche schon seit Beginn des Festes das belebende Element der Gesellschaft ist, angelehnt an einem Tische, eine etwas laut heitere Conversation führt: „Ah, Herzog, Sie sind ein köstlicher Mensch — das haben Sie prächtig arrangirt! (Lacht.) Ihr Champagner ist außerordentlich! (Lacht.) Auf Ihr Wohl! (Lacht.) Ah, seh'n Sie nur, Baron, welche Wirkung die Champagne auf die alte Marquise ausübt! (Lacht.) Sie schläft! Unter uns, man sagt, ihr Gemahl lasse sie principiell keine Weine trinken. (Kichernd.) Aus Eifersucht! Weil sie dieselben mehr liebt als ihn! (Lacht.) O, ich danke, Vicomte, ich trinke nichts mehr! (Lachend.)

Ich vertrage nicht viel! (Kichernd.) Höchstens ein Glas noch auf Ihre baldige, glückliche Vereinigung mit der Juwelierstochter! (Lacht.) Wie, meine Herren, das wissen Sie nicht? Der Vicomte heiratet eine halbe Million Francs Rente! (Lacht.) Echt bürgerliche Rente! (Lacht.) Werden Sie nicht so roth, Vicomte! (Kichernd.) Die Farbe steht Ihnen zwar besser als der kleinen Baronin — weil sie bei Ihnen natürlicher aussieht! (Kichert, unterbricht sich plötzlich.) Ah, Pardon, da plaudere ich etwas aus, was doch unser Geheimniß bleiben soll! (Lacht laut auf.) Aber Marquis, Sie sind ja zum Mundschenk geboren. Ich trinke ja nicht mehr! (Kichert.) Ihre Frau scheint Sie sehr gut abgerichtet zu haben! Ja, ja, meine Herren (lacht), den Herrn Marquis drückt zwar ein kleiner, aber sehr energischer Pantoffel! (Lacht.) Seh'n Sie nur, welche Liebesblicke Ihre Frau Ihnen zuwirft. (Lacht.) Machen Sie sich nichts daraus! (Kichert.) Dem dicken Comte geht es nicht besser! Was er seiner Frau von den Augen abliest (lachend), muß er schuldig bleiben!" (Lacht, sich rasch unterbrechend.) Und das geht so fort.

Ganz anders sieht eine ähnliche Situation im Bierbeisl aus. Nachdem's dort schon so viel Spunde 'rausg'haut haben, daß a Jedem a Spund im Kopf liegt — und die Biergläser alle vor Wuth zerspringen — weil's leer dasteh'n; da kann man hören, wie Einer z. B. schreit: „Ich lass' mir's nit g'fall'n! Ich soll mich schimpfen lassen? — Ruhig! Kein Wort! Wer hat was g'red't? — Sie, geh'n's weg! Ich hau'! Wer soll stat sein? Ich bin der Staat! Wer's nit glaubt, dem bleib' ich schuldig! — Na ja, 's ist ja wahr! Ich bin ja auch ein Mensch! — Dein Glück is, daß i noch nix getrunken hab'! Pst! 's Maul halten! Wer? Ich? Oho!" ... Und das geht so weiter.

Dann wiederum sieht man einen Anderen ebenfalls ganz wankelmüthig aus dem Weinhaus stolpern — seine Nasen schaut wie a halbreife Zwetschken aus — und zum Ueberfluß hat er noch seinen kleinen Nazl mit, der ebenfalls in der Astronomie schon bewandert is; denn er weiß ganz gut, was das erste Viertel und das letzte Viertel is. — Den Alten hat also der Abschied von seine Freunderln so gerührt, daß er jetzt vor sich hinweint: „O Gott! 's is schrecklich, wann man plötzlich so weg muß! — Ich hab' ihm ja g'sagt, er soll mir's geben — er will nit. Nein, er will nit! — Kann ich etwas dafür, wann das Gas jetzt so schlecht is? O Gott, o Gott! Warum tanzt denn das Pflaster so? Pfui, das is nit schön von Euch Staner, daß Ihr auch ein' Fasching haben müßt! — Muß denn das Wasser auf der Welt sein? Das Wasser! O Gott!

Mir wird's ganz kalt dabei! Desweg'n soll ich ein' Regenschirm tragen? Zu was is das Strafg'setz da? Nazl, mein guter Nazl, bist da?" D'rauf sagt der kleine Nazl, indem er fürchterliche G'sichter schneid't: „Botta, mir is schlecht!"

So ist es von unserem Herrgott bestellt,
Es gibt verschied'ne Natur'n auf der Welt!

Eduard Kornau.

„Fräulein Müller."

Was soll ich Ihnen erzählen über meine Vergangenheit? Dieselbe ist wenig verschieden von jener meiner Colleginnen, welche wie ich den Beruf gleichsam mit sich auf die Welt gebracht. Am 19. Mai des Jahres 1863 geboren, stand schon als kleines Kind mein einziges Sinnen und Trachten nach dem Theater.

Meine lieben Eltern, welche meine Erziehung mit peinlicher Sorgfalt leiteten, konnten mit allen Mitteln und Einflüssen nichts an meinem Wesen in dieser Richtung ändern, und habe ich mit seltener Energie und Beharrlichkeit im Laufe meiner Jugendzeit es verstanden, meinen Willen durchzusetzen, entgegen allen Vorstellungen, welche von allen Seiten auf mich einwirkten.

Das Licht der Welt erblickte ich an genanntem Tage in dem rühmlichst bekannten Vororte Wiens: „Hernals", und mit meinem siebenten Jahre übersiedelte ich mit meinen lieben Eltern nach Graz.

Schon als kleines Mädchen ließ ich keine Gelegenheit vorübergehen, welche mich mit dem Theater auch nur entfernt zusammenbringen konnte, Leute, die nicht dem Theater angehörten, interessirten mich absolut nicht. Mein ganzes Sinnen und Trachten war nur der Oper, und zwar der großen Oper geweiht.

Nachdem ich meinen ersten Unterricht im Gesang und Clavier von einem namenlosen Meister erhalten, übernahm es der bekannte Capellmeister Anger, damals in Graz, jetzt am böhmischen Theater in Prag, mich für die Bühne zu unterrichten.

Wie sehr meine Eltern sich gegen die Wahl meines künftigen Berufes sträubten, mag am besten aus dem Umstande hervorgehen, daß mein Vater mir verbot, mit seinem schlichten Namen Müller auf dem Theaterzettel zu erscheinen, ich fand aber bald einen Ausweg, indem ich mir den Namen der Großeltern meiner lieben

Mutter: Collin aneignete, den ich, wie bekannt, noch heute trage. Nach vielen harten Kämpfen und Mühen gelang es mir im Herbste des Jahres 1881, also in meinem achtzehnten Lebensjahre, ein Engagement als erste Opern- und Operettensängerin am Stadttheater in Teplitz (Böhmen) zu erobern.

Mit seltenem Muth für ein junges Mädchen betrat ich die Bretter, die die Welt bedeuten sollen, und zwar in der Operette „Die schöne Galathee". Ob und wie ich dem Publicum als junge Debutantin in dieser schwierigen Rolle gefallen, mag aus nachstehender Recension hervorgehen, welche zu jener Zeit die „Teplitzer Zeitung" brachte:

„Am vergangenen Samstag trat uns ein zart gemeißeltes Marmorbild, die schöne Galathee vorstellend, entgegen und entwickelte eine wunderbar frische, bestens geschulte, große Stimme, mit schön durchbildeter Coloratur, welche obige Thräne versiegen machte. Fräulein Ronda wird uns darob nicht zürnen, wir haben ihre guten Leistungen stets zu schätzen gewußt und bewahren ihr ein freundliches dankbares Andenken, aber Fräulein Ronda ist jedenfalls auf der Höhe ihres Könnens angelangt, wir wünschen ihr vom Herzen Glück auf ihrem weiteren Lebenswege und freuen uns, Besseres zu hören, denn vor uns haben wir in ihrer Nachfolgerin Fräulein Collin (Müller) ein glänzendes, neu aufstrebendes Talent, eine Anfängerin ersten Ranges, wenn man sich so ausdrücken darf, nach deren erstem Auftreten man sich unwillkürlich fragen mußte: „Wenn das eine Anfängerin ist, wie wird diese junge Dame später als vollendete, ausgebildete Sängerin die Zuhörer enthusiasmiren, die ihr neulich schon die wärmste Anerkennung durch öfteren Applaus und Hervorruf zu Theil werden ließen?" Der Theaterleitung gratuliren wir zu dieser vortrefflichen Acquisition, die jugendliche Wienerin wird der Operette einen neuen Reiz verleihen."

Nach zwei Jahren ging ich unter besseren Contractbedingungen an das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater nach Berlin, unter der Direction Fritsche. Hier wirkte ich ein Jahr, worauf ich gerne und freudig dem Rufe in meine Vaterstadt zum Theater an der Wien als erste Operettensängerin folgte, trotzdem mein Contract mich eigentlich noch durch drei Jahre an Berlin gebunden hätte. Ein ziemlich grober Fehler im Contracte gab mir meine so heiß ersehnte Freiheit, und so trat ich in Wien zuerst in der Rolle der Amina in „Eine Nacht in Venedig" auf und hatte das Glück, zu gefallen.

Seit dieser Zeit habe ich folgende Rollen creirt: Die Minna im „Feldprediger", die Ritta in „Pfingsten in Florenz", Gorge in

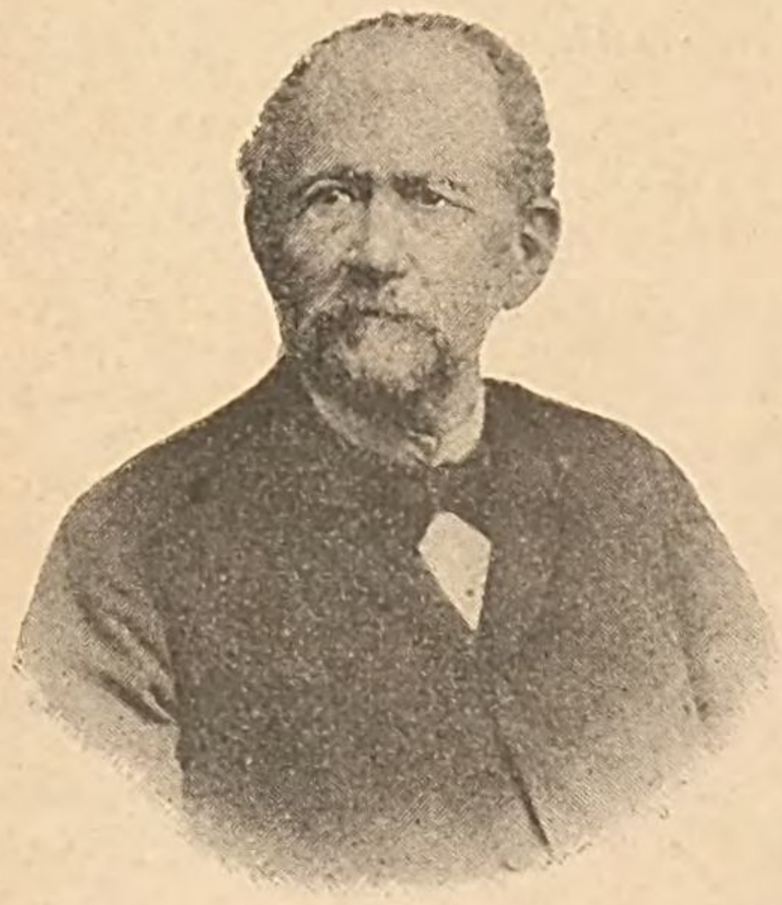
„Zwillinge", Rositta in „Gillette", Saffi im „Zigeunerbaron", Poldi im „Botschafter", Gilda im „Viceadmiral", Felisa im „Hofnarr", Christl in „Lieber Augustin", Sali in „Wienerstadt in Wort und Bild", Dagmar in „Der Doppelgänger", Kätchen in „Die sieben Schwaben", Tilly in „Simplicius", Yum-Yum im „Mikado", Blanche im „Liebeshof", Lisa im „Schlosserkönig", Sinda in „Indische Witwe", Flora in „Piraten", Pepi in „Lumpaci" und Pythia im „Orakel". Ich bin nun schon im sechsten Jahre am Theater an der Wien thätig, und während dieser Zeit gastirte ich in Preßburg, Graz, Prag, Pest, Hamburg, Frankfurt am Main, Homburg, Berlin, Triest, Brünn, Abbazia, und freue mich noch heute, zu meinen lieben Landsleuten gekommen zu sein, die mich stets mit Liebenswürdigkeit überschütteten und mit seltener Nachsicht beurtheilt haben. Möge mir auch ferner ihre Gunst gewahrt bleiben!

Ottilie Collin.

Wie man ein Autograph erobert

und

wie ein Genie grob sein kann.



Die Autographomanie ist eine geistige epidemische Krankheit. Man könnte Denjenigen, der auf Selbstschriften berühmter Persönlichkeiten jagt, einen Autographophag nennen, welches Wort wir dem griechischen Sarkophag, was Fleischfresser bedeutet, nachbilden. Dem analog hieße denn ein Autographensammler in's Deutsche übersetzt: Selbstschriftenfresser.

Niemand hat poetisch schöner und ironischer die Autographensammler persiflirt als Nikolaus Lenau. Wir empfehlen ihnen, die Verse zu lesen; wiewohl wir zweifeln, daß sie von ihrer geistreich scheinenden nichtsthuenden Beschäftigung geheilt werden würden.

Es war im Jahre 1841, daß eine von der Autographen-Influenza befallene Wienerin, Frau Henriette von W., nach Paris kam. Sie war, wie Kinder, um Schmetterlinge zu erhaschen, mit einem Netze ausgerüstet, um möglichst viele, sehr viele Berühmtheiten einzufangen und ihnen ihr Revolveralbum an die — Feder zu setzen.

In Paris angelangt und eine Zeitung in die Hand nehmend, fiel ihr Auge auf eine sie schwer treffende Notiz. Die berühmte Tragödin Rachel bat in derselben, sie mit Wünschen um ein Autograph zu verschonen, weil sie, um allen nachzukommen, ihrer Kunst entsagen müßte. Unsere tapfere Autographenjägerin gab aber ihr Wild nicht auf, und der Schreiber dieser Zeilen mußte, ohne es zu ahnen, ihr als Treiber dienen. Um den Vorgang zu erklären, muß das Folgende vorangestellt werden.

Es war im Jahre 1840, daß der Pater Thomas in Damaskus spurlos verschwunden war. Der dumme Pöbel — auch in Damaskus soll es einen solchen geben — wurde aufgehetzt gegen die Juden mit der Beschuldigung, den geistlichen Herrn erschlagen zu haben, um ihr trockenes Osterbrod durch Eintunken in geweihtes Blut schmackhafter zu machen. Das Leben der orientalischen Juden war grausam bedroht. Ein Schrei des Entsetzens ging durch Europa. Da machte sich der berühmte Sir Moses Montefiore und der nachmalige französische Justizminister, der Advocat Adolf Cremieux, auf den Weg nach Egypten, um den Schutz Mehemet Ali's, der zur Zeit Syrien und Palästina inne hatte, anzuflehen, den er ihnen auch gewährte. Später ergab sich, daß Pater Thomas in einem Kloster am Fuße des Libanon sich aufhielt.

Cremieux betrat auf seiner Rückkehr Wien, um die daselbst verheiratete Schwester seiner Gattin, Frau Eugenie B., zu besuchen. Sein Erscheinen in Wien erregte Aufsehen, zumal ihn der Fürst Metternich zu sich einlud, die glaubensgenössische Gemeinde ihn mit Ovationen feierte. Frau Eugenie B., als anerkannt genialste Schülerin des berühmten Clavierviruosen Joh. Nep. Hummel, veranstaltete, um ihren glorreichen Verwandten zu ehren, in ihrem Hause einen musikalischen Abend, zu dem eine glänzende Gesellschaft geladen war.

Nach dem Concerte wurde auch mir die Ehre zu Theil, dem Gefeierten vorgestellt zu werden als „angehender" Poet. Die näheren Freunde des Hauses blieben noch lange beisammen. Natürlich bot die Missionsreise Cremieux' den Mittelpunkt des Gespräches. Er selbst, ein berühmter Rechtsanwalt und Vertheidiger, fesselte durch den Glanz seiner schwunghaften Redeweise, mit der er einzelne Erlebnisse seiner Reise schilderte. Ich wagte, als er die Todesgefahr der Glaubensgenossen beschrieb, die Bemerkung, wie es noth thäte, daß wieder die Gestalt der Patriarchenmutter Rachel aus ihrem Grabe bei Bethlehem erstünde, um ihre Kinder im Exile zu schützen.

„Wie das?" fragte Cremieux.

Ich erzählte eine der schönsten Legenden des Morgenlandes: Als Josef, von seinen Brüdern als Sklave verkauft, durch die Wüste mit der Karawane zog und tief bekümmert weinte, da wehte es ihn plötzlich wie duftender Oasenhauch tröstend an. Es war der Athem seiner unsichtbar heranschwebenden Mutter. Der Geist der Mutter war es, der ihn vor der Verführung der schönen Potiphar im Pharaonenlande schützte, der ihn, als er im Gefängnisse dafür schmachtete, Träume deuten lehrte, ihn dadurch befreite und ihm zu hoher Macht verhalf. Als er, nach langem, beglücktem Leben im Sterben

lag und Alle um ihn weinten, da säuselte es wie Taubenflügel über ihren Häuptern, und sie hörten auf, zu klagen. Als die Juden ihres Reiches verlustig wurden und in die Verbannung zogen, die Harfen an die Weiden Babylons hingen, da hörte man, wie der Prophet Jeremias erzählt, eine klägliche Stimme und bitteres Weinen aus der Höhe. Rachel weint über ihre Kinder und will sich nicht trösten lassen, denn es ist aus mit ihnen. Niemals erscheint sie sichtbar dem Auge, immer nur als „Tochter der Luft", als Stimme wird sie ihren Kindern vernehmbar, mitklagend, tröstend, eine biblische Ahnfrau.

„Ein Poet sollte die tiefsinnige Legende nachdichten," schloß ich meine Erzählung.

„Nun," rief eine junge, lebhafte Dame, „der Poet ist gefunden. Setzen Sie dem Pegasus Sporen in die Flanken."

Und Cremieux sagte: „Wenn das Gedicht unter dem Anhauche der Tochter der Luft vollendet ist, widmen Sie es, schon der Namensverwandtschaft wegen, meiner Freundin, unserer großen Tragödin Rachel."

Ich weiß nicht mehr, was ich erwiderte, ich glaube nichts, nur daß ich verschämt erröthete. Das Gespräch nahm bald eine andere allgemeine Wendung, nur im Gedächtnisse der ebenfalls anwesenden bereits genannten Dame Henriette von W. blieb es haften. — — —

Ein Jahr darauf besuchte sie Paris. Sie nahm, kaum im Hotel etablirt, ein Journal zur Hand, und ihr erster Blick fiel auf eine Notiz, in welcher Rachel Felix bat, sie mit Wünschen um ein Autograph zu verschonen. Man möge es ihr nicht als Eitelkeit anrechnen, wenn sie sage, daß deren so viele an sie herankommen, daß sie ihre Stellung beim Théâtre français aufgeben müßte, um sie zu erfüllen. Es war das unserer Autographophagin bitter zu lesen. Als sie einige Tage darauf die Freude hatte, im Salon der Frau Cremieux auch der Tragödin zu begegnen, überhäufte sie die Künstlerin mit Complimenten, wie glücklich sie sei, sie kennen zu lernen, die sie bewundere und mit ihr ganz Deutschland. Frau Henriette von W. wußte, was sie that. Fast verlegen über den sich ergießenden Begeisterungskatarakt, erwiderte die Rachel, wie sie das wohl kaum freuen könne, indem man in Deutschland sie nie gesehen habe. „Und doch ist dem so!" äußerte Frau Henriette von W. „Wir wissen von Ihren Triumphen, wir lasen von Ihrer Kunst. Ich kann Ihnen ein classisches Zeugniß dessen berichten: Einer unserer berühmtesten ersten Poeten bereitet den Druck eines Gedichtes vor, das Ihren Namen führt und das er Ihnen widmen wird." Fräulein Rachel lächelte geschmeichelt. Sie ahnte nicht, was es galt, und sagte, wie

entzückt sie sei über eine solche aus der ihr fremden Ferne kommende Auszeichnung. Unsere schlaue Wienerin erwiderte rasch:

„Wie das den deutschen Dichter beglücken und stolz machen wird! Doch muß ich Sie mit einem für Oesterreich bestehenden Censurgesetz bekannt machen, daß man weder ein Buch, noch ein Musikstück Jemandem widmen dürfe, der hiezu nicht ausdrücklich seine Einwilligung gibt." — „Wie soll ich?" fragte Fräulein Rachel. — „Es bedarf nur einer Zeile Ihrer Hand, daß Sie die Widmung annehmen." Am folgenden Tage erhielt Frau Henriette von W. einen liebenswürdigen, in für den Poeten schmeichelhaftesten Worten abgefaßten Brief. Sie hatte ihr heißersehntes Autogramm.

Nach Wien zurückgekehrt, zeigte sie mir triumphirend den Brief, über den ich nicht wenig betroffen war; ich war gewidmet, gewissermaßen geopfert worden. An die vor mehr als einem Jahre erzählte Rachel-Legende hatte ich nicht weiter gedacht. Es war wie eine Gesprächswelle, die auftaucht und in einer gesellschaftlichen Conversation ebenso rasch wieder versinkt. Das unbarmherzige Gedächtniß der Frau Henriette von W. hielt sie fest, und mir half es nicht, zu erklären, ich wisse nichts mehr, es sei mir entschwunden — sie antwortete resolut: „Sie werden mich doch nicht compromittiren!" Auch meine Aeußerung, daß ich, mit anderen, überdies prosaischen Arbeiten beschäftigt, nicht in der Stimmung sei, wies sie Goetheisch zurück: „Seid Ihr Poeten, commandirt die Poesie!" — —

Und ich commandirte, nicht ohne daß sich anfangs die Phantasie meuterisch erwies. Ich machte rasch die nöthigen Vorstudien, lebte mich in den jedenfalls eminent poetischen Stoff ein und schrieb dann wie im Fluge wirklich begeistert das biblische Gedicht „Rachel" in fünf kleinen Gesängen.

Nach zehn Tagen lag es mir druckfertig vor, und nach noch einem Tage das Widmungsgedicht. Dieses lautet:

An Rachel Felix,

der ersten Schauspielerin Frankreichs.

Wie einst der Patriarch am Brunnen
Zum ersten Male Rachel fand,
Und mit den schwarzen Augensonnen
Die schöne Jungfrau vor ihm stand,

Ergriff es ihn mit solchen Schmerzen,
Er küßte sie und weinte laut,
Und grüßte sie im tiefsten Herzen,
Voll Ahnung, als geliebte Braut.

So trat der Genius entgegen
Dir, Rachel, mit dem leisen Gruß,
Und nannte sein Dich, Dir zum Segen,
Und weihte Dich mit einem Kuß.

Was Dichter tragisch tief entwarfen,
Begeistert singt es nach Dein Ton,
Tief klingt es, wie die hundert Harfen
An Weiden einst vor Babylon.

Verschwanden Deines Stamms Propheten,
Ein Abglanz blieb von ihrer Gunst:
Viel Priester sind hervorgetreten
Zum heil'gen Tempeldienst der Kunst.

Du selbst stehst opfernd am Altare
Mit hellem Geist und keuschem Sinn —
Ich grüße Dich, Du Wunderbare,
Dich, kunstentflammte Priesterin!

Kostbar gebunden, mit der Abbildung des noch heute bekannten, mit einer Kuppel überwölbten Grabes der biblischen Rachel bei Bethlehem auf dem Titelblatte geschmückt, sandte ich das Buch an Fräulein Rachel Felix nach Paris. Es wurde in mehreren großen Journalen besprochen, was, wenn nicht von der Künstlerin selbst, doch von ihren Freunden angeregt sein mochte. Wie wäre sonst einem deutschen, in Frankreich völlig unbekannten Dichter solche Ehre widerfahren! Auch das Witzblatt „Ver-ver", das zu jener Zeit in den Theatern während des Zwischenactes verkauft wurde, bemächtigte sich des Stoffes, indem es, das Widmungsgedicht parodirend, Fräulein Rachel in Gebetform besang. Jede Strophe der Litanei schloß mit dem Verse:

„Sainte Rachel prier pour nous!"

Fräulein Rachel Felix war als geborene Schweizerin und später im Elsaß Ansässige wenigstens der etwas corrupt deutschen Dialekte beider Länder mächtig. Hat sie das Gedicht gelesen? Empfangen hat sie es sicher, und — höflich, wie schon Schauspielerinnen sind, wenn es Recensenten und Journalreportern gegenüber gilt — habe ich nicht die einfachste und geschäftsmäßigste Empfangsbestätigung von ihr erhalten.

Das kleine Epos fand indessen in Deutschland eine mich überraschend freundliche Aufnahme; es erlebte sieben Auflagen und wurde viermal fremdsprachlich übersetzt.

Fräulein Rachel Felix kam auf ihren Weltruhmfahrten auch nach Wien. Sie fuhr bei allen Redactionen vor, um ihre Karte ab-

zugeben. Die von mir herausgegebenen, der Kunstkritik gewidmeten „Sonntagsblätter“ hatte Fürst Windischgrätz, als er Wien im Jahre 1848 einnahm, als ein rebellisches Organ unterdrückt, und ich hatte keine Stimme mehr. Wozu hätte Fräulein Rachel Felix auch bei mir vorfahren sollen?

Noch schwelge ich in der Erinnerung an ihre plastische Gestalt, an ihre hinreißende, glockentönige Beredsamkeit, an ihr fascinirendes Mienenspiel, an ihre zaubervollen dunklen Augen. Bis nun als Tragödin unerreicht, war sie keine Künstlerin, vielmehr die Kunst selbst, und machte es glauben, was Viele bezweifeln, daß die Schauspielerei wirklich eine Kunst sei. Sie war ein Genie — aber höflich war sie nicht.

Sainte Rachel prier pour nous! daß wir die Sünde begangen haben, Dir bewundernd zu nahen und Dir ein Gedicht zu widmen.

Ludwig August Frankl.

Der neue Münchhausen.

Es war in Philadelphia. Die Gallmeyer, welche der Star unserer Gesellschaft war, wurde von unserem Director strafweise dorthin zum Gastspiel beordert, da sie, wie das bei ihr öfter der Fall gewesen sein soll, mit ihrem Impresario auf dem Kriegsfuße lebte. Mir war dieses Strafgastspiel aber äußerst angenehm. Für's Erste lernte ich eine Stadt kennen, die ich sonst nicht zu sehen bekommen hätte, da sie in unsere Gastspiel-Route nicht einbezogen war, und zweitens habe ich in Philadelphia einen der heitersten Abende erlebt und eine Bekanntschaft gemacht, die mir nie aus dem Gedächtnisse schwinden wird.

Ein Freund führte mich eines Abends in das Vereinslocal des Philadelphier deutschen Männergesangvereines „Liederkranz", dessen Chormeister der berühmte Bassist Carl Formes war. Formes, dessen geniale Lügen ihm den Namen eines neuen Münchhausen eingebracht hatten, war damals (1882) 74 Jahre alt und seit einigen Wochen zum dritten Male verheiratet, und zwar hatte er sich ein achtzehnjähriges Mädchen zur Gesponsin erkoren. Die Gesammtübung des Vereines war vorüber und da saß er denn an der Mitte eines langen Tisches, blitzenden Auges, ein Bild strotzender Gesundheit, das geröthete Gesicht von weißen Locken umrahmt, und gab gerade eine seiner unglaublichen Jagdgeschichten zum Besten.

Ich hatte schon vorher viele seiner Geschichten erzählen gehört, wie zum Beispiel seine Brillenschlangenjagden, bei denen er den kurzsichtigen Reptilien die Brillen von der Nase schoß und sie dadurch wehrlos machte, aber was ich an diesem Abend zu hören bekam, sollte Alles übertreffen, was ich je an Lügen vernommen oder gelesen.

Nach kurzer Unterbrechung — hervorgerufen durch unseren Eintritt — und herzlicher Begrüßung wurde Formes aufgefordert, von seiner Reise durch Afrika weiter zu erzählen. Er ließ sich nicht lange bitten und fuhr fort:

„Und dort am Albert-Nyanza war es auch, wo ich diese merkwürdige Affen-Species — die „Tschau-Affen" — zum einzigen Male sah!"

„Ha, ha, ha! Die Tschau-Affen!" lachten Alle aus vollem Halse, „was sind denn das für Thiere?"

„So wie Ihr, habe ich auch gelacht," fuhr Formes fort, „als ich zum ersten Male diese Affen in der Situation sah, welche mich veranlaßte, ihnen diesen Namen zu geben, denn es war zu komisch! Aber hört nur weiter. Ich war auf der Tigerjagd und lag schon über eine Stunde auf dem Anstand, als ich plötzlich Zweige krachen hörte — „Halt, da kommt so ein Biest," dachte ich, auf einmal kriecht bei meinem Fuße ein Affe vorbei, der ein langes Seil nachschleppt.

So glaubte ich anfangs, überzeugte mich aber bald, daß der Kerl einen 20 bis 25 Fuß langen Schweif hatte. Aengstlich sah sich das arme Thier um, da er den Tiger durch das Dickicht brechen hörte. Da bemerkte er eine Palme vor sich, deren unterste Zweige mindestens 20 Fuß vom Boden entfernt waren. Mein guter Affe streckte seinen Schweif in die Luft, ringelte ihn um einen der Zweige und zog sich gemächlich an seinem Schweif empor. Es war die höchste Zeit, denn im selben Augenblicke war der Tiger mit einem Sprunge beim Baume angelangt und starrte wüthend auf sein durchgegangenes Frühstück. Der Affe aber saß grinsend oben, winkte dem Tiger mit einer Hand und sagte ganz vernehmlich: Tschau! Tschau! Tschau!"

Alle Zuhörer lachten laut auf — denn das war starker Tabak.

„Ja," fuhr Formes fort, „so habe ich auch gelacht, denn der Hohn des Affen war zu komisch!"

„Aber," fragte Einer von der Tafelrunde, „warum hat denn der Affe nicht auf gewöhnlichem Wege, durch Klettern sich in Sicherheit gebracht?"

Formes war nicht so leicht in Verlegenheit zu bringen.

„Die Natur hat Alles weise eingetheilt. Die Tschau-Affen haben darum den enormen Schweif, weil ihnen die Fähigkeit des Kletterns versagt war, sie haben nämlich verwachsene Hände, wie unsere Dachshunde Beine besitzen!"

Es kam immer schöner, aber noch schlummerte die größte

Lüge, die je erdacht worden, in seinem erfinderischen Hirn und mußte erst durch Widerspruch geweckt werden.

„Aber," warf ich ein, „hat sich denn der Tiger nicht gegen Euch gewendet?"

„Ha, ha!" lachte Formes. „Ihr wäret mir ein schöner Afrikareisender! Wenn ich so lange gewartet hätte, als Ihr jetzt gebraucht habt, bis Euch diese Frage einfiel — ich wäre schon längst aufgefressen worden. Ich sah sofort, als sich mein Tschau-Affe emporringelte, daß Gefahr im Verzuge war, legte meine Doppelflinte an und feuerte beide Ladungen auf die Bestie ab! Was mir noch nie passirt war, geschah — ich hatte den Tiger schlecht getroffen, vermuthlich, weil ich mich noch vor Lachen schüttelte! Beide Schüsse waren dem Thier in den Bauch gedrungen. Es streckte ihn zwar nieder — aber ich wußte, daß er sich bald erholen und mich dann mit doppelter Wuth angreifen würde. Zum Unglück hatte ich keine Kugeln mehr, ich mußte also Reißaus nehmen. Kaum war ich einige hundert Schritte weit gerannt, befand ich mich auf einmal vor einem reißenden, aber nicht sehr breiten Fluß. Ihn zu durchschwimmen, war unmöglich, umsomehr, als seine beiden Ufer ungefähr 50 Fuß steil zum Flusse abfielen. Ich wäre verloren gewesen, hätte ich nicht zufällig etwas bei mir gehabt, das ich später nie unterließ mitzunehmen und ohne das kein Afrikareisender wagen sollte, sich in den schwarzen Welttheil zu begeben. Und was glaubt Ihr, war das?"

„Nun?" fragte Alles neugierig.

„Zwei ganz einfache Nägel mit Haken, wie man sie benöthigt, um größere Bilder an die Wand zu befestigen!"

Was wird da wieder herauskommen? dachte ich bei mir.

„Ich sah plötzlich," spann Münchhausen weiter, „wie eine ungeheuere Schlange in der Weise über den Fluß setzen wollte, daß sie, mit dem Schweif noch um einen Baum geschlungen, ihren schlanken Leib horizontal über den Fluß ausstreckte, bis es ihr gelang, sich mit den Zähnen an einer Sykomore am gegenüberliegenden Ufer festzuhalten. Im nächsten Momente hätte sie dann ihren Leib nachgezogen, wenn ich nicht schnell wie der Blitz meine beiden Nägel auf meine kugellosen Patronen gesteckt, geladen und den Riesenwurm mit zwei wohlgezielten Schüssen auf Kopf und Schweif an die beiden Bäume genagelt hätte! Es war die höchste Zeit; schon hörte ich meinen Tiger schnaubend anrücken. Ich nahm mein Gewehr zwischen die Zähne und voltigirte über meine Schlangenbrücke an's andere Ufer."

„Ja," warf Einer ein, „sind Sie denn ein so geschickter Seiltänzer?"

„Wieder ein Beweis, daß Ihr Alle Euch in wirklicher Gefahr nicht zu helfen wüßtet! Ich ging ja nicht über die Schlange, sondern hängte mich mit den Händen an das Reptil und rutschte, da das andere Ufer tiefer lag, gemächlich hinüber. Aber es war eine verteufelte Arbeit; das Thier war so schlüpfrig und so dick und war bis jetzt gewohnt, Passagiere nur von innen, aber nicht von außen zu transportiren. Als ich drüben glücklich angelangt war, konnte ich mich nicht enthalten, dem Tiger gleichfalls mein höhnisches „T s ch a u“ zuzurufen. Da stand er — das eine Auge drückte Stolz aus, daß er seinen Feind vertrieben, das andere zeigte ungeheuchelten Schmerz über sein zweites durchgegangenes Frühstück! Seitdem reiste ich niemals ohne Nägel in meiner Patronentasche, denn ihnen allein dankte ich die so trefflich gelungene Schlangenbrücke. Sie wurde später noch tausende Male benützt, und als ich fünf Jahre nachher wieder an die Stelle kam, sah ich, daß sie von den Eingeborenen noch in derselben Weise gebraucht wurde, wie von mir!“

„Aber zum Teufel,“ warf ein Zweiter ein, „in fünf Jahren muß das Reptil ja schon ganz verwest sein!?“

„Unter gewöhnlichen Umständen ja — aber ich hatte nicht versäumt, meine Schlange von innen und außen tüchtig mit meinem conservirenden Patent-Antiphtit-Plumbiline auszuwaschen!“

So ging es fort. Ich vernahm noch mehrere ähnliche Münchhausiaden an diesem Abend und ergötzte mich an seinem erfinderischen Geiste. Dabei hatte Formes die Eigenthümlichkeit, daß er Lachen willig hinnahm, auch wohl selbst mitlachte, aber in größten Zorn gerieth, wenn Einer ernsthaft Zweifel in seine Erlebnisse setzte. Als später Jemand aus der Gesellschaft sich einen Käse geben ließ, der sehr alt war, und man davon sprach, wie viele Lebewesen wohl in dieser Speise enthalten sein mochten, hub Formes an:

„Das erinnert mich an meinen treuen Cari!“

„Cari, das war wohl ein Hund?“

„Nein, das war ein zahmer, abgerichteter Gorgonzola!“

Man kann sich das Gelächter vorstellen.

„Ach, erzählen Sie doch, das muß interessant sein!“ tönte es von allen Seiten.

„Wie ich vor fünfundzwanzig Jahren in Regensburg an der schönen blauen Donau engagirt war, sitze ich eines Tages im „Bratwürstl“, meiner Stammkneipe, bestelle mir zum Bier einen Gorgonzola und vertiefe mich in meine Zeitung. Nachdem ich meinen Artikel zu Ende gelesen, will ich mich über meinen Käse machen, da seh' ich zu meinem Erstaunen, daß mein guter Gorgonzola vom Teller weg

langsam über das Tischtuch spazierte! Halt, denke ich mir, den Käse nimmst Du mit nach Hause, der ist interessant! Zu Hause angelangt, gab ich ihn in einen leeren Vogelbauer, und nach kurzer Zeit hatte ich es dahin gebracht, daß er, wenn ich mich dem Käfig näherte, mir immer entgegenkroch. Später richtete ich ihn so ab, daß er mir im Zimmer auf Schritt und Tritt folgte. Ich gab ihm, da er doch aus vielen Thieren bestand, den Namen „Cari", das ist der Plural von „Caro" — so hieß mein Pudel — und bald hörte er auf den Namen. Er lernte auch bald aufwarten, spielte faules Mädel, kurz, es war der gelehrigste Käse, den ich in meinem Leben angetroffen. Nur singen wollte er nicht lernen, trotzdem ich später sogar eine Vogelorgel kaufte. Ach, es war ein anhängliches Thier! Mein Pudel hingegen war ein Unicum; denn er war strohdumm und hat nie etwas lernen wollen. Eines Tages — ich hatte verschlafen und beeilte mich beim Fortgehen — vergaß ich, meinen Gorgonzola in seinen Käfig einzusperren. Wie ich nach einigen Stunden wieder nach Hause komme — wer beschreibt meine Verwunderung — sitzt mein Pudel inmitten des Zimmers und wartet auf, gibt die Pfote, mit einem Worte, ist wie umgewandelt. Da sehe ich den Käfig leer — und mein Gorgonzola war verschwunden. Mein Pudel hatte ihn aufgefressen, und die Fähigkeiten des Käses waren von diesem Tage an auf meinen dummen „Caro" übertragen!"

Nachdem sich das Gelächter gelegt, sagte ich:

„Ihr habt wohl in Regensburg gewiß auch oft Eure Erlebnisse angesichts der Donau erzählt?"

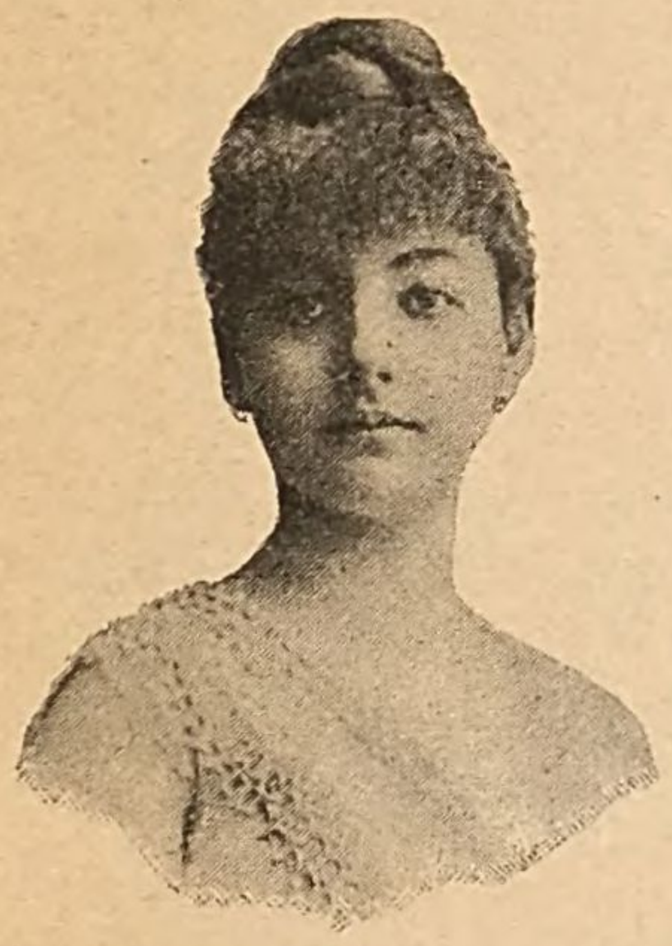
„Warum?" fragte Formes.

„Weil ich mir nur dadurch erklären kann, warum der graue Fluß den schönen Namen „die b l a u e Donau" bekam!"

„Grünschnabel!" kam es in tiefstem Baß aus Formes' Mund.

Carl Lindau.

Ein „Wunderkind“.



Also ich soll auch trotz meiner Jugend und trotzdem ich eben daran bin, keine Wiener Künstlerin mehr zu sein, in die heiligen Hallen des Dekamerone eintreten! Um mich her nicken die altersgrauen Künstlerhäupter — natürlich meine ich nur jene der Herren — und die liebenswürdigsten Gesichter meiner Colleginnen in Apoll und allen neun Musen — nun denn, es sei!

Ja, aber was soll ich erzählen? Meinen Lebenslauf! Der müßte gerade dort aufhören, wo er bei Anderen erst anfängt, und darum ist es auch kaum der Anfang einer Lebensgeschichte. Ich bin so jung, daß alle Recensenten, selbst die liebenswürdigsten, noch ruhig mein Alter nennen können, ja es wird mir nur mit Recht vorgeworfen, daß ich eigentlich noch zu jung bin! Nun, der Fehler macht mir vorläufig keine grauen Haare, ich bin eben im Begriffe, es Allen recht zu machen und werde mit einer erstaunlichen Gewissenhaftigkeit täglich älter. Uebrigens tröstet mich der Gedanke, daß man zur Sängerin auch geboren sein kann, und endlich — dies ist mein letztes Wort in der Angelegenheit — ist Jugend durchaus keine Schande!

Ich erinnere mich, daß ich eigentlich über mich schreiben soll, ja aber um des Himmelswillen, was?

Erinnerungen!

Bei mir ist Alles noch so „neulich“, eben erst geschehen, daß ich mich nur unschwer an Alles erinnere. Uebrigens es muß sein, also los, ich werde Ihnen erzählen, was mir aus meiner Jugendzeit (ich meine die unter 14 Jahren) Alles einfällt, doch haben Sie sich alle Folgen selbst zuzuschreiben!

Sieben Jahre zählte ich, da war der Ruf meiner Begabung schon über die Mauern meiner Vaterstadt hinausgedrungen. Ich

kannte schon alle Opern, die von Zeit zu Zeit bei uns gegeben wurden, und hatte auch durch glückliches Erfassen aller Melodien mir schon ein Repertoire für's Haus zusammengesungen. Wo ich ging und stand, überall wurde gesungen, und bald hieß die kleine blonde Irene nur die „Opernsängerin".

Für mich war es jedesmal ein Festtag, wenn ich in's Theater mitgenommen wurde, und den ganzen Tag vorher konnte ich an nichts Anderes mehr denken. In athemloser Spannung saß ich dort in einem Fauteuil, das Haupt auf die Hände gestützt, die Augen gierig auf die Bühne gerichtet und nur für das empfänglich, was dort vorging. Die geringste Störung empörte mich, und ich habe manchen Großen arg bedroht, wenn er es wagte, in meiner Nähe die heilige Ruhe zu stören. Einmal waren wir, meine liebe Mama und ich, be Dinorah. Der „Schattenwalzer" hatte sich tief in mir eingeprägt, und wie auf Wolken schwebte ich nach Hause. Ich schwelgte in der Melodie, und zu Hause, alles Andere hatte sich schon zur Ruhe begeben, stellte ich mich in die Ecke des Zimmers und tanzte im Dämmerscheine einer Nachtlampe nach den Klängen des „Schattenwalzers" um unseren mächtigen alten — Ofen. Die Helle meines Gesanges weckte meine Lieben auf, und nicht wenig erschrocken, sahen sie mich in tiefster Nacht den Elfenreigen tanzen . . .

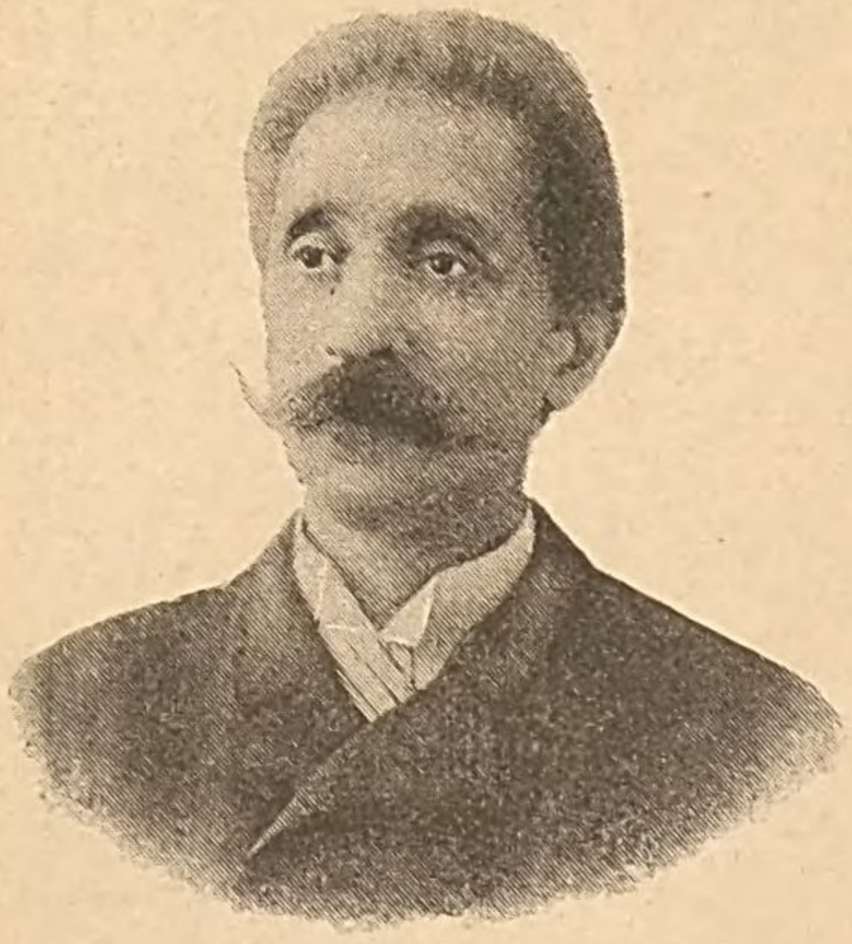
Ich hatte kaum in einigen Bekanntenkreisen gesungen, da trat an mich die Aufforderung heran, in einem großen öffentlichen Concerte zu singen. Mama wollte nicht, doch ich warf meine Entscheidung in's Gespräch: „Ich singe!" Und gut, ich war mit sieben Jahren — Concertsängerin. Ich bewahre heute noch ein Bildchen auf, auf welchem ich im kurzen, rosafarbenen Kinderkleidchen, die Haare offen auf den Rücken — nein, so weit reichten sie noch gar nicht — hängend, mit einem großen Bouquet kerzengerade dastand. Das Bildchen ist mir theuer, und jedesmal steigen jene Triumphe vor meinem inneren Auge wieder auf, wenn man über das Bild und über die kleine „Irene" spricht.

Durch jenes Concert hatte sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich gelenkt, und nicht lange darauf war es gelungen, vom Lande Galizien, das damals schon anfing, den Ruhm der Kleinen zu würdigen, ein reiches Stipendium zu erlangen, um zu Studienzwecken nach Italien zu gehen. Ich lebte nun, ein junges Kind und kaum noch Künstlerin, in jenem Wunderlande, lernte mit jenem hellen Feuereifer, den nur die hoffnungsfrohe Jugend kennt, und kehrte dann in mein Vaterland, nach Oesterreich zurück. Hier hatte ich das Glück, in einem Concerte in Carlsbad von dem Intendanten der Wiener

Hoftheater, Sr. Excellenz Freiherrn von Bezecny, gehört zu werden und von ihm die Versicherung zu erhalten, daß mir die beste Förderung meines Strebens gewiß sei. Wer war glücklicher als ich? Ich sah mich schon in einigen Jahren als Sängerin an der Wiener k. k. Hofoper, zu der ich jederzeit als dem höchsten Ideal hingesehen hatte, und war — mein Geschick meinte es gar zu gut mit mir — noch viel früher dort, als ich es dachte. So plötzlich war ich wohlbestallte k. k. Hofopernsängerin in Wien, daß ich selbst mehr davon überrascht war, als Publicum und Presse, die sich bald gewöhnten, mich als das „Kind" der Hofoper zu betrachten. Als solches hatte mich Alles natürlich recht lieb, und so konnte ich mit meinem Geschicke herzlich zufrieden sein. Nur Eines kränkte mich, daß man mich meiner Jugend halber so sehr mit neuen Rollen verschonte; ich hatte Dutzende Rollen studirt und bekam nur wenige zu singen. Ich sang zwei Jahre lang mit stets wachsendem Erfolge, und doch hielt es mich nicht länger. Mein Contract war abgelaufen, hinaus in die Welt! Ich schnürte mein Bündel und wanderte hinaus in die Welt, die mein Herz höher schlagen machte, hinaus in die Ferne, wo das „Wunderkind" endlich einmal als fertige Künstlerin hinaustreten kann, um bald, recht bald in sein Vaterland als solche zurückzukehren!

Irene Abendroth.

Meine Orient-Expedition.



Sie wollen von mir ein bemerkenswerthes Moment aus meinem Leben erfahren? Es kömte mir nicht schwer fallen, etwas zu erfinden, eine Geschichte, wie die Primadonnen sie den amerikanischen Interviewern zu erzählen pflegen: Kampf mit Indianern, Rettung eines in's Wasser Gestürzten u. dergl. Aber ich will ehrlich sein und Ihnen unumwunden sagen, daß ich zu den keineswegs seltenen Menschen gehöre, welche im guten wie im schlechten Sinne so viel wie nichts erlebt haben. Sie müßten es denn als Erlebniß auffassen, daß ich Abends, ehe ich zu Bette gehe, meine Uhr aufziehe, daß ich des Morgens kalt bade — gemäßigt kalt — daß ich an Rheumatismus leide, daß mir im Hochsommer die Hitze unangenehm ist, und daß ich gesund bin, wenn ich nicht zufällig krank bin. Ich arbeite leicht und unterhalte mich schwer, ich trinke guten Wein, wenn ich ihn habe — aber Erlebnisse, Erlebnisse? Nein, darauf bin ich nicht eingerichtet. Vielleicht bringt die Zukunft mir merkwürdige Abenteuer. Ich will sie Ihnen eventuell erzählen; lassen Sie mich immer Ihre Adresse wissen, damit ich Ihnen schreiben, nöthigenfalls sogar telegraphiren kann. Bis heute haben sich mir keinerlei Abenteuer ereignet. So weit ich auch zurückblicke, wickeln meine Tage sich regelmäßig und gleichförmig ab — ich komme nach und nach auf die Idee, daß ich ein ganz gewöhnlicher Mensch bin.

Das Einzige, was mir an meiner Biographie auffällt, ist der Umstand, daß ich alles Wichtige und Entscheidende in sehr früher Jugend gethan habe. Mit zwanzig Jahren stand ich mitten in der Journalistik, mit vierundzwanzig verheiratete ich mich. Ich bereue

weder das Eine noch das Andere. Hätte ich heute zu wählen, so würde ich trotz vieler Enttäuschungen und Mißerfolge wieder berufsmäßig zur Feder greifen, und wenn es gälte, zu heiraten, würde ich meine jetzige Frau nehmen — es ist gut, daß sie das nicht hört, sonst könnte sie eitel werden, obwohl sie zum weiblichen Geschlecht gehört.

Wie gesagt, mit zwanzig Jahren durfte ich mir Visitekarten machen lassen mit der Inschrift: „Redactionsmitglied der „Morgenpost“.“ Der Herausgeber der letzteren, Dr. Leopold Landsteiner, gehörte zu den begabtesten Publicisten, welche Oesterreich je besessen hat.

Aber er feierte vollständig, er war zu bequem geworden, um auch nur einen Buchstaben zu schreiben. Dabei war er von einer fabelhaft entwickelten Sparsamkeit, und deshalb attachirte er seinem weitverbreiteten Blatte, bei welchem Leute wie Sigmund Schlesinger und Moriz Szeps sich ihre Sporen verdienten, mit Vorliebe junge Anfänger, die keine großen finanziellen Ansprüche stellten ... Nachdem ich durch etliche Monate an der „Morgenpost“ mitgearbeitet, gingen durch die Zeitungen die ersten Nachrichten, daß Ismail Pascha, der egyptische Khedive, Vertreter der Presse aus allen Welttheilen zur Eröffnung des Canals von Suez eingeladen habe — eingeladen in des Wortes weitester Bedeutung, denn die Gäste sollten Alles, vom Nothwendigsten bis zum Ueberflüssigsten, auf Kosten des freigebigen Vicekönigs erhalten ... Diese Meldung verfolgte mich Tag und Nacht. Wie von einer fixen Idee war ich von dem Wunsche befallen, mir eine der wunderbaren Einladungen des Vicekönigs zu verschaffen. Ohne zu wissen, wie das beginnen, trat ich eines Tages vor Dr. Landsteiner mit den Worten hin: „Ich möchte als Specialberichterstatter zur Eröffnung des Suezcanals gehen.“ Dr. Landsteiner lächelte über diesen verwegenen Plan. Nach und nach gewahrte er, daß es mir damit Ernst war, und als er sich zuletzt mit der Einwendung helfen wollte, die „Morgenpost“ als ein, wenn auch stark gelesenes Wiener Localblatt werde eine Einladung der bewußten Art kaum erhalten, replicirte ich: „Eine solche Einladung werde ich mir persönlich verschaffen.“ Nach langen Unterhandlungen gab Dr. Landsteiner mir außer seinem Segen ein Fahrbillet Wien—Triest und retour und die Summe von fünfzig Gulden. Auf nachträgliche Subsidien dürfe ich unter keiner Bedingung rechnen — das wurde mir beim Abschied feierlich versichert, und ich hatte alle Ursache, dieser Versicherung Glauben zu schenken. Frohen Muthes machte ich mich auf den Weg. Im Eisenbahn-Coupé lernte ich einen

jungen Mann kennen, dem ich natürlich stolz erzählte, ich ginge als Gast des Vicekönigs nach Egypten; er reiste ebenfalls zu den Eröffnungsfeierlichkeiten, aber als Sohn reicher Eltern — so bemerkte er — auf eigene Kosten. Wir beschlossen, als Landsleute zusammenzuhalten, und unser Bündniß begann damit, daß wir in Triest im Gasthofe „zum schwarzen Adler" ein gemeinsames Zimmer mietheten. Als ich am nächsten Morgen aus tiefem Schlafe erwachte, suchte ich den Sohn reicher Eltern vergebens — er war durchgebrannt, und ich mußte für ihn bezahlen. Das war Freitag Früh, das nächste Dampfschiff sollte Samstag Mitternacht nach Alexandrien abgehen. Freitag Vormittags begab ich mich in's Bureau des österreichisch-ungarischen Lloyd, ließ mich bei dem Generalsecretär melden und trug ihm, ohne eine Empfehlung zu haben, ohne ihm irgendwie bekannt zu sein, mein Ersuchen um eine Gratis-Fahrkarte nach Egypten vor. Meine jugendliche Unbefangenheit schien dem hohen Beamten Spaß zu machen; nach einer kurzen Unterredung händigte er mir wirklich ein Billet ein, welches mir die freie Fahrt Triest—Alexandrien und retour und freie Verpflegung an Bord des Dampfers gewährte. Nun war ich wenigstens sicher, nach Egypten zu kommen — für das Uebrige wollte ich den guten Gott sorgen lassen.

Durch den Aufenthalt in Triest schmolz meine Baarschaft bedenklich zusammen, und mit sehr geringen Besitzthümern ging ich auf Deck des „Jupiter". Inmitten der Reisegesellschaft geberdete ich mich würdevoll als ein Eingeladener, dessen Ankunft der ungeduldige Vicekönig kaum erwarten könne. Als wir vor dem Hafen von Alexandrien Halt machten, kamen gleichzeitig mit dem Lootsen Regierungs-Commissäre in kleinen Booten und riefen: „Messieurs les invités de Son Altesse sont priés de se faire connaître!"

Ich drückte mich bescheiden in eine Ecke, und als es galt, das Ufer zu betreten, wurden die wirklichen Eingeladenen in die bereitstehenden Quartiere geleitet, ich aber fuhr in das nächste Hotel, ließ mir ein Zimmer öffnen, entnahm meinem Miniaturkofferchen den Frack sammt Zugehör und fuhr zu dem österreichisch-ungarischen Consul Herrn v. Schwegel. Diesem berichtete ich, wie ich nach Alexandrien gekommen, und fragte ihn um Rath, was ich nun weiter thun solle. „Das Beste ist," erwiderte er mir, „Sie fahren wieder nach Hause." Dagegen protestirte ich aber, und endlich meinte Herr v. Schwegel, er könne nicht mehr leisten, als daß er mir ein Eisenbahnbillet Alexandrien—Cairo und retour verschaffe. „Haben Sie einen Wagen?" Fuimus Troës! Ich hatte ihn aus wichtigen Gründen weggeschickt. Herr v. Schwegel nahm Hut und Stock und ging mit

mir zu Fuß zur Eisenbahn-Direction. Vor dem Gebäude hieß er mich warten; nach kaum fünf Minuten kam er mit der versprochenen Karte wieder. Ihm danken, in's Hotel fliegen, meine Rechnung zahlen und zum Bahnhof fahren, das war für mich Eines, und mit dem nächsten Zuge dampfte ich gegen die Hauptstadt Egyptens ab. Dort angelangt, hatte ich Mühe, einen Wagen zu bekommen, denn alle Gefährte waren für die Eingeladenen mit Beschlag belegt. Aber ich kam doch in's „Hôtel des ambassadeurs", das ein Reisegefährte mir genannt hatte. Der Wirth, Herr Marius, stand vor der Thür, um die „invités de Son Altesse" feierlich zu empfangen. Auf andere Gäste rechnete damals kein Cairenser Hotelier. Natürlich bejahte ich vornehm die Frage, ob ich ein „invité" sei; nur könne ich — so erklärte ich — meine Einladungskarte nicht vorzeigen, weil sie noch eingepackt sei. Herr Marius sah mein Kofferchen mißtrauisch an, aber ich lavirte doch bis zum nächsten Morgen. Dann faßte ich mir ein Herz und fuhr zum österreichisch-ungarischen Generalconsul Baron Schreiner. Als ich dem meine Odyssee zum Besten gab, wurde er zuerst ärgerlich, dann lachte er herzlich, zuletzt fuhr er mit mir zu Nubar Pascha, dem Minister des Aeußern — ich blieb unten im Wagen zurück — mit welchem Herzklopfen, das vermag ich nicht zu schildern! — Genug daran, nach einer Weile kam er wieder und überreichte mir die Einladung, in der ich zu den „esprits éclairés" gezählt wurde, welche bei der solemnen Gelegenheit nicht fehlen durften ... Mit Stolz declarirte ich mich im „Hôtel des ambassadeurs" als wirklicher Eingeladener, und von da an genoß ich die unbeschreiblich großartige Gastfreundschaft des Khedive — drei Monate vergingen mir wie ein goldener Traum aus Tausend und Eine Nacht — und ich wäre in keine Geldverlegenheit gekommen, wenn ich nicht kurz vor der Rückreise in einer griechischen Spielhölle ein wenig Roulette gespielt haben würde. Ich mußte das Land der Pharaonen verlassen, ohne auch nur das geringste Trinkgeld zu vertheilen ... Mit fünf Gulden in der Tasche bestieg ich den „Neptun". Bei Lissa hatten wir einen heftigen Sturm zu bestehen, die Matrosen trugen durch übermenschliche Arbeit zu unserer Rettung bei, und als für sie eine Collecte gemacht wurde, mußte ich die Hälfte meiner fünf Gulden opfern. In Triest eilte ich zum Bahnhofe, nur um keine Ausgaben in der Hafenstadt zu riskiren, und fuhr direct nach Wien. Hier kam ich, da ich auf der Fahrt unerlaubt guten Appetit entwickelt hatte, ohne einen Kreuzer an. Ich miethete einen Einspänner, ließ mich zu meiner Mutter führen, und nachdem ich mit ihr die ersten herzlichen Begrüßungen getauscht, brachte ich etwas verschämt die Worte hervor:

„Sei so gut, lasse meinen Kutscher bezahlen, ich habe nicht gewechselt."

Von meinen Reisebriefen aus Egypten ist kein Wort gedruckt worden. Sie kamen in die Hände des Feuilleton-Redacteurs der „Morgenpost", Isidor Gaiger, der vor wenigen Jahren im Irrenhause gestorben ist. Er war schon damals geistig nicht ganz gesund, und in seinem Aerger darüber, daß ein so junger Mensch wie ich eine „Mission" nach Egypten erhalten, beseitigte er heimlich meine Manuscripte, nachdem er sie vom Postboten übernommen. Als die Manuscripte später entdeckt wurden, hatten sie jede Actualität verloren, und ich warf sie lachend in's Feuer. Dr. Landsteiner rächte sich, indem er mir für die drei Monate, während deren ich verreist gewesen, mein Gehalt strafweise strich; er war formell im Rechte, denn er glaubte, daß ich mich blos unterhalten hatte, ohne etwas zu arbeiten.

O Jugend, goldene Jugend! Könnte ich Dich zurückrufen, ich wollte gern wieder, fünfzig Gulden in der Tasche, in's Ungewisse steuern, wie damals. Aber heute — Du lieber Himmel, was müßte Alles geschehen, bis ich mich entschlösse, für eine Zeitung nach Egypten zu gehen! Vor Allem hätte ich nicht mehr die nöthige Naivetät wie Anno 1869!!

Ferdinand Groß.

Mein Lorbeerkranz.

Theodor Reichmann hat Wien verlassen, und ich empfinde seine Abwesenheit umsomehr, als er mir ein guter, treuer Freund war!

Vielleicht wird der kleine, reizende Zug, den ich in den folgenden Zeilen wiedergebe, auch in weiteren Kreisen Interesse finden.

Es war nach einem jener Concerte, in denen die Begeisterung des Publicums und besonders der zahlreichen Verehrerinnen Reichmann's die im Saale herrschende Hitze fast zu übersteigen drohte. Dröhnender Beifall, unzählige Hervorrufe und endlich prächtige Blumenspenden waren die Zeichen des Abends. Reichmann sah diese Huldigungen gerne. Ich wirkte in dem Concerte meines Freundes mit, und wir freuten uns Beide unserer Erfolge.

Nach Schluß brachte uns ein Wagen in Reichmann's Wohnung, während ein zweiter die Unzahl duftiger Gaben mit sich führte. Wer Gelegenheit hatte, Reichmann in seinem Heim zu besuchen, wird mir zugeben, daß es keinen liebenswürdigeren Wirth gibt. Wir machten es uns auch recht bequem, die Stunden vergingen in gemüthlichster Stimmung. So ward es drei Uhr, und ich mußte daran denken, nach Hause zu kommen. Vom Hausthor heraustretend, fand ich auf der Straße einen prächtigen Lorbeerkranz liegen und bemerkte erstaunt zu meinem Bruder, daß derselbe wohl aus dem Wagen unbemerkt herausgefallen sein müßte. Kaum hatte ich dies ausgesprochen, als mich ein fröhliches Lachen vom Balcon errathen ließ, wie der Kranz auf die Straße gekommen. Jedenfalls eine originelle Idee, die mir in lieber Erinnerung geblieben ist!

Arnold Rose.

Im Schwefelbad.

Wer jemals die großartige Po-Ebene durchwandert, der kennt auch die herrlichen euganeischen Hügelgruppen, die inmitten lachender Gefilde und fruchtstrotzender Obstanger inselartig emporragen.

Von einem schillernden Netze silbern blinkender Canalgewässer rings umsponnen, breiten sich die Euganeen in mannigfaltigster Gestaltung zwischen Este, Battaglia und Padua aus, nicht allein ihrer Naturschönheiten wegen berühmt, vielmehr ihrer heilsamen Schwefelquellen halber weit und breit bekannt.

Ich selbst ward zwar nur aus nächster Nähe dahin verschlagen, doch begegneten wir Russen und Engländern, Franzosen und Amerikanern in den Thermen Abanos sowohl, als Battaglias.

Von einem hartnäckigen Rheumatismus geplagt, wählte ich der paradiesisch-schönen Lage, sowie der wohlthätigen Stille und Abgeschiedenheit zuliebe ein erst seit wenigen Jahren als Badehotel adaptirtes, ehemaliges Kapuzinerkloster, das unter Napoleon's I. kurzer Herrschaft in Italien aufgelöst wurde.

Noch am Tage meiner Ankunft besah ich mir, von Neugierde getrieben — Wißbegierde läßt man ja beim weiblichen Geschlechte nicht gelten — das weitläufige, große Gebäude in all seinen Räumen, ebenso die daranstoßende Marienkirche, in deren Katakomben die ehemaligen Bewohner der reizend situirten Mönchsbehausung friedlich dem ewigen Schlaf obliegen.

Bei Tage besehen und wohlweislich in Gesellschaft obendrein, sind Katakomben mit ihrer schauerlichen Zuthat morscher Särge, bleicher Knochen und grinsender Todtenschädel recht interessant; wenn sich das unvermeidliche Gruseln nur nicht hinterdrein

und meist in tückischer Mitternachtsstunde, wenn man mutterseelenallein ist, einstellen würde . . . In Folge dessen büßte ich die abscheuliche Gewohnheit, überall, wo es nur etwas Interessantes zu sehen und zu entdecken gibt, mit meiner langen Nase vorwitzig herumzuschnüffeln, schon in der ersten Nacht meines fatalen Badeaufenthaltes. Die erschreckendsten Träume plagten mich. Ein ganzes Heer unheimlicher Gestalten, an deren knöchernen Gliedmaßen die dunkle Mönchskutte in Fetzen herabhing, umwogte mein Lager, stumm und geisterhaft, wie ich sie in den modernden Särgen geschaut; und ihnen nach raste Napoleon einher, mit einer langen, langen Knute bewaffnet — anscheinend das Einzige, was er in Rußland erobert — und trieb die armen Mönche unbarmherzig von dannen, ein satanisches, durch Mark und Bein dringendes Gelächter dabei ausstoßend . . .

In Schweiß gebadet erwachte ich, und — sonderbar, das unheimliche Lachen dauerte fort . . . Ich horche und horche, doch ich höre immer wieder jenes schauerliche Hohngelächter, das mich schließlich derartig erschreckt, daß ich mich muthig anschicke — nach dessen Ursache zu fahnden, müßte ich schaudenhalber sagen; doch ich will durchaus nicht schwefeln, wenn es auch im Schwefelbad naturgemäß wäre, und gestehe zu meiner großen Beschämung, daß ich wohlweislich, trotz der im Zimmer, oder besser gesagt in der ehemaligen Mönchsklause herrschenden Hitze von 25 Grad Réaumur unter meine Decke kroch und zähneklappernd den Morgen erwartete, meine Neugierde verwünschend und so unzählige Deprofundis für das Seelenheil der längst verstorbenen Mönche betend, daß ich endlich glücklich darüber einschlief.

Beim Frühstück besehe ich mir die übrigen Curgäste etwas genauer und entdecke, daß so ziemlich alle übernächtig aussehen und eine sehr verdächtige Miene zur Schau tragen, besonders aber mit schier lächerlicher Ostentation sich gegenseitig versichern, ganz prächtig geschlafen zu haben.

„O, ich durchaus nicht!“ ruf' ich dem werthen alten Freund hinüber, unter dessen Schutz ich mich befand. „Ich habe gestern die Bêtise begangen, die Katakomben anzusehen, und träumte die ganze Nacht hievon. Zum Glück weckte mich das laute Gelächter anderer Badegäste, die sich anscheinend bis tief in die Nacht hinein des Lebens freuten.“

„Comment, vous-avez entendu aussi ce rire diabolique?“ flüsterte mir meine Nachbarin zu, und seit jenem Augenblick sind wir Freundinnen und erzählen uns gegenseitig unsere nächtlichen Schrecknisse. Ich bleibe jedoch stoisch dabei, daß irgend eine rücksichtslose

Badeclique unsere Ruhe gestört, doch die ungemein nervöse, eigensinnige Polin schwört hoch und theuer, daß es „surnaturel“ sei, und daß es in den endlosen, breiten Klostercorridoren, die eine Tramwayschiene ganz gut vertragen könnten, nächtlicherweile — spuke. Brrr! Ich lächle überlegen, indeß mir meine Deprofundis wie ein Alp auf die Seele fallen, finde aber doch nicht den Muth, meine Feigheit bei hellem Tage einzugestehen, verschanze mich vielmehr dahinter mit derselben Tapferkeit, mit der Don Quixote unsterblichen Angedenkens seine lahme Rosinante bestieg.

Endlich beschließen wir, gemeinschaftlich der Sache auf den Grund zu kommen, indem wir bis zur Geisterstunde zusammen wachen.

Der Tag vergeht in fieberhafter Aufregung, welche durch die peinliche Schwefelschlammcur durchaus nicht gemildert, vielmehr gesteigert ward, da der Schwefeldunst die Nerven ungemein aufregt. Was Wunder, wenn meine gute Polin und ich mit krankhaft gerötheten Wangen und fieberisch heißen Händen uns des Abends begrüßten, um in meinem Zimmer den gespenstischen Abenteuern entgegenzusehen, oder richtiger zu horchen, denn *sichtbar* waren die Revenants allerdings nicht, wiewohl eine Mailänder Dame steif und fest behauptete, einen Kapuziner in ihrem Zimmer gesehen zu haben.

Mir hat sich keiner vorgestellt, auch nicht meinem liebenswürdigen polnischen Ehepaar, mit dem ich, mit Argusaugen umherspähend, Abend für Abend bis zur obligaten Mitternacht beisammensaß, um der Gratis-Séance der Geister zu harren, die sich aber niemals zeigen wollten, dafür hörten wir aber Alle insgesammt und ganz deutlich obendrein jenes unheimliche, satanische Hohngelächter, das sich ganz besonders gelegentlich unserer ersten Geisterwache um die ominöse zwölfte Stunde vernehmen ließ.

Jetzt galt es, seinen Muth zu kühlen!

Es wäre auch unfehlbar geschehen, wenn irgend einer von uns einen solchen besessen hätte. Wir erfreuten uns aber sämmtlich eines großen Ueberflusses an Mangel daran. Umsonst proponirte ich, die Corridorthür aufzureißen und den Geistern kühn die Stirn zu bieten. Die lachten aber so weidlich da draußen in dem finsteren, sonst grabesstillen Klostergange, daß wir es für gerathener hielten, hübsch ruhig zu bleiben und uns verstohlen zu — bekreuzigen.

Da hätte es wohl der Kaltblütigkeit weiland des tapferen österreichischen Kronprinzen, Erzherzog Rudolf's, bedurft, der, wie allgemein bekannt, seinerzeit in Wien das famose, geisterbeschwörende, vor hoher Gesellschaft sich producirende Medium Bastian in drastischer, köstlicher Weise entlarvte; denn trotz aller Angst besaß ich

doch noch so viel gesunden Menschenverstand, um einzusehen, daß irgend ein Spaßvogel oder ein Bubenstück hinter all dem albernen Geisterspuk stecken müsse.

Die Feigheit der Situation stieg mir denn auch derartig beschämend zu Kopfe, daß ich mit einem kühnen Entschluß und noch kühneren Satz auf die Thür zueile, den Schlüssel umdrehe und — im selben Augenblicke von einer solchen Höllenangst gepackt werde, daß ich, meine von Rheumatismen geplagten Finger vorschützend, die bereits aufgesperrte Thür absolut nicht zu öffnen vermag, wie sehr ich mich auch anscheinend darum bemühte, unbekümmert um das klägliche, heiser ausgestoßene „n'ouvrez pas“ meiner Schreckensgefährten, die mir die tollkühne, wahnwitzige Idee zumutheten, die zürnenden Geister der Unterwelt in unserer Mitte zu beschwören, indeß ich doch mit einer nie geahnten Herculeskraft meine Kniee gegen die Thür stemmte, als gelte es, der mächtigen Belagerung Trojas Stand zu bieten, es war auch ein siège de trois (Troje), das wir drei tapferen Helden bis zum Morgengrauen aushielten, und die Furcht schien unserer Aller Achillesferse zu sein, das einzig Heldenmäßige, worüber diese Belagerung verfügte.

Und es gibt auch nichts Ansteckenderes, als die Furcht! Daher doppelt traurig, daß die Wissenschaft noch immer kein geeignetes Schutzmittel hiefür entdeckt hat, wie beispielsweise die Desinfection gegen die gefährlichen Cholera- und sonstigen Bacillen, vor denen man sich wenigstens in der nächsten Apotheke Rettung holen kann. Wir aber saßen hilf- und rathlos da und wußten nichts Gescheiteres zu thun, als die schauerlichsten Geistergeschichten aufzutischen, wobei besonders ich mit meiner von allen Kritikern so sehr gerügten, allzu glühenden Phantasie und wälschen Uebertreibungsmanie geradezu Pyramidales leistete.

Aschfahl trennten wir uns erst, als die Sonne durch die hohen gothischen Bogenfenster hereindrang, wiewohl seit Mitternacht die klösterliche Ruhe und Stille allenthalben herrschte.

Für's Leben gern hätte ich mein Bad abgesagt und mich krank gemeldet, allein bei hellem Tage dünkte mich meine Angst so albern und kindisch, daß ich mich der gesammten Badegesellschaft gegenüber absolut nicht dem Verdachte feiger Gespensterfurcht ausgesetzt hätte.

Tapfer schritt ich daher zur anberaumten Stunde in die hochgewölbten Souterrains hinab, um die Tortur der warmen Schlammbäder mit noch wärmerer Abspülung im dampfenden Schwefelwasser über mich ergehen zu lassen. Als ich aber in dem abscheulich

dünstenden Schwefelpfuhle stak, von Schlamm und Decken rings umhüllt, kam eine so gräßliche Abspannung aller Lebensgeister über mich, daß ich halb eingelullt, halb meiner Sinne beraubt, die übermüden Lider schloß und fest einschlief ... Ein wohlbekanntes, wenn auch nicht eben trauliches Gelächter schreckte mich empor ... Weit und groß öffnete ich meine Augen — gleich der Hölle entsprungenen Teufeln stehen die Badebediensteten mit ihren schwarzen, schlammtriefenden Armen vor mir und lachen mich tüchtig aus, daß ich in den fanghi eingeschlafen bin.

„Diavolo! non se dorme miga nei fanghi, sola! Ha, ha, ha! che de rider!“

Da gehen mir endlich die Augen völlig auf, und ich entdecke, daß nicht nur das gesprochene Wort, sondern jeder lautere Ton, besonders aber das harmloseste Gelächter, zehnfach in den hohen Steingewölben widerhallt und wahrscheinlich in den Parterreräumen, die ich sammt meinem lieben polnischen Ehepaar bewohnte, mit verdoppelter Potenz, dem donnernden Echo der Hochgebirge gleich, nachklingt.

Und so war es auch!

Mit der gleichgiltigsten Miene von der Welt erkundigte ich mich bei den guten Leuten, ob die Souterrains des Nachts bewohnt seien, und erfahre, daß die gesammte Dienerschaft der Badeanstalt darin hause und erst gegen Mitternacht, „dopo aver baccanà un tantin“, nachdem sie ein wenig zusammen getollt — es hörte sich jedoch wie ein Hexensabbath an — der nächtlichen Ruhe sich erfreute.

Das Räthsel des geheimnißumschauerten Geisterspukes ward hiemit in höchst harmloser Weise gelöst, und ich vermochte es wahrlich nicht, den armen, tagsüber so angestrengten Leuten das bischen Unterhaltung zu mißgönnen.

Leichtfüßiger bin ich noch niemals eine steile Treppe emporgestiegen.

In dem unheimlichen Klostergange, auf dessen von den kühnen Wölbungen des Erdgeschosses getragenen Mosaikfliesen jeder Schritt erdröhnte, begegne ich meine liebe Polin, die in ihrem weißen Cachemirschlafrock wie ein Opferlamm in's Bad schwankt. Wir tauschen einen vielsagenden Händedruck, und ich beeile mich, ihr die natürliche Ursache unserer nächtlichen Abenteuer zu erklären; doch sie blieb steif und fest bei ihrem „c'est surnaturel“; ich aber schlief in der folgenden Nacht wie in Abraham's Schoß, und würde auch jede Nacht ebenso ruhig geschlafen haben, wenn mich die gute Frau mit ihrer gräßlichen Angst nicht wahrhaft bis zum Tollwerden geplagt hätte.

Meiner eigenen Schwäche eingedenk, deren ich mich, ganz aufrichtig bekannt, nicht gänzlich zu entledigen wußte, so lange die ominösen Klostermauern mich umgaben, hatte ich Mitleid mit ihr, und wir durchwachten allabendlich die fatalen Stunden, die uns von der erlösenden Mitternacht trennten.

Eines Abends jedoch schieden wir viel früher von einander, weil der Gatte meiner lieben Polin eines leichten Unwohlseins halber das Bett hütete.

Während wir auf der Schwelle meines Zimmers debattirten, wer von uns Beiden wohl den Muth hätte, die Andere zu begleiten, um allein zurückzukehren, sehen wir Beide ganz deutlich in dem hellerleuchteten Corridor ein — Gespenst daherwandeln.

Man glaube beileibe nicht, daß wir wie furchtsame Kinder und hysterische Weiber einen gellenden Angstschrei ausstießen ... Bewahre! Sprachlos vor Furcht und Grauen stierten wir die schreckliche Erscheinung an, die sachte und lautlos aus den Tiefen des endlosen Ganges einherschritt, geradenwegs aus dem Tracte kommend, der das Kloster mit der Kirche, demnach auch mit den Katakomben verbindet. Brrr! Angesichts dieser wahnsinnerregenden Thatsache schwand der letzte wohlthätige Zweifel ... Ja, es spukte in den unheimlichen Klostermauern, die sich wie Kreisel um meinen so wenig zum Schwindel neigenden Kopf drehten — — —

Ein kalter, feuchter, schauerlicher Windhauch fegt vor der weißen Gestalt einher, die mälig, von grauenvoller Dunkelheit umhüllt, daherschwebt, den Boden kaum berührend, die Posaune des Weltgerichtes in der hocherhobenen Hand — — — Und das schauderhafte Gespenst rückt uns immer näher und näher, indeß dräuende Finsterniß uns fast gänzlich umnachtet.

Da streicht ein eisiger Grabesodem ob unseren Häuptern dahin ... Das Schreckgespenst der Mitternacht steht knapp vor uns ... Die letzte Lampe erlischt, und unsere schwankenden Gestalten erleuchtet nur noch der matte Kerzenschein, der durch meinen Thürspalt herausdringt ... Ohnmächtig bricht die arme Polin zusammen, während ich, aller Fassung bar, von wahrer Todesangst durchschauert, nach einer Stütze taste und in Ermanglung jeder anderen zähneklappernd an den fürchterlichen Klostergeist mich klammere, der plötzlich mit — menschlicher Stimme, entsetzter noch als ich selbst, ausruft: „Ma per carità! Ich bin ja der Lampenauslöscher, und kein Dieb! Lassen Sie mich los! Dio mio! So lassen Sie mich doch los!“

Die Posaune, oder richtiger das mehr denn meterlange Rohr, vermöge dessen er mit starker Lunge die sämmtlichen, hochplacirten

Lampen des Corridors ausgeblasen, entglitt seiner zitternden Rechten, und händeringend versicherte er mich immer wieder, kein Dieb zu sein. Mir war es aber noch viel wichtiger, daß der barfüßig einherwandelnde und überdies im tiefsten Negligé seinen nächtlichen Dienst ausübende, brave Mann kein — Gespenst war.

Meine Angstgefährtin vermochte ich aber durchaus nicht hievon zu überzeugen. Sie blieb steif und fest bei ihrem „c'est surnaturel, j'en suis presque morte".

Und sintemalen ich an meiner eigenen Person erprobt hatte, daß gegen Dummheit selbst die Götter vergebens kämpfen, ließ ich Goethe's Dichterwort walten und entfloh am anderen Tage, da meine Badecur gerade vollendet war, in Gesellschaft meiner lieben Polen dem unheimlichen Schwefelbad, dessen natürlich erklärte Geistergeschichte hoffentlich Niemandem — geschwefelt erscheint.

Paul Maria Lacroma.

Plaudereien aus der Werkstätte.

Das Ensemble der bayerischen Dialektschauspieler hat sich im Laufe von etwa anderthalb Jahrzehnten und unter günstigen Verhältnissen zu einer künstlerisch so specifischen und, sagen wir es nur, vollkommen theatralischen Erscheinung ausgebildet, daß ihm in der Geschichte der deutschen, der volksthümlichen Schauspielkunst ein dauernder Platz gesichert ist. Da mag nun ein bescheidener Beitrag zur Geschichte dieses Ensembles, von einem halbwegs betheiligten Augenzeugen gegeben, nicht zwecklos und ohne Interesse erscheinen. Wenn wir die Entwicklung der deutschen Schauspielkunst im Allgemeinen überblicken, tritt uns die Wahrnehmung entgegen, daß jeder Aufschwung, jede Glanzperiode, jede eigenartige Neuerung auf dem Gebiete der Schauspielkunst, sei es nun der classischen oder volksthümlichen Schauspielerei, auf irgend eine literarische Strömung, auf das Erscheinen eines genialen Bühnendichters oder Theatermannes zurückzuführen ist. Lessing verwandelte auf seiner heimischen Bühne die französische Manier in deutsche Kunst, für die Darstellung der Schiller'schen Dramen bildete sich ein eigener Styl, die leider schon etwas brüchig gewordene Größe des Burgtheaters fußte auf dem starken, weitsehenden Theaterverstande Heinrich Laube's, die Wiener Volksbühne dankt ihre Glanzperioden einem Raimund, Nestroy und Ludwig Anzengruber, und ohne den Naturalismus hätte es keine Meiningerei gegeben.

Eine ähnliche Wahrnehmung ist in der Entwicklung des Münchener Ensembles nicht zu verzeichnen. Es ging nicht fix und fertig aus der Hand eines Regisseurs oder Theaterleiters hervor, der

etwa gewußt hätte, was er da herausbildete. Seine Entwicklung hängt nicht mit dem Auftauchen eines bestimmten Bühnendichters oder einer bestimmten dramatischen Specialität zusammen. Bauernkomödien und bayerische Dialektstücke wurden in dem von Karl geleiteten „Isarthor-Theater", in welchem Hans Neuert als jugendlicher Liebhaber neben der neu auftauchenden Geistinger wirkte, und in dem von einer Actiengesellschaft erbauten „Volkstheater am Gärtnerplatz" auch früher gespielt, bevor sich noch das Ensemble in dieser Eigenart gebildet hatte. Man spielte die Stücke Mosenthal's und der Birchpfeiffer, die prächtigen Komödien Prüller's und die biederen Stücke des unglücklichen Müller, der unter dem ungerechten Verdachte eines scheußlichen Verbrechens auf der Roseninsel des Starnbergersees durch Selbstmord endete. Auch Ludwig Anzengruber fand für die genialen Aeußerungen seiner eigenartigen dramatischen Individualität auf der Münchener Volksbühne einen offenen, guten Boden. Der „Pfarrer von Kirchfeld" wurde, mit dem Schauspieler Reicher in der Titelrolle, an hundertmal mit wachsendem Erfolg gegeben; ebenso erlebten Anzengruber's übrige Stücke zahlreiche Aufführungen. Aber die Darstellung der Anzengruber'schen Stücke in München war schauspielerisch niemals eine mustergiltige. Die Münchener Bühne hatte niemals einen guten Wurzelsepp oder Steinklopferhans — die weiche Gemüthlichkeit der Münchener Dialektschauspieler schickte sich nicht zu der markanten Schärfe, zu der schlagenden Kraft der Anzengruber'schen Gestalten. Auch Hermann von Schmid, der populäre Erzähler, in dessen Adern jedoch nur spärliches Theaterblut rollte, hatte seinen „Tatzelwurm" und die „Z'widerwurzen" schon dramatisirt, noch ehe das Münchener Ensemble in seiner eigenartigen Vollendung gebildet war. Und dieses Ensemble erhielt seine wirksamsten, der Eigenart dieser Schauspieler am besten entsprechenden Stücke erst dann, als es schon einen weit über München hinausreichenden künstlerischen Ruf besaß.

Was das Münchener Ensemble gebildet hat, war lediglich ein Zufall, welcher späterhin allerdings praktisch und verständig ausgenützt wurde — der Zufall, daß sich in der Mitte der Siebziger-Jahre nach und nach an dem durch einen Krach aus einem Actienunternehmen zur Hofbühne gewordenen Gärtnertheater eine kleine Schaar von Schauspielern und Schauspielerinnen zusammenfand, welche, tüchtige Darsteller im Allgemeinen, ihre besten Wirkungen erzielten, wenn sie, losgelöst von dem anerzogenen Hochdeutsch und im freien Fluß des angeborenen Dialekts, sich selbst und ihre Heimat spielen und zeigen konnten. Einzig und allein dieser Zufall führte allmälig zu

einer Bevorzugung der Dialektkomödie, wie von selbst ergab sich ein immer besseres und innigeres Zusammenspiel in diesem Genre, und so wuchs aus bescheidenen Anfängen langsam dieses künstlerisch vollendete Ensemble heraus, dem in seiner Entwicklung übrigens manche Halt- und Leidensstationen nicht erspart blieben. Die „Bauernspieler" galten nicht viel im Bureau des Theaters und bezogen erbärmliche Gagen. Director Lang, ein Schwärmer für Ausstattungsstück und Operette, war ein Gegner des Dialektstückes, und erst die Vorliebe des Publicums für die heimatlichen Klänge, erst die liebenswürdigen Cassenrapporte der glänzend gespielten „Z'widerwurzen" und der nachhaltende Erfolg des „Herrgottschnitzer" milderten einigermaßen seine Apathie gegen die „gemslederne Komödie". Wir wollen dem Leiter des Gärtnertheaters aus dieser Apathie keinen Vorwurf schmieden. Die Bauernkomödie oder die Bauernspielerei ist ja nichts weniger als eine sieghafte Kunstgattung an sich; doch wohl nur eine Specialität, welche künstlerischen Werth erst in der Ausführung gewinnt, in einer auch im kleinsten Zug und im unscheinbarsten Detail sich äußernden Naturtreue. Und dieser künstlerische Werth muß dem Münchener Ensemble in der Vollendung zugesprochen werden, zu welcher es sich im Laufe eines Jahrzehnts emporzukämpfen wußte.

Der Ruf dieses Ensembles begann mit der Darstellung der „Z'widerwurzen" langsam über München hinauszuwachsen. Am Gärtnertheater wirkten damals in diesem Genre neben Hans Neuert, Albert, Hofpaur, Podbertzky und dem zu früh verstorbenen Brummer, neben Fräulein Schönchen, Frau Hartl-Mitius, Fräulein Beck und Frau Reschreiter noch einige brave Invaliden der beiden Hoftheater, unter ihnen der „alte Lang", ein Zeitgenosse und Schüler Raimund's, nach dem Dichter des „Verschwender" wohl der beste Darsteller des Valentin. Es war ein helles Vergnügen, das prächtige Zusammenspiel dieser vom Zufall so glücklich gesammelten Künstlerschaar auf sich wirken zu lassen, und ich erinnere mich wohl, daß ich als junger Universitätsstudent im Stehparquet des Volkstheaters mit nicht geringerem Enthusiasmus schwitzte, als auf der vollgepfropften Galerie des Hof- und Nationaltheaters.

Aber nicht nur die Münchener, auch alle in Isar-Athen einkehrenden Fremden schwärmten für die „Bauernspieler". Am lautesten äußerte sich das Wohlgefallen der Norddeutschen, das Entzücken der Berliner. Diese Wahrnehmung brachte im Jahre 1879 einen Münchener Kaufmann namens Deppe auf den glücklichen, nur leider für ihn selbst nicht sehr ersprießlichen Einfall, die Münchener Dialektschauspieler während ihrer Ferien für ein Gesammtgastspiel im

Berliner Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zu engagiren. Hans Neuert, Albert, Hofpaur, Brummer, Podbertzky, Fräulein Schönchen, Frau Hartl, Fräulein Beck, Frau Reschreiter und ein Dutzend Mitglieder des Chorpersonals zogen mit dem neugebackenen Impresario an die „grüne" Spree. Das Repertoire der Münchener bestand damals aus drei Stücken, aus Hermann von Schmid's bewährter „Z'widerwurzen", einer Dramatisirung seiner gleichnamigen, in der „Gartenlaube" erschienenen Novelle, aus dem „Schlagring", den Neuert aus einer Erzählung von Messerer herausgebosselt hatte, und aus der „Gundl vom Königssee" von Bonn, einer Dramatisirung der bekannten epischen Dichtung von Julius Grosse.

Am 1. Juni begann das Gastspiel mit der „Z'widerwurzen". Es war ein Juni, sengend und brennend. Das Theater war kaum zu einem Drittel gefüllt, und von den Besuchern war noch ein beträchtlicher Theil auf die Kritik und auf neugierige „Leute vom Bau" in Abrechnung zu bringen. Das zahlende Publicum recrutirte sich zumeist aus in Berlin wohnenden Bayern; unter diesen hatte auch ich mich eingefunden, der ich damals mein letztes Semester an der Berliner Universität absolvirte, vor dem Doctorexamen stand und mit einer Dissertationsschrift über den Gargantua des Fischart beschäftigt war. Ich hatte im Laufe jenes Jahres keine sonderliche Vorliebe für Collegienbesuch und Collegienhefte gezeigt, und so war für mich ein fleißiges „Ochsen" auf's Examen eine bitter klar erkannte Nothwendigkeit. Aber diese Einsicht konnte mich nicht abhalten, meine alte Freundschaft, mein Gefühl heimatlicher Zusammengehörigkeit zu bethätigen und Abend für Abend als unbezahlter Claqueur den Aufführungen beizuwohnen. Wer mir damals gesagt hätte, daß sich an jenen Abenden die Wende meines Lebens vollziehen sollte! Sie führten mich von der akademischen Laufbahn ab und trieben mich dem Theater, der Schriftstellerei in die Arme.

Der erste Abend des Gastspiels endete mit einem großen schauspielerischen Erfolg. Kritik und Publicum waren eine Stimme über die mustergiltige Ausbildung des Ensembles, über die hinreißende Naturtreue der Darstellung. Man konnte kein Journal zur Hand nehmen, ohne von der „ungeschminkten Natur", von dem „frischen Erdgeruch" und der „unverfälschten Bergluft" zu lesen, welche die „Münchener" nach Berlin gebracht. Abend für Abend steigerte sich der Erfolg, aber er blieb ein einseitiger, nur ein schauspielerischer, und trotz dieses Erfolges wollte sich der Besuch nicht bessern. Abend für Abend gähnte den braven Künstlern ein leeres Haus entgegen, und Herr Deppe, der Impresario, zeigte ein trostloses Gesicht.

So begeistert die Presse den Schauspielern entgegenkam, so unglimpflich sprang sie mit den Stücken um, welche die Münchener gebracht hatten. Schon die „Z'widerwurzen" hatte einen schweren Stand; nicht viel besser erging es dem „Schlagring", und am grausamsten wurde die „Gundl" behandelt, der gegenüber man die heitere Frage aufwarf, wie es der Bearbeiter, ein wohlbestallter Staatsanwalt, mit seinem juridischen Gewissen vereinbaren könnte, in dem Helden des Stückes die sträflichste Wilddieberei und den vorsätzlichen Meuchelmord zu glorificiren. Der Mißerfolg der Stücke mag wohl neben der Ungunst der Witterung das schlechte finanzielle Resultat des ersten Gastspiels mitverschuldet haben.

Meine Begeisterung für die Sache ließ mich damals den persönlichen Verkehr der Künstler suchen. Landsleute schließen sich in der Fremde leicht aneinander an, und so gab es sich bald, daß ich im „Hotel Müller", in welchem die Münchener abgestiegen waren, täglich mit meinen Freunden an gemeinsamer Tafel saß. Der nie versiegende Gesprächsstoff war der unbegreifliche Widerspruch zwischen dem schönen, künstlerischen Erfolge und dem schlechten Besuch der Vorstellungen.

Nun war es am Tage nach der Aufführung der „Gundl". Wir saßen bei einander und besprachen in trüber Stimmung die Urtheile der Presse, welche an der armen „Gundl" kein gutes Haar lassen wollten. Man debattirte hin und her, und im Laufe des Gespräches sagte ich, daß die „Münchener" nach meiner Meinung zu einem vollständigen, nachhaltigen Erfolge nur ein anderes Repertoire nöthig hätten, originale, gut gearbeitete Stücke mit neuen Stoffen, Stücke, welche in Handlung und Charakteristik von der gleichen Naturtreue wären, wie das Spiel der Künstler, so daß sich beide, Stück und Darstellung, zu einem harmonischen Ganzen verbänden. Diese Stücke müßten nicht nur der nationalen Eigenart, sondern auch der Individualität der einzelnen Darsteller nach Möglichkeit entgegenkommen. „Ja, richtig," so lautete die einstimmige Antwort — „aber woher diese Stücke nehmen?"

Die Tafel wurde aufgehoben, und da war ich nicht wenig überrascht, als mich Herr Deppe in eine Fensternische zog und mir allen Ernstes den Antrag stellte, solch ein Stück, wie ich es meinte, für die Münchener zu schreiben. Ich schaute den Mann mit großen Augen an — und schüttelte lachend den Kopf. Ich hatte noch nie eine Zeile Dialekt geschrieben — und nun gar ein ganzes Stück! Einen Versuch wäre die Sache doch werth, meinte Herr Deppe; er gedenke im nächsten Jahr das Gastspiel zu erneuern und garantire

mir die Aufführung meines Stückes. Meine Antwort war ein bestimmtes Nein, und damit schien die Sache abgethan.

Drei Wochen hatten die Münchener vor leeren Häusern gespielt, und erst in den letzten Tagen des Gastspiels besserte sich der Besuch, so daß die drei Abschiedsvorstellungen vor ausverkauften Häusern stattfanden. „Wiederkommen!“ „Auf Wiedersehen!“ so lautete der jubelnde Gruß, mit dem die Berliner das Münchener Ensemble entließen.

Und sie kamen auch wieder — doch ohne Herrn Deppe. Der Arme war an den Folgen seines guten Einfalles verkracht und vermochte die Mittel zu einer Erneuerung des Unternehmens nicht mehr aufzutreiben. Nach den gemachten Erfahrungen gehörte auch eine gute Portion Muth dazu, die Sache noch einmal zu versuchen. Herr Hofpaur, der jetzige Leiter des Ensembles, fand diesen Muth, und er wurde reichlich dafür belohnt; er konnte eine zehnjährige Ernte von dem klingenden Samen halten, den Herr Deppe in spröden Boden gesäet hatte.

Was aus dem ersten Impresario der Münchener geworden ist, weiß ich nicht. Ich habe ihn seither weder gesehen, noch von ihm gehört. Aber in meinem Andenken wird sein Name niemals erlöschen — ohne ihn wäre wohl der „Herrgottschnitzer“ und so manches Andere bis heute noch ungeschrieben. Der Antrag, den mir der vertrauensselige Mann damals stellte, hat mich im ersten Augenblicke nicht nur verblüfft, sondern ... ich will es offen gestehen ... fast beleidigt. Der Doctorand der Philosophie, der zukünftige Professor ... und eine Bauernkomödie schreiben! Welche Zumuthung! Und daß ich es nur bekenne — ich brütete damals in geheimen Weihestunden über einem blutigen Römerdrama — natürlich war es ein „Nero“, welcher späterhin eines gerechten Feuertodes verblich.

Und doch ist jenes Wort in mir sitzen geblieben, wie ein Saatkorn, welches keimte und wuchs, fast gegen meinen Willen. Ab und zu kam mir die Sache in Erinnerung, meine philologischen Studien durchkreuzend — dann vergaß ich sie wieder. Von selbst tauchte sie wieder auf in mir — ich suchte nicht, Alles fand ich von selbst — bis ich eines Tages das ganze, fertige Gefüge des Stückes vor mir sah. Die Bildung und Ausarbeitung des Stoffes hat mir kein Grübeln, keine Minute Kopfzerbrechen verursacht. Wie eine Pflanze aus saftigem Erdreich, so ist dieser Stoff von selbst und schnell hervorgewachsen aus den Erinnerungen meiner Kindheit, aus dem Leben des Dorfes, mit seinem urwüchsigen Lieben und Hassen, mit seinen Jodlern und Thränen auf der Gasse, mit seinen Hochzeitsgeigen und Kirchweihtänzen.

Die erste Gestalt, die sich mir aufdrängte, war der alte Armenhäusler Lehnl, ein besonderer Schützling meiner Mutter, die für den melancholisch-lustigen Alten immer ein gutes Wort bereit hatte, einen guten Bissen und ein warmes Stücklein Gewand. Ich höre noch heute das Schlurfen seiner Pantoffel, die auf den Solenhofer Steinplatten unseres Hausflurs so eigenartig glitschten und klapperten, wenn der Alte am Sonntag nach dem Hochamt in unserer Försterstube seine gewohnte Visite machte. Ich sehe noch heute das halb verlegene, halb vergnügte Lächeln, mit dem er sich immer zur Thür hereinschob und seinen Stuhl im Ofenwinkel suchte. Meine Mutter saß am Fenster und spann, und der alte Lehnl plauderte ihr dazu die Chronik des Dorfes vor, die er mit seinen „Schlauderwörteln" so lustig verbrämte, daß meiner Mutter im hellen Auflachen oft der Faden riß. Wenn dann mein Vater mit strenger Kanzleimiene die Stube betrat, verstummte der Alte und strich sich, gleichsam zum unwillkürlichen Ausdruck seiner Ehrfurcht, die grauen Haare glatt. Und ich sehe noch den dankbaren Blick seiner zwinkernden Augen, mit dem er zu meinem Vater aufblickte, wenn sich ein kleiner Verdienst, eine kleine Arbeit für den Alten fand, die er mit seinen mürben Knochen noch bewältigen konnte. Er nahm nicht gerne etwas geschenkt, der alte Lehnl, wenn er für die Gabe nicht etwas zu leisten vermochte — und wär' es auch nur gewesen, daß er den ältesten Buben seiner Wohlthäter in allerlei herrlichen Künsten unterrichtete, wie im Fischen und Krebsen, im Bau von Wind- und Wassermühlen, im Schneiden von Maienpfeifen und im Fang der Schwarzblattln und Grasmücken, deren süßer Gesang eine Lieblingsfreude meiner Mutter war. Was Wunder, daß mein Knabenherz mit dauernder Freundschaft an dem alten Lehnl hing, der es zuweilen sogar mit mir gegen Vater und Mutter hielt, wenn er z. B. meine Strümpfe und Schuhe bewachte, während ich dem verbotenen und deshalb nur umso köstlicheren Genusse fröhnte — barfuß zu laufen. Trotz alledem mußte der alte Lehnl meine Zuneigung mit noch zwei anderen Leutchen theilen.

Da stand am Ende des Dorfes, nahe dem sacht fließenden, murmelnden Bache, ein kleines, ebenerdiges Haus inmitten eines sorgsam gepflegten Gärtchens. Fast dürfte ich sagen, es war mein zweites Heim, dieses kleine, saubere, blinkende Häuschen. Der Besitzer desselben hieß nun freilich nicht Paulus Lohner, wie mein Herrgottschnitzer, er hieß schlechtweg Alois Vogl und war Heiligenschnitzer, Kunsttischler, Vergolder und „Kreuzlmaler" in einer Person. In diesem Hause, in dem ich ganze Tage verbrachte, war

Alles für mich ein lebendes Wunder: die Hobelbank mit ihrem geheimnißvollen Mechanismus, die Werkzeugschränke an den Wänden, die Schnitzereischablonen und Malpatronen, welche in den Fensternischen an Nägeln hingen, die verschlossenen Schubladen mit den Gold- und Silberbüchelchen und den blinkenden Plattirstiften, die neugeschnitzten und reparirten Heiligen in allen Ecken und die schmiedeisernen Grabkreuze, deren Rosetten in farbige Blumen, deren gebogene Stäbe in goldene Stengel verwandelt wurden, während die Hand des Malers auf den Votivtafeln in der Mitte die herzzerreißenden Marterbilder entstehen ließ. In schweigendem Staunen stand ich oft lange Stunden an der Seite des fleißigen Mannes, keine Bewegung seiner geschickten Hände verlierend. Mein empfängliches Knabenherz ahnte in solchen Stunden etwas vom Zauber und weihevollen Werth der „Kunst“ — und immer brannten mir in Glück und Freude die Backen, wenn ich ein wenig mithelfen und bosseln durfte, oder gar, wenn ich den Pinsel in die Hand bekam, um einen seiner Vergoldung harrenden Heiligen mit gelber Farbe zu grundiren. Es war das der erste Terminus der Atelliersprache, den ich lernte . . . grundiren! Und ich zweifle, ob ich jemals wieder in meinem späteren Schaffen diese heiße, brennende „Künstlerfreude“ empfunden habe, wie damals, wenn ich im blinden Eifer meines Kunsttriebes Hemd und Hose über und über mit Farbe beklexte — ein Kunstresultat, das meine gute Mutter oft zur Verzweiflung brachte.

Wenn der „Maler“ bei der Arbeit saß und dazu ein Liedchen pfiff oder mit halber Stimme sang, dann klapperten nebenan die großen Stricknadeln der „Malerin“. Das war ein freundliches, herzensgutes Frauerl, mit einer Stimme, so weich und lieb, daß man sie gerne hörte, gleichviel, was sie sagte. Wenn ich kam, ging mein Weg zuerst in ihr Stübchen, denn immer war ich sicher, daß sie ein „Schleckerle“ für mich in Verwahrung hielt, eine riesige Rohrnudl, in heißer Asche gebratene Aepfel oder Kartoffeln, glänzende Schmalzschuckfen . . . lauter Leckerbissen, die in der Küche meiner Mutter keine Heimat hatten. Eigens für ihren Gebrauch hatte die „Malerin“ einen Schmeichelnamen für mich erfunden; sie nannte mich „Wiggele“, und noch heute glaube ich die freundliche Hand zu fühlen, mit der sie mir die vom Lauf erhitzten Wangen tätschelte oder das struwelige Blondhaar aus der heißen Stirne strich. Und wenn ich mich in dem alten Lehnstuhl dick angepampft hatte, dann pflegte meine „Malermammi“ wohl zu sagen: „So, Wiggele, jetzt geh' 'naus zum Vatern und thu' fein recht schön malen, gelt, daß dö Bauern a rechte Freud' haben an ihre Heiligen!“

Diese drei Menschen standen in der Erinnerung an meine Kindheit wie drei leuchtende Säulen, und als meine traumhaft webenden Gedanken in diese Kindheit und in das Dorf zurück auf die Suche gingen, da mußten auch diese drei Gestalten zuerst mir entgegentreten, von freundlichen Gedanken verschönt und veredelt. Aber ich zeigte mich wenig dankbar für all das Viele, was ich von den Dreien empfangen und genossen. Dem alten, braven Lehnl legten meine spinnenden Träume ein tiefes, geduldig ertragenes Weh in die Seele, und wenn meine Phantasie auch dem „Maler" und der „Malerin" ein gutes Päcklein Jahre von den Schultern nahm und ihnen die Jugend wiedergab, so mordete ich doch die groß gewachsenen Kinder der Beiden, zerstörte ihr Glück, erklärte ihre Ehe für null und nichtig — freilich nur, damit sie nach Kampf und Hader sich wieder finden sollten in Treue und Liebe. Zwischen den Herzen dieser drei Menschen spannte sich Faden um Faden, und wie nur erst diese Drei aneinander gekittet und gekettet waren, da reihte sich ganz von selbst ein weiter Gestaltenkreis um dieses Kleeblatt. Mein Herrgottschnitzer mußte doch eine Mutter haben . . . und die „Traudl" war gefunden, ein in's Bäuerliche übersetztes Bild meiner eigenen Mutter, mit ihrem frischen, gesunden Humor, mit der unermüdlichen, rührenden Fürsorge für die Ihrigen, mit der hellen Freude an dem Glück ihrer Kinder. Dem verliebten Pauli durfte der Nebenbuhler nicht fehlen . . . und ich sah das verschmitzte Lümmelgesicht des „Nuckel". Der Wirth und Bürgermeister, der prahlerische Großbauer, der Hochzeitlader mit seinen Schnurren . . . sie kamen, wie die Gäste in der Wirthsstube, von selbst, einer nach dem anderen, jeder eine Erinnerung aus dem Dorfe, eine getreue Copie nach dem Leben. Jede neue Gestalt brachte einen neuen Zug in die aus sich selbst herauswachsende Handlung, und das Gefüge des Stückes war fertig, noch ehe es mir eigentlich recht zum Bewußtsein kam, daß ich an einem Stücke sann und arbeitete. Und wer weiß, ob dieses Stück trotz alledem geschrieben worden wäre, wenn nicht abermals ein Zufall mitgeholfen hätte.

Diese mir selbst ganz zwecklos erscheinenden Träume waren schon zum fertigen Bilde gediehen, als mich die Sorgen um mein letztes Examen die ganze Sache wieder vergessen machten. Ich sollte an der Leipziger Universität zum Doctor der Philosophie promovirt werden. Der schwere Tag ging glücklich vorüber, und im Hochgefühl meiner Freiheit, im stolzen Bewußtsein meiner neugebackenen akademischen Würde kehrte ich in meine Heimat, nach München zurück. Dialektkomödie, Münchener Ensemble, Stück und Träume, Alles war in den Wind geschlagen, und die nächsten Wochen galten keinem

anderen Zwecke, als dem Genuß meiner jungen Freiheit. In diesen Tagen erfaßte mich eine neue Leidenschaft — keine falsche Vermuthung, verehrter Freund! — es war nur die Leidenschaft für das Billard. Das „Café Maximilian“ war meine Schulstätte, und ganze Nachmittage opferte ich auf diesen grünen Schlachtbänken der Zeit. An solch einem Nachmittage war es. Ich legte den Queue bei Seite und suchte mir ein Ruheplätzchen. Da sah ich Hans Neuert, den hervorragendsten Künstler der Münchener Truppe, in einer Ecke sitzen. Ich begrüßte ihn, setzte mich ihm gegenüber, und wir kamen in's Plaudern. Er erzählte mir, daß er an einer neuen Dialektkomödie arbeite, und da ich seinerzeit in Berlin so viel Interesse für die Sache gezeigt hätte, wäre er neugierig, was ich von seinem Stoffe halte. Dann schoß er los. Das Stück hieß „Der Proceßhansl“; zwei Bauern lagen im Streit um eine Wiese, über welche die Eisenbahn führen sollte; die Handlung des Stückes spielte durch etwa zwanzig Jahre; zwei Liebespaare heiraten sich über's Kreuz, und aus jedem Ehepaar muß der unbrauchbare Theil heraussterben, damit sich die richtigen am Ende kriegen können.

Ich schüttelte bedenklich den Kopf zu dieser Geschichte, und äußerte schließlich meine Meinung, daß ich jeden Federstrich an diesem Stoffe für verlorene Arbeit halte; das einzig Brauchbare an der ganzen Sache wäre der Titel, für den es sich verlohne, einen neuen Stoff zu suchen und ein neues Stück zu schreiben. Neuert schien von meinem offenen Urtheil nicht sehr angenehm berührt, aber er konnte meine Gründe nicht widerlegen. Wir plauderten weiter, und schließlich äußerte ich lachend, ohne jede Absicht, daß auch ich ein wenig an der Idee eines solchen Stückes gebosselt hätte. Ich erzählte die Handlung in ihren Hauptzügen, entwickelte die Eintheilung der Acte, den Gang der Scenen — und Neuert war Feuer und Flamme für den ganzen Stoff, und besonders für die Rolle des „Lehnl“. Das dürfe nicht liegen bleiben, das müsse geschrieben werden, meinte er. Ich hatte kein rechtes Vertrauen zu der Sache und zu mir selbst . . . auch gruselte mir ein wenig vor der Arbeit. Neuert aber hielt mich fest, er ließ nicht wieder locker, und als er mir seine Mitarbeiterschaft anbot, schlug ich ein.

Schon am anderen Morgen begann ich zu schreiben, bei der Arbeit kam auch mir der Eifer und die Freude, und in zehn Tagen war das ganze Stück zu Papier gebracht; die Handlung und das Gefüge des Stückes standen fest, alle wesentlichen, von der Handlung untrennbaren Scenen waren vollständig ausgearbeitet, die nebensächlichen, episodischen Scenen nach ihrem Inhalte skizzirt. In dieser

von der Vollendung nur wenig entfernten Gestalt legte ich das Stück in Neuert's Hände. Er kürzte, wo ich zu breit geworden war, vollendete die episodischen Scenen und überspann den Baum der Handlung mit den lustigen Ranken seines gesunden Humors. Drei Wochen später überreichten wir das Stück, welches den Titel: „Die Findl-Loni" führte, der Direction des Gärtnertheaters. Es wurde angenommen, mit recht mäßiger Begeisterung, wohl nur aus Rücksicht für Hans Neuert. Einer der Regisseure, Herr Skitt, sträubte sich sogar gegen die Aufführung und prophezeite einen Mißerfolg; ganz besonders bemäkelte er den „dalketen Titel", und auf seine Veranlassung wurde das Stück umgetauft. Der neue Titel, den es bekam, lautete: „Der Herrgottschnitzer von Ammergau". Besser ist das Stück durch den neuen Titel gewiß nicht geworden — aber zugkräftiger; denn das gleiche Jahr brachte die Ammergauer Passionsspiele. Im März 1880 wurde das Stück am Gärtnerplatz-Theater zum ersten Male aufgeführt, es gefiel, und zwei Monate später feierte der „Herrgottschnitzer" in Berlin jenen stürmischen Erfolg, von welchem Niemand m e h r verblüfft war, und welchen Niemand weniger begriff, als der ahnungslose Autor, der auf gut Glück gegeben hatte, was eben in seiner Tasche war.

Ludwig Ganghofer.

Wie mein Vater von der Theaterlust geheilt wurde.

Mein Vater war ein einfacher Schneidergeselle, der sich jedoch für Theater, Kunst und Literatur seit seiner frühesten Jugend immer interessirte. Er aß oft trockenes Brod und kaufte sich für die paar ersparten Kreuzer Werke unserer Classiker, und wenn die Arbeit vorüber war oder an Sonntagen Nachmittags recitirte und declamirte er den Gesellen derselben Werkstatt alles auswendig Gelernte mit der ihm eigenen Leidenschaft vor. Er fand an seinen Werkgenossen wie an seinem Lehrherrn selbst stets ein aufmerksames und dankbares Publicum. Ich erinnere mich gar oft, wie er uns, seiner Familie, Abends den „Lumpaci" oder „Pariser Taugenichts", „Das Nachtlager von Granada" (Text und Musik) ꝛc. dem Wort getreu vorrecitirte.

Er war ein ideal angelegter Mann und schwärmte für alles Schöne. Er trug sich immer ideal. Eine hohe Stirn mit rabenschwarzem, langem Haar, man mochte ihn eher für einen Maler als für einen Schneider halten. Als er freigesprochen wurde, verdiente er sich als Geselle wöchentlich fünf Gulden und mußte seine alte, blinde Mutter unterstützen. Um einen Nebenverdienst zu haben, statirte er Abends im Theater an der Wien unter Director Carl's Leitung und bekam hiefür 10 kr. C.-M. per Abend. Hier lernte er Nestroy und Scholz kennen, die ihm auch ihre Kleider zum Ausbessern anvertrauten. Scholz nannte ihn stets den „dramatischen Flickschneider". Nestroy empfahl ihm den Dichter Julius Findeisen als Lehrer, weil er in ihm Talent entdeckte und mein Vater allen Ernstes gesonnen war,

die Schneiderei mit der Schauspielerei zu vertauschen. Findeisen gab ihm umsonst dramatischen Unterricht, und mein Vater glaubte sich beim Theater mehr zu verdienen. Doch wie wurde er enttäuscht, und wie schnell verlor er die Lust zum Theater und fand wieder die Liebe zu seinem rechtschaffenen Metier!

Findeisen schickte ihn im Jahre 1847 als Anfänger für jugendliche Liebhaberrollen zu seinem Freunde und Theaterdirector Schuberth nach Eisenstadt in Ungarn. Mein Vater reiste per pedes apostolorum nach Eisenstadt, schneiderte noch unterwegs, wie er glaubte zum „letzten Male". Dort angekommen, fand er den Director in der Gasthofküche — denn im Gasthof war auch das Theater — und überreichte demselben, der soeben mit der Directorin beschäftigt war, alte Garderobe zu flicken, sein Beglaubigungsschreiben. Als mein Vater ihn fragte, was er bezahlt bekäme, meinte der Director: zehn Gulden monatlich. Selbstredend die erste Enttäuschung, denn er meinte, mindestens fünf Gulden wöchentlich. Der Herr Director aber erwiderte pikirt: „Schauen Sie, mein erster Held da drüben," dabei zeigte er nach dem Küchenherde, wo der erste Held gerade bei einem großen Blechtopfe stand und Linsen mit dem Löffel herausaß, „bekommt nur fünfzehn Gulden, und da wollen Sie gleich zwanzig Gulden als Anfänger?"

Am selben Abend war „Der Sohn der Wildniß" im Theater, mit dem Director, der zum ersten Male in der Saison auftrat, in der Titelrolle. Beim Aufziehen des Vorhanges versagte die Courtine, und der Herr Director im Costüm stieg vom Zuschauerraum aus auf die Leiter und ordnete die Störung. Da gab es viel zu lachen; nur mein Vater lachte nicht, denn im selben Moment war sein Entschluß auch schon gefaßt, nämlich gleich am nächsten Morgen nach Wien zu seiner Schneiderei wieder zurückzukehren. Er stellte sich die dramatische Kunst anders vor, er war zu ideal. Er kam wieder nach Wien und wollte nichts mehr vom Theater wissen.

Leopold Matzler.

Reime eines Componiſten.

I.

Worte und Muſik.

Deutſche Sprache, wie ſo reich,
Oft gewaltig, herb und ſtark,
Dann auch lieblich, ſinnig, weich,
Mild durchrieſelnd Bein und Mark!
Es erfaßt mich — wie Entzücken,
Wenn ich in den Schätzen wühl',
Um das Alles auszudrücken,
Was ich denke, wie ich's fühl'.
Hab' die Worte ich gefunden,
Laſſ' ich gern auch ſingen ſie:
Wort' und Töne — eng verbunden
Durch die Macht der Melodie.
So erſteht das ewig neue,
Alte, wunderholde Lied,
Das da ſingt von Lieb' und Treue,
Das wie Frühling grünt und blüht.
Liegt auch ferne ſchon die Stunde,
Wo der Jugend Feuer glüht',
Lebt doch tief im Herzensgrunde
Noch Dein ew'ger Zauber: „Lied!"

II.

Verloren und gefunden.

Ich hatt' ein Lied erſonnen,
Nun find' ich's nimmermehr!
Verſchwunden iſt's, entronnen,
Der Kopf, das Hirn ſcheint leer.
Wie mir's im Geiſt erklungen,
Hat es mich ſelbſt beglückt
Und hätte — laut geſungen —
Wohl Viele noch entzückt.
Ach, daß ich es verſäumte,
Dies Lied zu halten mir!
Die Töne, die ich träumte,
Zu feſſeln auf Papier!
Wohl wollt' ich es notiren,
Da iſt mir's ſchnell entſchlüpft —
Wie ſpurlos — beim Berühren
Ein Vogel flüchtig hüpft.
Ich bin hinausgegangen,
Die Melodie, ſo ſüß,
Mir wieder einzufangen,
Wo ſie ſich hören ließ:
Aus einer Kirche g'rade
Erſcholl dort licht und klar
Ein ſchöner Sang — nur ſchade,
Daß es mein Lied nicht war!
Horch, da tönt Gläſerklingen:
In fröhlichem Verein
Hör' ich ein Chorlied ſingen! —
Das kann mein Lied nicht ſein.
Nun klangen aus dem Flieder
Bei trautem Dämmerlicht
Der Nachtigallen Lieder —
Mein Lied war's aber nicht.
Spät Nachts, als heim ich kehrte,
Noch lauſchend jedem Klang,
Zwei Stimmen fern ich hörte
Verſchmelzend leiſ' im Sang:

Zwei Glückliche — verbunden
In Seelenharmonie! — —
Da hatt' ich es gefunden:
Das war die Melodie!

III.

Lied und Lerche.

Der Frühling kommt gezogen;
Ein Thauwind, feucht und schwer,
Ist ihm vorangeflogen,
Zu künden uns die Mär'.

Was Lieb' im Herbst gesungen,
Erstarrt im Winter-Eis:
Nun hat sich's losgerungen
Im Sonnenblicke heiß.

Und wo im Schnee verborgen
Ein Lied süß schlummernd lag —
An solchem Frühlingsmorgen
Steigt jubelnd es zu Tag.

Es strebt hinauf in's Weite,
Es schillert, blitzt und klingt! —
Und drunten sagen Leute:
„Wie schön die Lerche singt!"

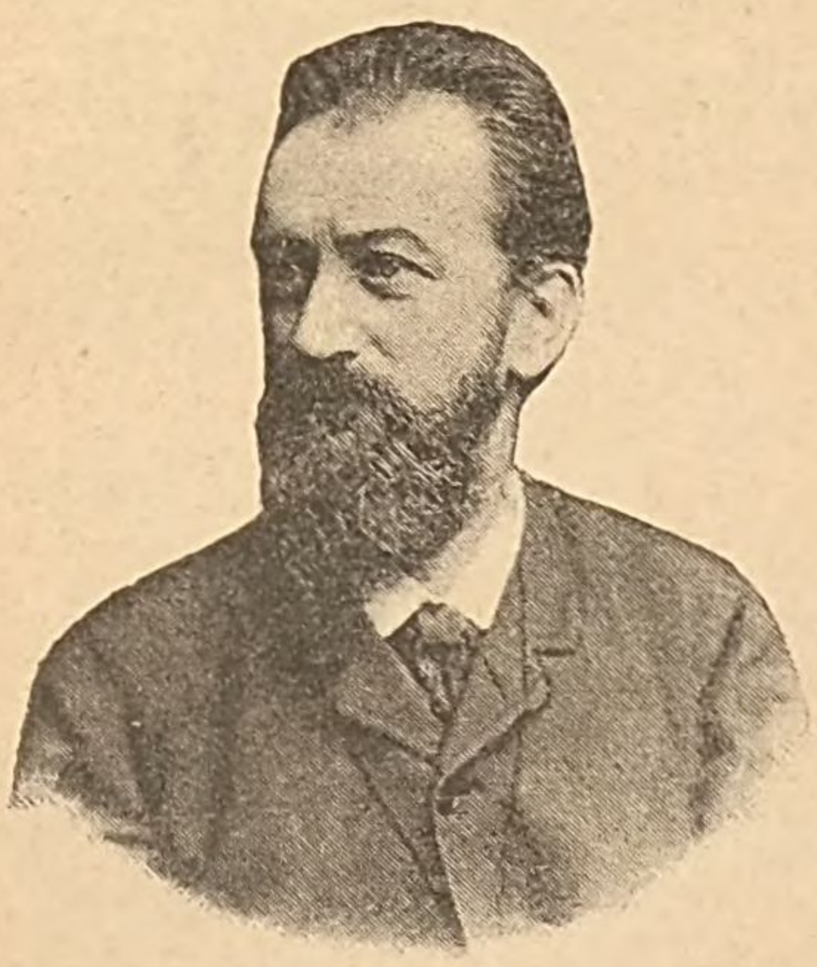
IV.

Neueste Richtung.

Eure Worte — poesielos!
Eure Klänge — melodielos!
Eure Kunst — ein Lotterielos:
Die Verstimmung wird man nie los!

Richard Genée.

Eine Probe mit Girardi.



Als Goldschmiedgesell' habe ich angefangen. Und ich könnte heute bereits über ein wohlassortirtes Lager selbstverfertigter Eheringe und Firmungskreuzel verfügen, hätte mir nicht mein Jähzorn diese schöne Carrière ein- für allemal verschlossen. Ich saß in meines Vaters Werkstatt und führte das Hämmerlein. Und wenn mir so eine güldene Kette nicht gleich pariren wollte, so machte ich kurzen Proceß und warf sie auf die Straße hinaus. Diese Methode der Bearbeitung der Edelmetalle war in der Wiener Goldschmiedezunft bisher noch nirgends angewendet worden.

Und mein Vater, der gegründete Zweifel hatte, daß durch meine Methode sein Geschäft in Flor kommen würde, erwies sich und der Goldschmiedekunst einen unschätzbaren Dienst und machte mich — zum Musiker, was stets mein Herzenswunsch gewesen war.

Für die Capellmeister-Thätigkeit ist der Jähzorn ebensowenig eine nützliche Beigabe als für die Goldschmiedekunst. Die feinen Glieder einer Goldkette oder die einer Vorstellung in Zusammenhang zu bringen, so daß eines sich in das andere schlingt und alle mit- sammen ein ebenmäßig geformtes und fest gefügtes Ganzes bilden — diese zwei Arbeiten gleichen sich auf ein Haar. Das Object ist bei beiden gleich spröde und schwer zu fassen; es ist eine Arbeit peinlichster und sorgsamster Ciselirung, die mit dem Goldschmiedehammer und die mit dem Tactstock. Ich will nicht näher auf dieses Gleichniß eingehen; aber mir ist, als hätte man alles Recht, den Capellmeister als den Goldschmied der Vorstellungen und den Goldschmied als den Capellmeister der Schmucksachen zu bezeichnen. Wie dem auch sei:

wer als Goldschmied jähzornig wird, wird das nicht weniger als Capellmeister. Nur daß es in der letzteren Stellung schwieriger ist, seinem Zorne Luft zu machen, wie in der ersteren. Denn einen Sänger, der beständig zu tief einsetzt, oder eine Sängerin, die stets um eine Minute zu spät auftritt, kann man nicht einfach zum Fenster hinauswerfen, wie einen goldenen Ring, der nicht pariren will. So ist mir denn oft genug das Blut siedend und der Kopf heiß geworden da unten am Dirigentenpult. Einmal habe ich aber doch lachen müssen.

Wir probiren im Theater an der Wien den „Bettelstudent". Alles geht brillant; es wird mit großer Verve gesungen und gespielt, und es „klappt", daß man seine Freude haben kann, bis endlich die Stelle kommt, wo Girardi auftreten soll. Sein Stichwort fällt — aber kein Girardi kommt aus den Coulissen. „Der Girardi soll auftreten!" Der Girardi hört das aber nicht — aus einem sehr einfachen Grunde: er ist überhaupt noch gar nicht im Theater. Es ist seine Leidenschaft, zu den Proben zu spät zu kommen. Also gut! Noch einmal von vorn! Vielleicht kommt er inzwischen. Wieder geht Alles vorzüglich — bis zu der gewissen fatalen Stelle. Das Stichwort fällt — aber kein Girardi, so weit das Auge reicht. Also warten.

Es vergeht eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, drei Viertelstunden. Die Sänger und der Chor stehen auf der Bühne, die Musiker sitzen im Orchester, der Capellmeister auf seinem Thron — Alles sieht nervös auf die Uhren und wartet, wartet, wartet. Endlich, wie man gerade beschließen will, die Probe aufzuheben (denn ohne ihn kann man nicht weiter probiren), kommt er an. Um zehn Uhr war die Probe angesagt — jetzt ist es halb Zwölf. Er kommt also, gemächlichsten Schrittes, mit einem Gesicht, auf dem eine so friedsame und beschauliche Ruhe glänzt, wie der Sonnenschein eines Sonntagmorgens auf den blühenden Feldern. Ohne sich irgendwie zu überstürzen, entledigt er sich seines Pelzes, seines Hutes, bringt noch einige Zeit damit zu, in den verschiedensten Taschen seines Pelzes Entdeckungsreisen nach seinem Sacktuch zu unternehmen, und nachdem er dieses gefunden, versenkt er sein Haupt in dasselbe, sich und die Welt vergessend. Endlich kommt er wieder zum Vorschein, schaut sich um, beginnt plötzlich das schwüle Schweigen zu verspüren, das ihn umgibt, und fragt, an die Rampe tretend, zu mir hinunter:

„Ja, habt Ihr denn schon angefangen?"

Ich kämpfte mühsam meine Wuth nieder und bemerkte mit einiger Ironie, die geradezu lebensgefährlich gewirkt hätte, wenn sie

ganz so vernichtend zum Ausdruck gekommen wäre, als sie gemeint war:

„Ich an Deiner Stelle — ich würde überhaupt nicht kommen!"

Darauf er, ohne eine Miene zu verziehen, in einem Tone voll sittlichen Ernstes:

„Siehst Du — das würdest Du thun. Ich aber bin dazu viel zu gewissenhaft!" . . .

Carl Millöcker.

Erinnerungen.

Wer die Ueberzeugung hegt, daß er weder im Leben noch im Tode einen Biographen findet, soll sich die Gelegenheit, eine Selbstbiographie zu veröffentlichen, nicht entgehen lassen, wenn sie ihm geboten wird.

Darum werfe ich einen flüchtigen Rückblick auf meine lange Vergangenheit, die mir umso endloser erscheint, als sie reich an Ereignissen war, an schmerzlichen mehr wie frohen. Bunt genug sind die Bilder, die da an meinem inneren Auge vorbeischweben. Erst sehe ich mich vor langer, langer Zeit am Fenster eines venetianischen Palazzos, unter mir ein Schwarm kleiner nackter Jungen, die, an ein Nudelbrett geklammert, im trüben Wasser des Canals ihre ersten Schwimmübungen machten, hinter mir die besorgte deutsche Großmutter, die mich unter feierlichen Mahnungen krampfhaft am Zipfel meines Kleidchens hält, in der Befürchtung, die halbwelsche Enkelin möchte es den venetianischen Buben nachthun und unversehens in der salzigen Fluth vorzeitige Schwimmversuche wagen. Doch kam es nie dazu, vielleicht weil mich mein ruheloses Geschick so bald in nebelgraue Fernen trug. Dort in der weiten Themsestadt wurde ich nicht mehr am Röckchen festgehalten, sondern ich mußte nach Landessitte Selbstständigkeit in Gang und Handlung erlernen. Schon als siebenjähriges Kind schritt ich furchtlos an der Hand meiner um Weniges älteren Schwester durch das geräuschvolle Gewühl von Menschen, Wagen und Ochsen, die damals ganz unverfroren in großen Heerden durch die Vorstädte Londons getrieben wurden und von denen man sich erzählte, daß sie nicht selten ein Kind mit den Hörnern aufspießten und in die Luft schleuderten. Auf solch weiten Gängen lernten die neugierigen Kinderaugen gar bald die grellen

Contraste des Lebens kennen, den oft bedrückenden Unterschied zwischen Arm und Reich.

Da standen wir zuweilen wie festgebannt bei den vornehmen Häuserreihen des eleganten Stadtviertels, sahen die feinen Equipagen daherfahren, stillehalten, sahen das Thor auffliegen, den Laufteppich wie durch Zauber aus der glänzend erleuchteten Vorhalle nach dem Wagenschlag rollen, um schöne Frauengestalten in duftigen Balltoiletten darübergleiten zu lassen.

Und während von oben gedämpfte Tanzmusik herabklang, erblickten wir durch die unverhüllten Fenster der unterirdischen Küchenräume die Vorbereitungen zu köstlicher Mahlzeit, die saftige Riesenkeule am langsam sich drehenden Spieß, die herrlichen Tafelaufsätze, die silbernen Schüsseln und Speisedeckel und ganze Berge von kostbarem Besteck. Schon freuten wir uns des hübschen Anblickes, aber da taumelte eine betrunkene Orangenverkäuferin fluchend an uns vorbei, um in die nahe Gosse zu stürzen. Männer, Weiber und Kinder mit hohlen Wangen schlichen wie Schatten durch den dunklen Abend, und wüster Lärm scholl von weitem aus den Branntweinschänken.

Trotz allen Comforts, den wir im eigenen Hause hatten, trotz der hübschen englischen Puppen und der interessanten Schaufenster an allen Kaufläden, trotz der spielenden Fontainen im Krystallpalast zu Sydenham, der einzig guten Kuchen und Bisquits fühlte ich mich in London doch nicht heimisch.

Die venetianischen Gondeln, die goldene Façade der Marcuskirche, die süßen Weisen der Gondoliere spukten mir unaufhörlich im Köpfchen herum, und so oft ich die weiße Kugel eines abgeblühten Löwenzahnes wegblies, wie es die Kinder zu thun pflegen, um etwas im Stillen zu wünschen, sprach ich nichts Anderes als: „Zurück nach Italien.“

Dieser Wunsch ging mir in Erfüllung, noch ehe ich zehn Jahre zählte. Da fuhr ich von London im heftigsten Sturme an verzweifelt mit den Wellen kämpfenden Segelschiffen vorüber nach Boulogne, und dann durch ganz Frankreich nach der damaligen Hauptstadt Italiens: Turin.

Nun folgten interessante Jahre, wie man sie nur in Italien in der damaligen großen Sturm- und Drangzeit erleben konnte. Zwar quälten mich auch in Italien die bittersten Sorgen, zwar blieben mir Noth und Zwist, die steten Begleiter meiner Kindheit und Jugend, auch fortan noch unwandelbar treu, aber das Schöne und Interessante, das sich mir auf allen Wegen bot, half erquickend darüber hinweg.

Mit Entzücken wanderten wir durch die Straßen, an deren Ende

die schneeigen Gipfel der Alpen aufragen, wanderten längs des Po oder auf den veilchenduftenden umliegenden Höhen.

Mit warmer Theilnahme, ja mit Begeisterung verfolgten wir die Bestrebungen der Männer, die an der Wiedergeburt ihres Vaterlandes arbeiteten. Es war die Zeit, da das junge Italien sich im Werden befand, da jeder Italiener nur ein Ziel, nur ein Bestreben kannte: „L'Italia una con Roma capitale"! („Das einige Italien mit Rom als Hauptstadt!")

Ich kannte sie fast Alle, die großen und kleinen Kämpfer für die Einheit Italiens, ich hörte sie jubeln bei jeder günstigen Wendung des Schicksals, sah sie weinen, als die Hiobsposten von Custozza und Lissa eintrafen, sah sie hoffen, streiten, streben, bis endlich das ersehnte Ziel: Roma capitale erreicht war.

Mit glühendem Patriotismus, ohne Ahnung ihres im Herzen schlummernden Deutschthums, hatte die halbe Italienerin als Stieftochter eines Venetianers die Einheitskämpfe beobachtet, im Geiste mitgefochten, mitgelitten, war von Turin nach Florenz, von da nach Rom gekommen.

Dort lernte ich noch das seltsame Zusammen- oder vielmehr Nebeneinanderleben der weltlichen und geistlichen Behörde kennen, sah noch ein gutes Stück des mittelalterlichen Roms mit seiner schönen Romantik und seinem unschönen Schmutze, bis ich plötzlich fortkam.

Der allmächtige Minister Lanzer hatte mich gefragt, ob ich nach Egypten wolle, der Khedive fordere Beamte von ihm, und er sei bereit, meinen Stiefvater dorthin zu schicken.

Egypten! Das lockte, und wir gingen. Nun wandelte ich unter Palmen, getreu nach dem Dichterworte — nicht ungestraft! Auch dort erfuhr ich schweres Leid, lernte durch die Schuld meines Stiefvaters, der dreimal seine glänzende Anstellung verscherzte, die Bitterniß kennen, in fremdem Lande freundlos und mittellos zu sein, und doch gehört dieser Aufenthalt im Nillande zu meinen liebsten Erinnerungen. Es ist schon lange her, daß ich Egypten verließ, mit dem kecken Entschluß, für mich und die Meinen in der Kaiserstadt an der Donau zu sorgen, daß ich vom Schiffe aus Alexandrien und dem egyptischen Himmel ein letztes Lebewohl zuwinkte; aber Alles, was ich in jenen Tagen geschaut, lebt noch farbenprächtig in meinem Gedächtnisse fort, und es vergeht fast kein Tag, an dem nicht ein Klang, ein Duft, ein Farbenton mir Bilder aus dem Nillande mit täuschender Lebendigkeit vorgaukelt, bald ein nächtliches, bald ein strahlend helles.

Da sehe ich wieder die großen Sterne so nahe, daß ich sie erreichen zu können glaube, oder es taucht der Hafen von Alexandrien

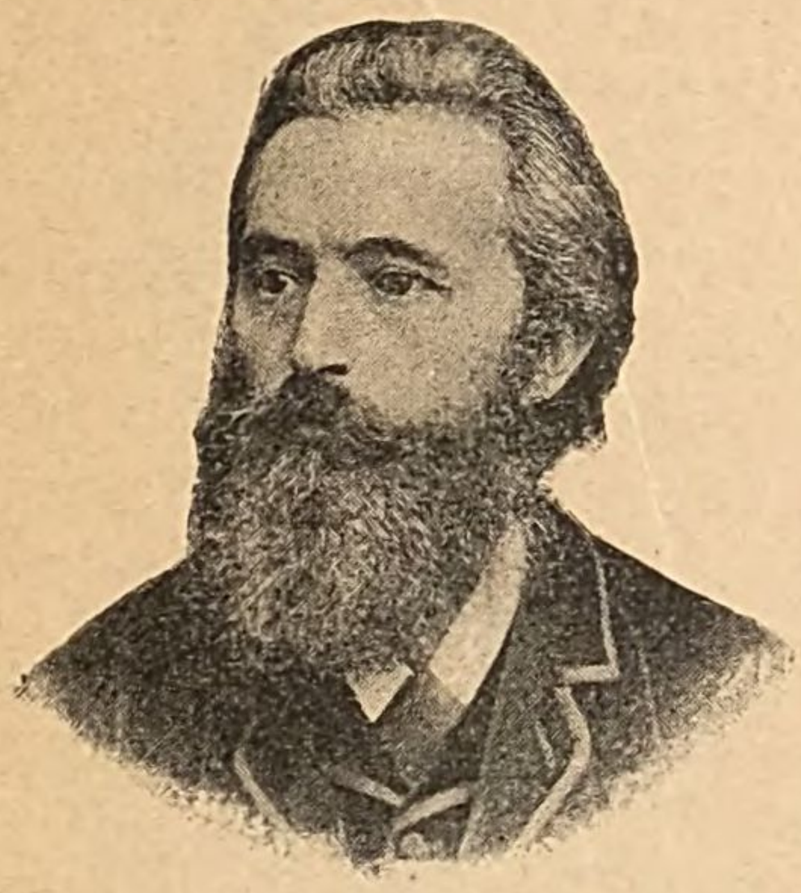
mit dem Marmorpalaste von Kassetin, den Palmen und Minarets vor mir auf.

Oft erblicke ich den Muski mit seinem farbenbunten Gewimmel, oft auch nur ein idyllisches Eckchen von Kairo: ein sonnenbeleuchtetes kunstreiches Moscheenthor, daneben einen uralten Baum, in dessen tiefem Schatten ein ruhender Araber dem Girren der Tauben lauscht.

Dann wieder ein lauschiges Haremszimmer mit sprühender Fontaine und betäubendem Wohlgeruch, kurz lauter entzückende Bilder, die gleich einer Fata Morgana plötzlich vor mir auftauchen, bald in den Straßen, bald in dem trauten Heim, das mir in zwölfter Stunde Liebe, Glück und Kühnheit gründen halfen.

C. del Negro.

Ein Componistenleben.



Sie bringen mich durch Ihre Aufforderung, Ihnen meine Lebensgeschichte zu erzählen, in eine nicht geringe Verlegenheit, denn für's Erste ist dieselbe so uninteressant wie nur möglich, andererseits fehlt mir die Gabe, mich mitzutheilen, gänzlich. Ich kann also mit dem besten Willen Ihrer Aufforderung nur dann entsprechen, wenn Sie mein selbstsprechendes „Ich" ganz aus dem Spiele lassen. Zu diesem Behufe folgt hier eine kurze Darstellung meines Lebensweges. Ich bin am 15. Februar 1847 zu Frauenthal in Steiermark geboren. Mein Vater war daselbst Schullehrer und Organist, auch Componist von zumeist Kirchensachen, die in vaterländischen Kreisen in hohem Ansehen standen. Mit sieben Jahren kam ich zu meinem Schwager Martin Bischof, ebenfalls einem Schullehrer, welcher mich in allen Zweigen der Musik: Clavier, Violine, Orgel, Flöte 2c., sowie im Generalbaß unterrichtete und dem ich einen durchaus soliden und festen Grund zu meiner ferneren musikalischen Ausbildung verdanke.

Später ging ich nach Graz, wo ich zuerst die Realschule und dann den pädagogischen Curs besuchte, da ich Lehrer werden sollte. Als ich letzteren absolvirte, hielt es mich nicht länger in Graz; der Trieb, mich ganz der Musik zu widmen, wurde noch verstärkt durch das Beispiel meines Bruders Hans, welcher der Musik wegen seine juristischen Studien aufgab. Kurz, ich ging im Jahre 1863 nach Wien, kam zu Dessoff in's Conservatorium, wo ich auch Stefan Stocker und Hermann Riedel traf, mit denen ich dann nach drei Jahren gleichzeitig diplomirt wurde. Dessoff verdanke ich sehr viel, ganz besonders in Hinsicht auf Veredelung des Geschmackes. Im Jahre 1872 wurde meine erste Symphonie (G-moll) bei den Phil-

harmonikern zur Aufführung gebracht. Sie errang nur einen Achtungserfolg, was mich zur Ueberzeugung brachte, daß ich mich zu früh auf dieses große Gebiet gewagt habe. Ich fing darauf gleichsam noch einmal von vorne an und hatte zwei Jahre darauf mit meiner D-dur-Serenade meinen ersten Erfolg, dem ich unter Anderem auch meine Stellung am Conservatorium verdanke, wo ich seit Jänner 1873 als Lehrer wirke. Erst zwei Jahre später hatte ich endlich das Glück, mit Johannes Brahms bekannt zu werden, den ich bis dahin nur in seinen Werken zu verehren Gelegenheit hatte. Von diesem Momente beginnt selbstverständlich wieder eine ganz neue Epoche meines Künstlerlebens, und zwar nicht die schlechteste.

Im Laufe der Jahre kamen bei den Philharmonikern weitere zwei Serenaden, zwei Symphonien und ein Clavierconcert zur Aufführung. Bis zum Jahre 1888 bin ich dieser Richtung treu geblieben, bis mich Herr Schnitzer zu einer Oper verführte. Ob ich ihm das danken soll, wird wohl erst die Zukunft lehren. Daß „Die Königsbraut" in musikalischer Hinsicht Erfolg hatte, wissen Sie, denn sie wurde in der vergangenen Frühlings-Saison an der Wiener Hofoper sechsmal gegeben.

Sollten Sie auch von meinem Privatleben einigermaßen Notiz nehmen, so diene Ihnen zur Nachricht, daß ich seit 1869 verheiratet bin, zwei schlimme Buben habe und im Allgemeinen ein häuslich eingezogenes Leben führe, und daß mich Hymen's Bande bisher noch nie gedrückt haben, trotzdem ich sie schon so lange trage.

Robert Fuchs.

Wie man am schnellsten Opernsänger wird.

Von meiner frühesten Jugend war ich von meinen Eltern dazu bestimmt, Musiker zu werden. Ich besuchte das Conservatorium zu Wien — doch bald hatte ich die Geige satt bekommen, und es erwachte in mir der Wunsch, Sänger oder Schauspieler zu werden. Es verging fast kein Tag, wo ich nicht in der Oper oder im Theater an der Wien, natürlich am „Juchhe", zu sehen war! Als nun seinerzeit an letztgenannter Bühne der „Lustige Krieg" und der „Bettelstudent" in Scene ging, war ich von der Meisterleistung Girardi's derart entzückt, daß ich der Geige Valet sagte, schnurgerade zum Theateragenten lief und ihn bat, mich an irgend ein Theater für Chor zu engagiren!

Meine Stimme war noch in der Mutation, jedoch meine musikalischen Fähigkeiten waren ja für einen Chor-„Herrn" vollauf genügend, und so behauptete ich mich einige Zeit in dieser Stellung. Es war nun im Jahre 1884, als ich nach Wiener-Neustadt als erster jugendlicher Gesangskomiker engagirt wurde!

Leider hatte ich anfangs mit vielen Concurrenten meines Faches zu kämpfen, und so kam es, daß ich eine ganze Saison müßig ging, bis eines Tages den Mitgliedern bekannt gegeben wurde, die Bündel zu schnüren, um nach Neisse (Preußisch-Schlesien) zu übersiedeln! Der Director versprach mir gute Beschäftigung, und ich war thatsächlich für dort als alleiniger Vertreter meines Faches engagirt. Ich spielte den Benozzo im „Gasparone", Piffkow im „Feldprediger", Sancho im „Spitzentuch", Hector in „Nanon" 2c. 2c., und zwar mit vielem Glück. Eines Morgens weckte mich der Theaterdiener und sagte, der Herr Director wünsche mich sofort zu sprechen, es sei eine sehr wichtige

Angelegenheit, und ich möge mich nur recht „sputen“. Natürlich kam ich dem Befehle des Directors sofort nach und begab mich nach dessen Bureau; dort angekommen, stellte mir Herr Director C. folgende Proposition: „Klein, Sie sind hier in der kurzen Zeit so beliebt geworden, dies freut mich, und ich sehe es auch gerne ein, daß ich Ihnen in Neustadt Unrecht gethan; hier nehmen Sie 30 Mark als Gagenaufbesserung, aber Sie müssen mir nächsten Freitag den Caspar im „Freischütz“ singen, da ich soeben die Nachricht erhielt, daß unser Bassist H. gestern Nachts durchgebrannt ist!“

„Aber Herr Director, das ist ja unmöglich, wie kann ich es wagen, den Caspar zu singen; vor allen Dingen fehlt mir die Baßstimme, und was mit meiner Figur? (Der Max war nämlich um eine halbe Elle länger als ich.) Ich werde ja ausgelacht, mache mich für später unmöglich, und überdies ist in einigen Tagen mein Benefice, da singe ich mir mit dem Caspar das Publicum hinaus!“

„Es nützt Ihnen nichts, lieber Klein, Sie sind der Musikalischeste meiner Mitglieder, Sie müssen singen, wenn nicht, kann ich am Ersten die Gagen nicht bezahlen!“

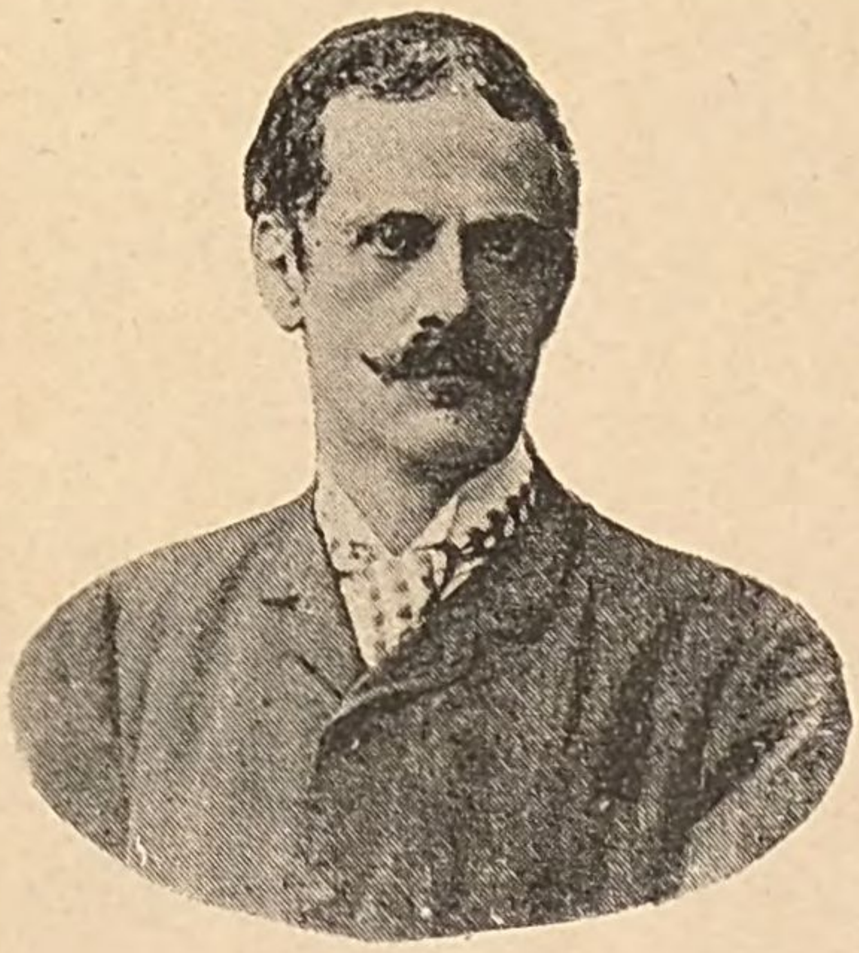
Das genügte...! Ich ging nach Hause mit dem Clavierauszug des „Freischütz“ unterm Arm und — weinte! Daß ich dazu ausersehen, diese Partie zu singen, durfte ich auf Befehl des Directors Niemandem sagen, also ich mußte mich fügen und meinen Gram allein tragen. Abends nahm ich die Geige und machte die ersten Baßstimmversuche. Als ich nun anfing: „Nur ein keckes Wagen ist's“ u. s. w. kam mir unwillkürlich der Gedanke: „Weber, Du mußt es geahnt haben, daß ich einmal den Caspar singen werde!“ Also drei Tage waren mir gegönnt, und am vierten Tage sollte ich „losgelassen“ werden. Natürlich sang ich jeden Abend Operette, und die Stimme wurde dadurch in die Höhe geschraubt. Nun bat ich mir bei der Direction aus, den Abend vor der „Freischütz“-Aufführung ruhen zu dürfen, und dies wurde auch bewilligt. „Wegen großer Vorbereitung für die morgige „Freischütz“-Aufführung bleibt heute die Vorstellung aus.“ Die ganze Nacht hatte ich vor Aufregung kein Auge geschlossen, und Morgens kam ich müde und matt zur Probe. Es ging vortrefflich, selbst die große Arie mit den ungeheueren Läufen ließ ich mir nicht streichen, und frischen Muthes sang ich darauf los. Mittags war ich beim Director zu Tische geladen, und als wir gerade beim „Apfelstrudel“ waren, kam Bassist H. athemlos zur Thür hereingestürmt und schrie: „Herr Director! Herr Director! Verzeihen Sie mir, ich bin schuldlos, daß ich einige Tage nichts von mir hören ließ, ich — ich war — eingesperrt!“ Nun erzählte er, daß er „den“ Abend

in einer sehr heiteren Gesellschaft war, die ihn einlud, mit nach Breslau zu fahren und Morgens wieder retour. Neisse dürfte von Breslau ungefähr zwei Stunden per Bahn sein. In sehr animirter Stimmung verließen sie nun Neisse und kamen nach Mitternacht an's Ziel. Dort führte ihn der „Zufall“ mit einem alten Bekannten zusammen, mit dem er ein Weilchen plauderte. Nun war die Gesellschaft verschwunden, er rannte Straße auf, Straße ab, natürlich nicht kerzengerade, rempelte einen daherkommenden Herrn tüchtig an, ein Wort gibt das andere, er holt aus und — wurde gehörig durchgewalkt. Ein Polizist nahm sich seiner väterlich an und versprach ihm, die nächsten 24 Stunden für ihn zu „sorgen“. Einen ganzen Tag im „Kotter“ und ohne Bier, das ist für einen Bassisten zu viel! Aus Scham sei er erst heute zurückgekehrt und auch n u r, weil er in einer Neisser Zeitung gelesen, Freitag ist der „Freischütz“, seine Leib- und Magenrolle! Noch ehe Herr H. ausgesprochen, faßte ihn Herr Director C. am Arm und wies ihm die Thür mit dem Bemerken: „Ich brauche keinen Sträfling, habe einen anständigen und besseren Caspar in Herrn Klein!“ Herr H. verließ das Zimmer wuthentbrannt, einen drohenden Blick auf mich werfend. Hatte ich ihm doch seine beste Partie „weggesungen“.

Es kam der Abend und mit ihm meine Angst; jedoch Fortuna war mir hold, und es ging wie — „geschmiert“! Ja, ich hatte nach meiner Arie im ersten Acte sogar einen tüchtigen Applaus. Herr H., welcher der Vorstellung beiwohnte, ließ mir durch einen Billeteur einen Zettel überreichen, worin er mir zu wissen gab, daß ich heute Abends nach dem Theater auf eine tüchtige Tracht Prügel rechnen könne! Caspar singen und Schläge kriegen, das sind zwei Strafen, welch letztere ich wohl nach Darbietung der ersteren verdiene; aber ich sah mich vor und ging mit starker Begleitung nach Hause. Herr H. mußte nun unverrichteter Dinge seiner Wege ziehen, und hätte mich damals nicht Militärpflicht nach meiner Heimat berufen, wer weiß, ob ich nicht noch den Mephisto gesungen hätte!?

Martin Klein.

Die Castagnetten der „Pepita“.



Pepita de Oliva! Welch ein Name! Nicht umsonst hatte der heimgegangene, mit glühend heißer Phantasie begabte Sänger des „Ahasverus“, Robert Hamerling, das Bild der Gefeierten über seinem Arbeitstische bis zu seinem Tode hängen! Auch er wußte weibliche, zauberhafte Schönheit zu schätzen. Sagen wir es kurz heraus, sie war das schönste Weib, welches vielleicht in diesem Jahrhundert die Bühne beschritten. Das schönste Weib auf der Bühne nämlich! Denn erst im Costüm, mit den blauschwarzen, über den geschwellten Hüften bis unterhalb der Kniee herabwallenden, süßen Odem verbreitenden Seidensträhnen, in dem kurzen Seidenrock mit den vielen spinnwebdünnen Spitzenröckchen und im Glanze der Lampen strahlte sie im Vollglanze einer Venus Aphrodite. Und erst wenn sie mit einem heißen Blick das Röckchen coquett an der Seite leise aufhob und — ihr Knie zeigte — da war es, als steige die Schaumbedeckte aus dem Meere. Ihre Gestalt war vom holdesten Ebenmaße, eher ein bischen „mollet“ als normal gerundet, das Gesicht der feurig blickenden Andalusierin — von wahrhaft antikem Schnitt — und das Herrlichste, Wunderbarste, Unergründlichste darin — ihre tiefschwarzen, brennenden Augen. Niemals kommen solche Gluthaugen wieder, nur einmal erschienen sie ähnlich, aber im gedämpften Maße auf einer hiesigen Bühne, und ihre Besitzerin — lebt noch. Ihr Name? Nomina sunt odiosa! Oder wie Ovid sagt: Nomina sunt ipso paene timenda sone! — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Vor mir liegt ein vergilbtes Blatt aus meiner Jugendzeit; ich war damals kaum 18 Jahre alt und schrieb schon Stücke für das

Carl-Theater und für die Josefstädter Bühne hinter dem Rücken meines Hofmeisters Dr. Triesch.

Ich will den Zettel wiedergeben:

K. k. priv. Theater in der Josefstadt.

Unter der Direction des Johann Hoffmann.

18. März 1857.

18. Gastvorstellung der Sennora Pepita de Oliva, erste Tänzerin des Hoftheaters in Madrid.

Zum ersten Male:

Der Ehevermittler.

Original-Lustspiel in einem Aufzuge von Max Waldstein.

Personen:

Irene Schmidt	Frl. **Rönnenkamp.**
Frau Arnold	Frl. **Müller.**
Heinrich Logau	Hr. **Leuchert.**
Veilchen	Hr. **Pohl.**
Marie	Frl. **Jaich.**
Ein Kellner	Hr. **Lung.**

Hierauf:

La Madrilena.

Spanischer Nationaltanz, getanzt von Sennora Pepita de Oliva.

Diesem folgt:

Ehestands-Exercitien.

Dramatischer Scherz von Rudolf Genée.

Adele	Frl. **Rönnenkamp.**

Zum Schlusse:

Der Kurmärker und die Picarde im Jahre 1815.

Genrebild in einem Acte von Louis Schneider.

Marie	**Pepita de Oliva.**
Friedrich Wilhelm Schulze	Hr. **Mejo.**

Schon bei den Proben des obbenannten Lustspieles aus meiner Feder (welches später mit Reusche am alten Berliner Königstädter Theater mit Erfolg gegeben wurde) hörte ich hinter den Coulissen mit einer Art Fanatismus vom Director bis zum letzten Theaterarbeiter hinab von der gefeierten Spanierin reden. Alles war in einem Taumel des Entzückens, sobald sie sich sehen ließ. Director Hoffmann verbot dem Souffleur wiederholt, während der „Madrilena" oder des „El Ole" in seinem Häuschen zu bleiben, er mußte gewaltsam herausgeholt werden, dann erst konnte man dasselbe schließen.

Die Versuchung war aber auch zu groß — der alte Knasterbart von Einbläser war so berauscht von ihrer Nähe, daß er wie halb wahnsinnig, von der Tarantel gestochen, auf der Bühne herumlief, und der Regisseur Forst erklärte: Dauert das Gastspiel noch eine Woche, so kommt der Alte sicher nach dem Brünnlfeld (d. h. in's Irrenhaus). Und ich erst! Wie ward mir jungen Fant zu Muthe, als ich sie das erste Mal aus ihrer Garderobe schreiten sah, gehüllt in einen kostbaren Hermelinkragen, den Oberkörper leicht auf den Hüften wiegend und in der Hand die Castagnetten aus Ebenholz. Mein Stück war noch nicht zu Ende gespielt, und ich lehnte an der ersten Coulisse rechts vom Zuschauer aus, neben mir stand Regisseur von Forst (ein ehemaliger Officier), der galant der Tänzerin Platz machte und auf mich deutend, der nicht wich, sagte: C'est l'auteur!

Und was geschah! Die Holde sah mich freundlich an, legte die rechte Hand auf meine Schulter und bat mich in elegantem Französisch, ihr das Stück zu erklären. Da war guter Rath theuer. Der süße, berauschende Duft ihrer nächsten Nähe wirkte noch ärger auf mich als auf den armen Souffleur, ich stotterte anfangs und brachte kein Wort ordentlich heraus, weder ein deutsches noch viel weniger ein französisches, doch endlich ermannte ich mich und erzählte ihr kurz die Handlung. Sie fragte mich dann um meinen Namen und bemerkte nur, daß ich für einen Dichter noch sehr jung wäre. „Trop jeune!“ Kaum fiel der Vorhang und die Mitwirkenden zogen sich nach einigen Hervorrufen zurück, als sie wie von einem elektrischen Schlage getroffen dem in einer Coulisse weilenden Fürsten Yousoupoff, ihrem damaligen Verehrer, nach Demidoff einer der reichsten Cavaliere Rußlands, ihren Pelz zuwarf und mit stolz zurückgeworfenem Kopfe und Oberkörper auf die schon leer gemachte Bühne schritt. Ihre Augen sprühten Feuer, ihre Nüstern erweiterten sich, Alles zuckte und bebte an ihr. Sie machte probeweise einige „Pas“.

Ich stand wie gebannt.

Wie Tannhäuser, als er im Venusberg zum ersten Male die Teufeline erschaute, wie Odysseus, als er Calypso in die Arme lief, so kam ich mir „junger Thor“ vor. Welch ein Moment! So lange ich lebe, werde ich ihn nicht vergessen. Niemand durfte damals an den Coulissen während des Tanzes der Pepita lehnen, nur ich überschritt das strenge Gebot, ohne Folgen zu spüren. Und wie oft, während sie die „Madrilena“ tanzte und ihr Auge einen Gegenstand suchte, während sie seitwärts zur Coulisse sich mit dem Kopfe neigte, fiel ihr Höllenblick auf mich.

O, es war nicht mehr himmlisch, es war wie die süßeste Hölle!

Es bohrten sich ihre Augen
Gar viele tausendmal
Sich tief hinein in's Herze
Mit ihrem Feuerstrahl!

Da fühlte ich ein Brennen,
Eine heiße, heiße Gluth,
Und süßes Liebesfieber
Durchschauerte mein Blut!

Der Tanz war zu Ende. Das Publicum raste, dreimal wiederholte Pepita die „Madrilena", bis sie endlich erschöpft sich zurückzog.

Ich trat auf die Bühne, da berührte mein Fuß ein kleines Ding, es war — eine zerschlagene Castagnette und eine ganze.

Wie ein Blitz durchzuckte es mich; beide aufzuheben und zu verstecken war das Werk eines Momentes. Ich war selig, seliger, als ich anderen Tages noch ein Bild der Gefeierten erhielt mit den auf ihre Tänze „Madrilena" (Granada) und „El Ole" (Sevilla) bezüglichen französischen und spanischen Zeilen.

Französisch:

Souvenir amical
d'original

Pepita de Oliva

und darunter spanisch:

Chi non a visto Granada
Non a visto nada!
Chi non a visto Sevilla
Non a visto maravilla!

— — — — — — — — — — — — — — —

Es vergingen viele Jahre, und unter vielen alten Künstlerreliquien: einen Strauß von Theresia Tietjens, einen langen Ballhandschuh von Ilma von Murska, einen zerbrochenen Fächer von Amalia Joachim, einer Münze von Pauline Lucca 2c., lagen auch die zerbrochenen spanischen Castagnetten. Da sollte ich selbe auf eine eigenthümliche Weise verlieren.

Ich kannte eine kleine Künstlerin eines kleinen Theaters, welche in einer kleinen einactigen Operette als spanische Tänzerin ein kleines Pas tanzen sollte. Sie wußte von meinem sorgsam behüteten Castagnettenschatz, denn ich zeigte ihr einstmals die wieder festgeleimten schwarzen Castagnetten der Pepita.

Sie probirte zu Hause den Tanz bei Clavierbegleitung oft ohne Castagnetten, und ich animirte sie, sich im Schlagen derselben einzuüben, und nicht, wie es schon damals Mode geworden, vom Orchester aus

sich durch „Holzschlag“ begleiten zu lassen und mit sogenannten „tauben“ Castagnetten in den Händen lautlos den Tact zu markiren.

Statt sich aber welche zu kaufen, proponirte sie mir eines Abends spät, meine echten aus meiner Wohnung, die der ihren gegenüber lag, holen zu lassen und sie ihr auf einige Tage zu leihen. Vergebens protestirte ich gegen die Entheiligung dieser Gegenstände durch eine so profane Hand.

Doch welcher Sterbliche widerstrebt, besonders wenn er poetische Anwandlungen hat und verliebter Natur, den Bitten einer schönen Tänzerin. Ich holte sie, die kleinen schwarzen Dinger, und übergab sie — Manuela (nennen wir sie discreter Weise mit diesem spanischen Namen in dieser spanischen Geschichte, wiewohl ihr Name mehr aus der Gegend von Podiebrad und Czaslau stammte und ihr Geburtshaus nicht am Manzanares, sondern an den Ufern der Moldau stand) — aber nur unter der Bedingung, daß sie die Castagnetten bei ihren häuslichen Uebungen verwende, für die Bühne aber die ihr bei den Proben schon beigestellten benütze.

Ueberdies machte ich sie auf den defecten, geleimten Zustand der Hölzer aufmerksam und daß ihr bei der naturgemäßen Aufregung bei dem Tanze während der Abendvorstellung ein Malheur geschehen könne.

Doch wer beschreibt mein Entsetzen, als ich, der ich einige Tage verreisen mußte, nach der bewußten Première zurückkehre und Folgendes vernehme: Wehe, wehe, dreimal wehe! Der Mensch versuche die Götter nicht!

Die damals schon heimgegangene Pepita hatte sich als „Geist“ furchtbar gerächt. Nicht ungestraft durfte eine Andere, eine Stümperin sich ihrer Waffen bedienen.

Mitten in der „Seguidilla“ (nachdem sie noch vor dem Tanze siegesstrahlend ihren Colleginnen die echten Castagnetten der Pepita vorgewiesen) zerbrach erst die eine und bald darauf auch die andere, nicht geleimte; da im Orchester die Markirung nicht vorgesehen war, so ging der Tanz effectlos und ohne Beifall für Manuela zu Ende.

Wuthentbrannt nach Hause fahrend, warf sie auf der Ferdinandsbrücke mit einem kühnen Schwunge die „Mistscherben,“ wie sich Manuela „poetisch-wienerisch“ auszudrücken pflegte, in die blaue Donau.

So endeten meine treulich behüteten Castagnetten in den Fluthen des Stromes.

Ach, nicht in dem blauen Guadalquivir, nicht in dem majestätisch dahin strömenden Ebro — im Donaucanal versanken sie — —

Jene Zeugen holder Nächte,
Wo die schwarzen Augen glühten
Und die Rabenhaare flogen
Und die rothen Lippen bebten.

Wo sie, mit den weißen Fingern
Schwarze Hölzchen fest umklammernd,
Mit dem Schlag der Castagnetten
Auch mein Herz in Bann geschlagen.

Max Waldstein.

„Der kleine Fischer."

Um einem dringenden Bedürfnisse abzuhelfen, ging auch ich im Jahre 1873 zum Theater; wer aber die Veranlassung dazu war, will ich mir zu erzählen erlauben.

Ich war einst in großer, hocheleganter Gesellschaft durch meinen Chef geladen, den verbindenden Text zu den lebenden Bildern zu sprechen, welche von einem Comité, gebildet aus Beamten meines Bureaus und deren Frauen und Kindern, dargestellt wurden. Prakticant Fischer stand schwarzbefrackt und frisch lackirt, beclaquet und weiß cravatisirt mit einem Buche in der Hand als Recitator vor der Wand.

Auf einmal schlug die Glocke an,
Und mein Debut in Wien begann.
's ging Alles glatt und ohne Störung.
Ein Dutzend Bilder war'n vorbei,
Jetzt kam zum Schlusse die Empörung,
Der Haupteffect: die Lieb' und Treu'.
Da fehlt das Blatt mir aus dem Buche,
Der Angstschweiß stand mir auf der Stirn',
Und ich begann zu all dem Fluche
Schnell ein Gedicht zu declamir'n.

„Die gelbe Ruab'n und der Radi",
An alte G'schicht' von Lieb' und Treu',
Es zog in lustig heit'rer Weise
Das Schlußtableau vor mir vorbei.
Ein Sturmapplaus, ich war gerettet,
Und meine Stellung war gemacht.
Ein Herr, ein großer, der Gesellschaft
Hat zum Theater mich gebracht.

Und dieser Mann war Anton Ascher,
Ihm dank' ich heute meinen Stand;
Ich hab' ihn ewig ernst genommen,
Weil ich ihn ewig heiter fand.

Dies ist in wenigen Worten — die geehrten Leser werden dies für den einzigen Vorzug meines kleinen Aufsatzes halten — die Geschichte meines Anfanges. Jener Tag, an welchem Anton Ascher mich „entdeckte", war gerade ein Mittwoch, und deshalb feiere ich alljährlich am Aschermittwoch meinen künstlerischen Geburtstag!

Franz Fischer.

Kleine Verse.

Studire die Menschen
Und dann erst Rollen,
Wenn Deine Leistungen
Wahr sein sollen.

*

Der Beifall ist der Kunst
Was der Blume das Licht,
Entziehst Du dies den Beiden,
Dann gedeihen sie nicht.

*

Von Vorbildern kannst Du lernen,
Doch copiren sie — auf keinen Fall,
's ist besser, Bescheidenes leisten,
Doch immer als Original.

Arbeite und ringe
Und gönne Dir nicht Rast,
Weil — fängst Du an zu ruhen,
Du ausgerungen hast.

*

Ich hab' mich der Kunst vermählt,
Der hehren Braut
Mich angetraut,
Es war mir zu enge die Welt,
Ich hab' mich der Kunst vermählt.

Ich hab' mich der Kunst vermählt,
Oft gab es, o Noth,
Kaum das tägliche Brod,
Doch Humor hat mir nie gefehlt,
Ich hab' mich der Kunst vermählt.

Ich hab' mich der Kunst vermählt,
Rastlos gerungen,
's ist Manches gelungen,
Die Hoffnung hat stets mich gestählt,
Ich hab' mich der Kunst vermählt.

Ich hab' mich der Kunst vermählt,
Bleibe ergeben
Ihr mein ganzes Leben,
Bis ich scheide aus dieser Welt —
Ich hab' mich der Kunst vermählt!

*

Auf den Brettern steh' ich,
Sie sind für mich die Welt,
Und mit den Brettern geh' ich,
Wenn einst der Vorhang fällt.

Franz Müller.

Das „Fünfer-Bankl“.

Demjenigen, der es einst — hoffentlich in nicht allzu ferner Zeit — unternehmen wird, eine umfassende Geschichte unseres alten, ehrwürdigen Burgtheaters zu schreiben, wird auch die dankbare, wenngleich schwierige Aufgabe zufallen, das Publicum dieses Theaters zu schildern. Zumal in früherer Zeit, da noch kein „Première-Abonnement“ und kein „Checkbuch“ seine freie Entwicklung einschnürte, durfte dieses Publicum einen nicht unerheblichen Antheil an dem Ruhme der ersten deutschen Bühne beanspruchen. Wurzelte es damals doch thatsächlich in den besten — nicht in den momentan reichsten — Kreisen der Wiener Gesellschaft und hatte es sich durch seine frische, leicht entzündliche Empfänglichkeit für das Schöne, durch seine gesunde Neigung zu einem frohen, literarisch unbefangenen Lachen, das ebensowohl herzliches Lob, als vernichtenden Tadel in sich schließen konnte, den Ruf eines strengen, aber niemals übelwollenden Richters erworben, dessen Urtheile an allen deutschen Theatern gehört und wohl geachtet wurden. Heute hat dieser Ruf zwar noch immer nicht wesentlich gelitten, aber die Macht dieser Urtheile ist dadurch erschüttert worden, daß sie fast immer post festum kommen, denn das Burgtheater eröffnet nicht mehr wie einst den Reigen der Aufführungen einer dramatischen Neuheit, es beschließt ihn zumeist.

Aber nicht von der Gegenwart wollen wir hier sprechen, sondern von der Vergangenheit, von der schönen und fröhlichen Vergangenheit, da — wir denken um etwa zwanzig Jahre zurück — auf der vierten und letzten „Galerie“ des Burgtheaters, hoch über allen Köpfen und Vorurtheilen, noch ein gar eigenartiges Völkchen hauste, das nicht selten über das Schicksal von Stücken und Darstellern

entschied. Studenten aller Disciplinen, Jünger und Jüngerinnen der dramatischen Kunst, jugendliche Enthusiasten aller Stände mit vollem Herzen und schmalen Beuteln, dazwischen bedächtige Grauköpfe, die uns aufhorchenden Jungen damals schon von einer glänzenden Vergangenheit des Burgtheaters erzählten, alte Mädchen mit endlosen Strickstrümpfen in den Händen und immer das Bild irgend eines jugendlichen Liebhabers oder Helden im Busen, eine gar bunte Gesellschaft, welche die Begeisterung für das Schauspiel allabendlich zusammenführte und die hier mit angehaltenem Athem, tiefe Erregung in den leuchtenden Blicken, den Vorgängen auf der Bühne folgte. Hier schlummerte das wahre Echo für jedes schöne Wort, das da unten gesprochen wurde, für jede geistvolle oder packende „Nuance" eines Darstellers; hier ward der Beifall geboren, der bald wie feiner Sprühregen, bald wie eine wilde Sturzwelle vom obersten Range niederprasselte und das bedächtigere Parterre mit sich fortriß.

Allein trotz ihrer enthusiastischen Neigungen und der scheinbaren Zügellosigkeit, mit welcher sie zumeist sich äußerten, gab es in der Gesellschaft, die den „vierten Stock" bevölkerte, doch eine wohlabgestufte Rangordnung, die wir allesammt wie eine geheiligte Institution strenge beachteten. Den halbkreisförmigen Mittelraum nahmen zwei Reihen numerirter Plätze ein, um deren Besitzer wir uns weiter nicht kümmerten. Sie gehörten nicht zu unserer Republik. Zwischen die einzelnen folgenden Bänke wurden knapp vor Beginn der Vorstellung sogenannte „Stockerln" eingeschoben. Wer ein solches, nach vorhergegangener Bestellung bei dem Billeteur, einnahm, wurde von uns zwar auch noch mit Geringschätzung betrachtet, aber er stand uns doch bereits ein wenig näher, als die aristokratischen Sperrsitzmenschen. Für voll angesehen wurde nur Derjenige, der sich im Laufe des Nachmittags vor dem Hauptthore oder in der Reitschule hübsch ordentlich „angestellt" und nach dem gehörigen Quetschen, Schreien und Lachen den berühmten „Einlaß in's Burgtheater" durchgemacht hatte.

Dieser Einlaß, damals noch nicht durch die nachmaligen eisernen Schnecken eingeengt, bildete den ersten Reiz, das Vorgefühl der Genüsse des Abends. Wir jungen Leute kamen meist erst, wenn die Gruppe der Harrenden schon tüchtig zahlreich war. Eine Weile prüften wir mit ernsten Blicken das Schlachtfeld, dann theilten wir uns in zwei Abtheilungen, welche rechts und links an der Wand neben dem Thore Aufstellung nahmen. Nun begann, die Schultern voraus, erst ein leises, dann ein immer kräftigeres Schieben, die Zurückgedrängten schimpften redlich, wir lachten, ab und zu rief Einer, das sei ein Scandal, den die Polizei nicht dulden sollte, wir aber schoben

und schoben weiter, bis sich die getrennten Abtheilungen an der Thürklinke wieder trafen. Bald darauf rasselte der Schlüssel im Schlosse, ein Thürflügel ward ein wenig geöffnet, und der Theaterfeldwebel mit seinem gewaltigen grauen Schnauzbarte erschien auf der Schwelle, gefolgt von zwei Soldaten. Er forderte uns mit erhobener Stimme auf, das Theater „ruhig" zu betreten. Trotzdem stürzten wir wie eine Horde Wilder an ihm vorbei zur Casse, denn es war unter uns eine Art von Sport, die „erste" Karte zu lösen. Und nun ging's, immer drei Stufen auf einmal, die schmale Wendeltreppe hinauf in's „Paradies". Hinter uns war das Thor längst wieder geschlossen worden, denn der Einlaß erfolgte nur gruppenweise, wir hatten also die Wahl unter allen freien Plätzen, allein Jeder wußte genau, wohin er gehörte; nur die wenigen zufälligen Besucher, die nicht zu unserer wohlgeordneten Republik gehörten, drängten sich in die Nähe der Sperrsitze oder irrten suchend umher wie verirrte Schäfchen.

Die wichtigsten, wenngleich keineswegs die besten Plätze bot das sogenannte „Fünfer-Bankl" auf der linken Seite des Hauses. Während die anderen Bänke nämlich je sechs Sitzplätze enthielten, bot dieses — das zweitnächste zur Bühne — nur fünf Besuchern Raum. Auf der rechten Seite hat diese verkürzte Bank niemals eine besondere Bedeutung gewonnen, „links" aber war sie die Stammloge der Aeltesten unserer Republik, der Erbgesessenen, der Aristarchen. Hier haben wir, damals die Jüngsten unter den ständigen Besuchern des vierten Stockes, wohlgezählte fünf Jahre in der rückwärtigen, ein wenig erhöhten zweiten Reihe Abend für Abend unsere Plätze eingenommen und es niemals gewagt, in die noch freie erste Reihe zu schlüpfen, denn deren Stammgäste kamen im Bewußtsein ihrer Würde erst zum Beginne der Vorstellung. Hier haben wir bescheiden gewartet, bis solch ein viel umworbener Sitz durch irgend einen freundlichen Zufall herrenlos wurde, dann rückte der Rangälteste unter uns vor, von unserem stillen Neide und unserer Sehnsucht begleitet. Ich entsinne mich noch deutlich des Tages, da mir endlich diese Ehre zu Theil wurde. Meine neuen Nachbarn begrüßten mich mit gebührender Zurückhaltung, nicht unfreundlich, aber keineswegs enthusiastisch. Mir war den ganzen Abend sehr feierlich zu Muthe, ich sprach kein Wort und folgte nur zerstreut der Vorstellung — man gab Lederer's „Kranke Doctoren", ein liebenswürdiges Lustspiel, das mit Unrecht aus dem Repertoire gestrichen wurde. An jenem Abende hatte ich jedoch für die Anmuth des Stückes keinen Sinn, ich lugte immer wieder zurück nach meinen bisherigen Genossen und sonnte mich in ihren sehnsuchtsvollen Blicken. Mein Vorgänger, dessen Platz ich ein-

genommen hatte, war Schauspieler geworden und in's erste Engagement, ich glaube nach Halle, abgegangen. Er hieß Gustav Kadelburg — und ist heute erster Liebhaber am Deutschen Theater in Berlin. Auch Andere haben vom „Fünfer-Bankl" aus ihren Weg auf die Bühne genommen: Robert und Altmann, Siegwart Friedmann, Gustav Kober, van Hell und noch Manche, die es zu einer hübschen Stellung gebracht haben, jene nicht gerechnet, die auf diesem Wege verschollen sind . . .

Eines Abends erhielten wir einen weiblichen Gast. Wir waren damals fast durchwegs noch in den Flegeljahren oder denselben kaum entwachsen und deshalb nicht allzu galant gegen die Besucherinnen, die gerne die besten Plätze ohne die Mühe des „Anstellens" und „Drängens" eingenommen hätten. Aber für jenen Gast wurde eine Ausnahme gemacht. Wir überboten uns in täppischer Aufmerksamkeit gegen das bildhübsche Mädchen, denn wir wußten, daß es eine Schülerin Lewinsky's war und demnächst im Burgtheater als Melitta in Grillparzer's „Sappho" zum ersten Male auftreten sollte. Mit welch scheuer Bewunderung wir die hübsche Novize betrachteten! Sie nannte sich Antonie Janisch und ist viele Jahre später als Gräfin Arco in's Burgtheater zurückgekehrt, hat es aber bekanntlich seither wieder verlassen . . .

Mit dem Parterre standen wir im Allgemeinen auf schlechtem Fuße. Das sogenannte „zweite Parterre", das damals noch bestand, ließen wir noch allenfalls gelten, aber das vornehme erste, heute „Parquet" genannt, konnte sich unserer intimsten Feindschaft rühmen. Namentlich bei den ersten Aufführungen führte dieser Gegensatz fast immer zu ernsten, von uns hartnäckig geführten Kämpfen. Unsere puritanische Strenge gegen moderne Lustspiele und unser leicht erregbarer Enthusiasmus für Stücke ernsteren Inhaltes stimmte mit dem Geschmacke des Parterres ganz und gar nicht überein. Auch hatte mancher Dichter „da unten" seine Freunde, welche ihm Erfolge zu bereiten versuchten, die wir wiederum nicht gelten lassen wollten. Ein Beispiel für Viele. Niemand verstand es besser, bei seinen Premièren das Theater mit seinen Anhängern zu besetzen, als S. H. Mosenthal, der lange Zeit hindurch so eine Art Hauspoet des Burgtheaters war. Wir wußten das und bekämpften ihn namentlich in seiner letzten Periode gerade deshalb so energisch als möglich. Allein gegen die Ueberzahl seiner wohlpostirten und übereifrigen Freunde waren wir ohnmächtig. So auch bei der Première seiner „Maryna", eines wirklich schwachen Stückes, das obendrein schon in den ersten Scenen gegen die Lachlust des Publicums anzukämpfen hatte, denn Sonnenthal, der

die Rolle eines Ritters Zarucki zu spielen hatte, mußte es ertragen, daß alle Unbefangenen im Hause, so oft dieser slavische Name ausgesprochen wurde, laut auflachten, war „Zarucki“ doch der Spottname für die damaligen Polizeisoldaten, die — zumeist durch die Taborlinie nach Wien gekommen — bei öffentlichen Anlässen dem zudrängenden Publicum stets mit dem Rufe „Zaruck!“ zu imponiren suchten. Trotz dieser gefährlichen Heiterkeit erzwangen Mosenthal's Mameluken doch einen glänzenden Erfolg für „Maryna“, der Dichter wurde zwanzigmal und darüber hervorgejubelt, ohne daß wir diese höchst ungerechte Huldigung verhindern konnten.

Aber am nächsten Abende gab man das Stück nach alter Haustradition zum zweiten Male. Das waren zwar die einzigen Abende, an welchen wir dem Theater ferne zu bleiben pflegten, doch diesmal fanden wir uns — ohne jede Verabredung — vollzählig ein und gaben ungehindert unser Urtheil ab. Es lautete vernichtend genug.

Mehr als zwanzig Jahre trennen uns heute von jenen köstlichen Abenden, aber die Erinnerung an sie ist lebendig geblieben, als wären es nur zwanzig Tage, die seitdem verflossen sind. Aber die Erbgesessenen von einst hat das Leben auseinander gejagt, da und dorthin getrieben, auf Nimmerwiedersehen getrennt. Einen herzlichen Gruß jedem Einzelnen von ihnen, dem dieses Erinnerungsblatt in die Hände fällt.

C. Karlweis.

Auf den Fußspitzen durch die Welt.

Erschrecken Sie nicht, ich will keine abenteuerliche Reisebeschreibung liefern, wie ich etwa zu Fuß durch die Welt gewandert, dazu wären mir meine Beine viel zu werthvoll gewesen; liegt doch mein ganzes Sinnen und Denken nur dort, wo andere Menschen schon lange zu denken aufhören, in den — Fußspitzen. Auf diesen bin ich durch die Welt gewandert — beinahe hätte ich gesagt, geschwebt — und nun soll ich mit den Händen zu wirken anfangen, soll ich schreiben? Ja, wenn ich dies mit meinen ziemlich bewährten Fußspitzen thun könnte? Dieselben verweigern mir aber diese Entweihung ihres Terpsichoren gewidmeten Lebens — nun, versuchen wir es einmal mit anderen Spitzen — den Federspitzen, wenn ich auch fürchten muß, damit meine Finger und anderer Leute Geduld zu verletzen.

Geboren bin ich — doch halt, vorher will ich noch sagen, daß ich eigentlich Cerallo hieß und nur des Wohlklanges wegen mich Cerale nenne — in Verolengo, einem Orte bei Turin, und kam in frühester Jugend schon in die Balletschule. Ich war vierzehn Jahre alt, da hatte ich es schon zur Primaballerina gebracht und bin heute noch um keinen Schritt weiter; man kann es eben nur bis zur ersten Stelle bringen, und darum lag mein Heil nur in dem Zug nach der Fremde, die mir andere Menschen, andere Erfolge bieten konnte. Ich gastirte in Mailand mit glänzendstem Erfolge, ging dann nach Barcelona, wo ich einige Monate blieb und bei den tanzverständigen Spaniern außerordentlich gefiel. Da passirte mir einmal etwas Absonderliches. Am Allerseelentage weigerte ich mich, zu tanzen, doch ich mußte, trotzdem es mir sehr schwer fiel. In der Vorstellung tanzte ich bebenden Herzens, und während ich zu meinen Pas die freundlichste Miene machen mußte, schnitt es mir tief in die Seele. Da plötzlich, ein Schrei,

ich fiel, und mit geknicktem Fuße mußte ich von der Bühne weggetragen werden. Ich hielt diesen Zufall für ein Gericht Gottes, umsomehr, als kein Arzt Barcelonas mir den verrenkten Knöchel wieder einrichten konnte und ich unfähig war, zu gehen, geschweige denn zu tanzen. Ich verzweifelte schon, meine Laufbahn so früh unterbrochen zu sehen, doch sollte mir eine geradezu wunderbare Rettung werden. Im Dorfe Figeras in den Pyrenäen wohnte ein neunzigjähriger Hirt, dem Wundercuren nachgesagt wurden; in meiner Verzweiflung versuchte ich dieses letzte Mittel und fuhr hin. Er betrachtete den kranken Fuß, drehte und drückte ein wenig, dann sagte er: „Stehen Sie auf!“ Ich erzitterte und wagte es nicht. „Nun, so stehen Sie doch auf,“ wiederholte er, und ich stand auf. Ein Schritt, es ging, noch einer, der Fuß schmerzte gar nicht mehr, ein dritter, ich konnte springen, und dann tanzte ich ein Freudensolo, wie ich es so beseligt nie mehr im Leben vermochte. Ich kehrte nach Barcelona zurück, wo mich ein vierspänniger Prachtwagen im Triumphe in die Stadt führte und ich neuerdings meine Thätigkeit aufnahm.

Von Barcelona ging ich nach Mailand, wo ich ein recht komisches Erlebniß hatte. Ich übersiedelte mit meinen Sachen in eine neue Wohnung und ging neben dem Wagen her. In einem alten Koffer, der schon recht luftig war, lagen in Bonbonnièren eine Menge Gold- und Silberstücke. Der Wagen rumpelte, die Bonbonnièren fielen ein wenig durcheinander, und bald rollten nach allen Seiten die Gold- und Silberstücke, denen ich mit herzlichem Lachen nachschaute. Es war zu drollig, wie die Jungen darum balgten und stießen. Von dort ging ich nach Triest, wo ich am Teatro communale die Aufmerksamkeit des damaligen Hofopern-Directors Jauner erregte, der mich zu einem Gastspiele nach Wien einlud. Ich folgte dem glänzend dotirten Antrage, fand stürmischen Beifall und wurde engagirt. Ich habe mich nach mancherlei Kämpfen mit neidischen Collegimnen bald an die erste Stelle gebracht und bin nun nach Erneuerung meines zehnjährigen Contractes noch für einige Zeit an die Wiener Hofoper gebunden. Meine glänzenden Erfolge hier und überall, wo ich auf meinen Gastreisen hinkam, haben mich auf meine Kunst stolz gemacht, und wenn ich den Schöpfer um eine Gnade bitte, ist es die, daß er mir meine Kunst und die Freude an ihr erhalte.

Luigia Cerale.

Die Fledermaus.

Die Fenster des Salons standen offen, und die herbe und würzige Luft eines Frühlingsabends floß ungehindert durch den schöngezierten Raum. Sie berührte die Stirnen der kleinen Gesellschaft, welche sich in der Plauderniſche zusammengethan hatte. Zwischen der Frau und dem Herrn des Hauses saß nur ein Gast; der Diener hatte den Samowar aufgestellt und war dann mit unhörbaren Tritten verschwunden. Man wollte eben ganz ungestört wie unbehorcht sein. Der Thür zunächst stand ein Mädchen. Das feine dunkellockige Haupt in die Falten des Thürvorhanges geschmiegt, also daß es sich vom blauen Sammt desselben in seiner strengen, halb kindlichen Schönheit gar lieblich abhob, lauschte es reglos. Hatte Einer seine Tasse Thee geleert und verlangte nach mehr, dann hielt die Hausfrau Dianen das Gefäß hin, und diese brachte mit anmuthiger Behendigkeit das Verlangte, um sofort wieder ihre hübsche Stellung einzunehmen.

Es war sehr stille. Nur das Wehen in den Baumkronen klang mächtig, und die Theelöffelchen erklirrten leise. Man sah in die sinkende Nacht, die allgemach auch die fernen Höhen zu umspinnen begann, und schwieg, bis im Garten die erste Fledermaus ihre gaukelnden Flugkünste anhub. „Das häßliche Thier!“ rief die Baronin schaudernd, kaum daß sie seiner gewahr geworden war.

„Auch Sie schelten es also?“ erklang es von der Stimme des Gastes.

Die Baronin wurde eifrig. „Und ist es nicht häßlich? Und ist es nicht lichtscheu, als hätte es kein gutes Gewissen? Wer mag es leiden?“ meinte sie.

„Sie haben Recht, Baronin, Niemand, gar Niemand. Nicht

einmal das Märchen, das doch sonst allen Thieren hold ist und gelegentlich selbst vom Wolf etwas Gutes weiß. Auch das hat eine gar garstige Erklärung für seine Gemiedenheit und schilt es Verräther. Als ob es nicht auch ein unglückliches Geschöpf wäre! Als ob es nicht auch Mitleid verdiente!"

„Sie werden sentimental, Herr Doctor!"

Der Gast hatte sich erhoben. Er that das immer, wenn er im Sprechen warm wurde; denn dann liebte er es, mit nachdrücklichen Handbewegungen seinen Worten Bedeutung zu geben. Er war eine lange, eckige Gestalt, ungelenk in den Bewegungen und mit einem bleichen Gesicht, die Stirn von feinen, langen, schwarzen Haaren umschattet. Alles an ihm war trübselig, selbst seine Stimme hatte einen heiser melancholischen Ton, als er nun langsam, Wort nach Wort prägend und in kurzen Sätzen zurückgab:

„Vielleicht, vielleicht auch nicht. Aber mir fiel immer auf, wie viele Menschen eigentlich Schicksalsgenossen der Fledermaus sind. Denn was das Märchen von dieser behauptet, das trifft gar Viele. Weil sie ein Zwitter sei, nicht Vogel, nicht Säugethier, dürfe sie blos in der Zwittertageszeit sich hervorwagen. Im Dämmern also. Träfe sie die volle Nacht oder der helle Tag, dann müsse sie sterben. Und so gibt's auch Menschen."

„Sie räthseln, Herr Doctor; bitte deutlicher!"

„Es sind uninteressante Thiere, und ihr Geschick ist es auch, Baronin!"

„Ich bitte, erzählen Sie doch!" Von der Thür her erklang es diesmal. Dianens Augen leuchteten und hingen gebannt an der hageren Gestalt; die feinen Flügel ihres spitzen Näschens, das gar nicht zu dem sonst regelmäßigen Gesicht paßte und ihm doch einen eigenen Reiz verlieh, zitterte in Erwartung.

Er machte eine ungelenke und doch tadellose Verbeugung nach der Sprecherin hin. Man sah, er kannte alle Formen; aber sie waren ihm angelernt, noch nicht sicheres Eigenthum. „Wenn Sie also wünschen?" Er setzte ein wenig aus und sann . . .

„Also, ich selbst kannte eine solche Fledermaus. Sie war mein Freund sogar, wohl der einzige, den ich je gehabt. Ein Mann, der wohl hätte glücklich *werden* können, nie aber glücklich *sein*. Denn er ertrug nicht Glück, nicht Unglück. Das war eben so seine Art. Er hatte viel zu erleiden gehabt im Leben; es gehört nicht hieher, was Alles. Und man hört nicht gerne im Salon von Hunger und Elend. Denn dahin gehört blos das Gefällige; jene aber sind häßlich. Aber ganz unglücklich war er doch nie, denn in den schlechtesten

Tagen brach doch ein Schimmer von Licht in seine Seele. Er dachte dann der Zeit, wo er Alles erlangt haben würde, wonach er strebte, und trug sich doch schon mit der Sorge, ob er dann wohl noch die Kraft haben würde, es zu genießen. So lebte er denn im Zwielicht, und das taugte ihm eben. Nun denn, das, was er ersehnte, ward ihm; denn er war nicht unbegabt, er hatte sogar vielfältige Fähigkeiten, die er freilich nicht recht zur Geltung zu bringen verstand. Er gewann Ansehen in seinem Kreise und eine ganz behagliche Stellung. Ihrer sich zu erfreuen, vermochte er freilich wiederum nicht; denn saß er an wohlangerichteter Tafel, dann fiel ihm der Hunger der Vergangenheit ein oder, noch schlimmer, die unerfreulichen Orte, darin er ihn stillen gemußt. Und das vergällte ihm jeden Bissen. Das alte Ungemach konnte er nicht aus seiner Erinnerung tilgen; die Schwielen blieben ihm in der Seele, die Jeder gewinnt, der mit der Noth gerungen. Er verlangte glatte Rechnung vom Leben — als ob es die gäbe! Er begehrte vom Geschick vollen Ersatz für jeden unfreiwilligen Verzicht — und darüber kam er zu keiner Freudigkeit am Gewonnenen und verscherzte das, was ihn hätte für Alles entschädigen können."

Er holte schwer Athem, und sein tiefes Auge spähte nach Dianen hinüber. Diese verharrte immer noch reglos; nur ihre Blicke sprachen beredten Antheil. Dann fuhr er fort, und seine Erzählung hatte Fluß und seine Stimme etwas wie Kraft gewonnen.

„Das fand er auf einem Balle. Er selber tanzte nicht, denn er kam sich so ungeheuer alt vor, daß er die Versäumnisse seiner Jugendjahre nicht mehr gut machen mochte. Auch holt sich derlei später nur schwer nach. Formen wollen in der Jugend angeeignet sein. Aber, wie die Fledermäuse überhaupt gern dem Lichte zufliegen, so hielt auch er es; der glanzerfüllte Saal erfreute, das Funkeln der Geschmeide berauschte ihn; die Musik — er liebte sie sehr, seine unglücklichste Liebe, denn er konnte nie ein Instrument meistern lernen — beschwingte seine Seele, ein rhythmischer Taumel erfaßte ihn angesichts der freudigen Bewegung um ihn. Die schönen Frauen, das Duften und Rauschen seidenschillernder Kleider, das Alles behagte ihm und stieß ihn doch wieder ab, weil er sich ausgeschlossen und gemieden schien, machte ihn selig und unselig zu gleicher Zeit. Auf diesem Balle also lernte er ein Mädchen kennen. Sie kamen in's Gespräch, und seine Gesellschafterin entzückte ihn unsäglich. Sie war natürlich, brav und beherzt. Er schien sich ihr gerades Widerspiel und gefiel ihr doch wohl; das merkte er bald. Denn sie war jung, tanz- und lebensfreudig und schenkte ihm dennoch einen ganzen Tanz,

nicht etwa eine Tour, und horchte ihm zu. Er erzählte gut, sagte man; aber ein Ballgespräch führten die Beiden nicht. Wie es ihm gemäß war, so beschwor er hier, inmitten von Reichthum und Lustbarkeit, Bilder des Elends und des Jammers. Sie waren wohl noch nie in solcher Umgebung aufgezeigt worden. Vielleicht fesselte sie gerade das; sie folgte jedenfalls seinen Schilderungen, sie horchte ihnen, achtsam, fast so sehr, wie Sie jetzt meinen Worten."

Er wendete sich mit einem Lächeln, das sich in seinem Gesicht offenbar nicht wohl fühlte, an Dianen, die erröthete und leise zusammenschrak.

„Er kam dann in ihr Haus, und das Mädchen gefiel ihm mehr und mehr. Zu sprechen wagte er aber nicht; Alle wußten schon, daß ihm das schöne Kind gut sei, nur er quälte sich noch in Zweifeln und Fragen. Bis endlich einmal jeder Zweifel und jede Frage verstummen mußten, weil ihm Anna in einer Dämmerstunde, da er wieder klagte, wie einsam und liebeverlassen er dastünde, wie Niemand sein Los theilen wolle, um den Hals gefallen war und geflüstert hatte: „Ich will's . . ." Nun mußte er wohl an das glauben, was Allen ein Räthsel war, welche die Beiden kannten. Seine wenigen Gesellen hatten ihm immer einen schwermüthigen Zauber nachgerühmt — hatte der das sinnige Gemüth umsponnen? Aber so wenig es auf sich gehabt hätte, daß Fremde die Neigung des Mädchens nicht begriffen — daß auch er sich darüber verwunderte, darüber grübelte, das war ein Unglück — ich will hoffen, blos das seine.

Auch war Anna's Wahl in der That verwunderlich. Denn sie war schön, ich selber habe selten ein lieblicheres Mädchen gesehen — er war das nun gerade nicht; sie brauchte ihn in keiner Weise, und an Bewerbern fehlte es ihr eben auch nicht. Sie war reich und stand über ihm an Rang und Geltung. Also, was zog sie zu ihm? Wollte sie seine Trösterin sein? Das hätte seinen Stolz verletzt, ob er gleich wußte, daß sich Frauen in dieser Rolle gern gefallen. War es eine einfache Geschmacksverirrung? Aber wer bürgte ihm dann dafür, daß diese für die Dauer vorhielt? Mit solchen Fragen quälte er sich unabläßig; sie verfolgten ihn in die jauchzende Seligkeit der ersten erwiderten Liebe und trieben ihn im jähen Taumel des Empfindens zwischen Ungestüm und Kälte hin und her.

Dabei aber hatte er nicht einmal die Kraft, sich zu verstellen. Er forderte immer nur Liebesbetheuerungen und Zärtlichkeiten von dem Mädchen und ermüdete es dadurch. Auch mußte sich die Stolze, gerade weil sie ihm wirklich und von Herzen gut war, durch den Zweifel an der Beständigkeit ihrer Gesinnung verletzt fühlen, der sich

so verrieth. Die Unthätigkeit seines Wesens, dem taumelnden Fluge der Fledermaus gleichend, fiel ihr auf. Sie hatte ihm ein Halt werden wollen; nun erwog sie, ob nicht die Gefahr nahe liege, daß ihre gefestete Natur durch seine Haltlosigkeit erschüttert werde. Das Weib begehrt Kraftbewußtsein vom Manne; hier mußte sie sich fragen, ob mit einem solchen Manne auf dauerndes Glück zu rechnen sei. Und darnach stand ihr der Sinn. Wie aber einmal solche Erwägungen laut werden, da ist das Beste der Liebe, da ist ihr Unbewußtes dahin. Er selber hatte sich sein Glück verscherzt; zu viel und zu oft hatte er es nach Stamm und Herkunft gefragt. Das aber liebte das scheue Seelchen nicht; so war es denn Dem entflogen, der es nicht zu schätzen noch zu hegen gewußt. Es half auch nichts, daß er sich nun, kaum daß er die erste Entfremdung spürte, mit aller Leidenschaftlichkeit des Verzweifelten an Anna zu klammern suchte. Ich glaube, selbst ihre Achtung verlor er darüber. Sie wird ihn wohl bald vergessen haben, und sie that recht daran."

Die eintönige Stimme schwieg. Der Erzähler setzte sich und langte, ein Zeichen, daß er zu scheiden gedachte, nach seiner Cigarettenbüchse. Während er aber zwischen schlanken, nervösen Fingern eine Cigarette drehte, klang es wieder von der Thür: „Und er? Was ward aus ihm?"

Der Gast hatte sein Geschäft vollendet und besah wohlgefällig das Vollbrachte. Dann erwiderte er: „Er? Ei, er lebte eben fort. Er war wohl sehr unglücklich, denn nun stand ihm der Glanz jener Tage, den er nie zu schätzen gewußt, so lange er ihn nicht verloren, voll und hell in der Seele. Nun umgab diese ein Grau, kein Schwarz, denn der Widerschein vergangenen Glückes dämpfte es; es war das graue Elend, die Dämmerfarbe, welche sie umgab. Und er wußte wohl: diesmal für immer. Er versank in Winterschlaf, und ich glaube nicht, daß er jemals wieder daraus erwachen wird. Und er erkannte seinen Zustand genau; das war das Traurigste. Er versuchte wohl kurze Zeit, sich einzureden, es läge so etwas Schreckliches in seinem Unstern, etwas so Unheimliches, daß er gar keine gemeine Fledermaus sein könne, daß er ihr vornehmer Vetter, der Vampyr sein müsse. Die Selbstlüge hielt nicht vor; er war zu ehrlich dazu und wußte, daß so gar nichts Dämonisches in ihm sei.

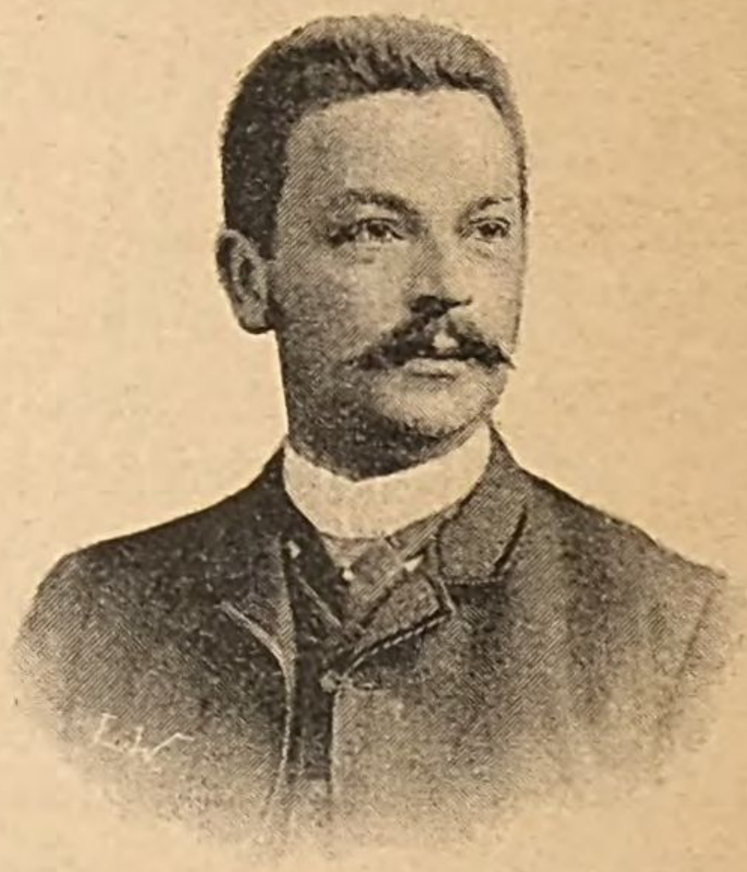
Ich denke eines sonnigen Wintertages. Ich hatte einen alten Dachboden durchstöbert, und da hingen die Flatterthiere in Reihen. Rührte sie die Sonne, war's mein Schritt? Sie regten die Fittiche, schlugen damit und blieben doch, wo sie waren. Das war ganz kläglich zu sehen. So erging's ihm, so bewegte zuweilen ein Früh-

lingsahnen, ein ungestümer Schrei nach Glück sein Innerstes, und er konnte doch nichts dazu thun. Oder er dachte auch daran, etwas Ungeheueres zu vollbringen, daß die Ungetreue staunen und bereuen müsse. Nur wußte er nicht recht, was. Er hatte so viele Talente! Er wollte ein Lied dichten, so des tiefsten Schmerzes voll, daß es Jeden bewegen müsse; ein Bild malen, so trübselig und beweglich wie sein Geschick — was weiß ich, was er Alles plante! Das Bild blieb ungemalt, das Lied ungesungen; denn insgeheim wußte er doch wohl, daß die Flughaut der Fledermaus kein Vogelfittig ist, der in die Höhen der Kunst trägt. Unbestimmt im Dämmern lag ihm fortab Alles; das war wohl auch das Rechte für Seinesgleichen."

Der Fremde erhob sich abermals. Es war fast ganz dunkel geworden, und die lange Gestalt hob sich schattenhaft vom ernsten Himmel ab. Er verneigte sich nach allen Richtungen, und ein kurzer Abschied ward genommen. Er steckte die Cigarette in den Mund. Diana hielt mit zierlicher Geschäftigkeit eine brennende Kerze dazu hin, und er entzündete sie mit durstigen Zügen daran. Noch eine Verneigung, und die Glieder der Familie waren allein. Der Baron gähnte ein wenig, sah nach der Uhr und sagte dann gewichtig: „Wirklich, ein interessanter Mensch." Niemand widersprach. Diana aber lehnte sich in's Fenster und blickte dem Fortschreitenden nach. Eben durchmaß er den dichten Laubengang, der zum Parkthor führte. Die Cigarette hatte er fortgeworfen; wie ein feines Fünkchen glomm es durch die Nacht. Diana sah das, verfolgte jede seiner weitausgreifenden Bewegungen. Nun gewahrte sie, wie sich der ersten Fledermaus eine zweite zugesellt hatte; beide kreisten vereint hart über dem Kopfe des Einsamen. Da that das Mädchen einen kleinen Schrei und fuhr ängstlich mit den schmalen Händen nach den Flechten ihres Hauptes.

J. J. David.

Wie ein „Schwank“ entsteht.



Sehr geehrter Herr Redacteur!

Sie waren so liebenswürdig, uns — die Autoren des Schwankes „Der Raub der Sabinerinnen“ — dazu einzuladen, Ihnen über die Entstehung dieser dramatischen Compagniearbeit einige Angaben zu liefern, und da die Vorgeschichte in der That eine nicht ganz gewöhnliche ist, entspreche ich mit Vergnügen Ihrem Wunsche. Der Zufall, der freundliche Gott aller schöpferisch Thätigen, hat auch bei dem „Raub der Sabinerinnen“ Pathe gestanden, und vielleicht wird die einfache Wiedergabe des der Arbeit vorangegangenen Briefwechsels zwischen meinem Bruder und mir das einfachste Mittel sein, Sie mit der Genesis unseres Stückes bekannt zu machen. Ich lasse die Briefe hier folgen:

* * *

Schandau, den 8. August 1883.

. . . Ja, mein Lieber, Du hattest Recht, hier ist es gut sein. Ich finde hier an einem Tage mehr Ruhe, als in Wien im ganzen Jahre, und doch: auch in diesem Glück fehlt der Schatten nicht. Und das hat die unselige, indiscrete Curliste, die meine Gegenwart

verrieth, auf dem Gewissen. Gestern besuchte mich eine vornehme Dame aus Rumänien, die in Dresden lebt und — dichtet. Das Andere kannst Du Dir denken. Sie hatte einen weißen Rembrandthut auf dem Kopf und ein blaues Manuscript unter dem Arm, beides von überraschenden Dimensionen. Das Manuscript enthielt nach meiner ungefähren Schätzung ein und einhalb Kilo fünffüßige Jamben; „Der Raub der Sabinerinnen" stand darüber in der schönsten Schnörkelschrift, veilchenblaue Tinte . . . „Unbegreiflicherweise" war die Römertragödie vom Wiener Hofburgtheater zurückgewiesen worden, und da die Dichterin aus Sophia die Güte hatte, sich zu erinnern, daß ich am Wiener Stadttheater den Posten eines Oberregisseurs angenommen hatte, empfahl sie mir ihr Schmerzenskind für unsere Bühne. Umsonst versuchte ich, ihr zu betheuern, daß das Stadttheater gar nicht der Boden für derlei sei, daß meine Befürwortung sich hier als total ohnmächtig erweisen würde, sie wich keinen Fußbreit und entwaffnete mich zunächst durch den schrecklichen Einwand: „Haben Sie nicht auch „Arria und Messalina" von Spielhagen gegeben!" — „Von Wilbrandt," corrigirte ich . . . „Ach ja, die Beiden verwechsle ich immer, denn sehen Sie . . ." Und so ging's achtzehn Minuten lang weiter, die etwas excentrische Frau verwechselte Alles. Endlich entfernte sie sich, nachdem sie mir das feierliche Versprechen erpreßt hatte, daß ich das Manuscript sofort lesen und ihr heute meine Ansicht darüber mittheilen werde.

— — — — — — — — — — — — — — —

Bis hieher hatte ich geschrieben, noch immer in der glücklichen Meinung, daß es sich nur um eine vorübergehende Ruhestörung handeln werde. Aber soeben war die Dichterin wieder da, diesmal bedeckte ihr Haupt ein blaues Federbarett. Sie introducirte sich mit dem Ausruf: „Mein Manuscript!" Niemand konnte schneller damit bei der Hand sein wie ich. „Wissen Sie, was ich damit machen will?" rief sie, und ehe ich noch meine Ahnungslosigkeit aussprechen konnte, wies sie mir eine Nummer der „Dresdener Nachrichten" vor, in welcher die Rede von der noch immer nicht definitiv festgestellten Eröffnungsvorstellung des Deutschen Theaters in Berlin war. Die aufgeregte Dame betrachtete die unschuldige Notiz als einen Wink vom Himmel und wälzte mir einen Stein von der Brust, indem sie ausrief: „Ich überlasse mein Stück dem Deutschen Theater — ich reise sofort nach Berlin." In einem Athem bat sie mich aber angesichts ihrer vollständigen Hilflosigkeit um „Empfehlungen". — Diese Frau hat trotz alledem eine Art, daß man ihr nicht gut etwas abschlagen kann. Wem soll ich sie aber auf den Hals hetzen, ohne

zu befürchten, mich ewig mit ihm zu verfeinden — das kann höchstens der Bruder dem Bruder verzeihen, ich nannte ihr Deine Adresse ... Sie wird Dich aufsuchen ... es war ein Schritt der Verzweiflung, am Ende ist sich Jeder selbst der Nächste.

Franz.

* * *

Berlin, 11. August 1883.

... Frau von W. erschien heute in einem schottisch-bunten Ninichehut bei mir. Ich weiß nicht, wie sie darauf verfiel, mich für Wildenbruch anzusehen, der doch einen viel stärkeren Schnurrbart trägt und erfolgreiche Trauerspiele schreibt, während ich dramatisch unbescholten bin. Sie lobte mein „Harold um Harold", womit sie vielleicht „Opfer um Opfer" von Wildenbruch gemeint hat, und bat mich, sie zunächst mit L'Arronge, dem gefeierten Theaterdirector und genialen Dichter der „Bluthochzeit", bekannt zu machen. Ich trachtete Lindner's Autorrechte zu wahren, jeder Einwand ging rettungslos unter im reißenden Strom ihrer Rede. Ich versuchte sie einzuschüchtern und ihr nahezulegen, wie gewagt es sei, mit einem Erstlingswerk vor das kritische Berliner Publicum zu treten. Das schien ihr einzuleuchten, gleichzeitig wollte sie sich erinnern, daß G. v. Moser sein neues Stück „Die Pfeilprobe" (die Unglückliche meinte Blumenthal's „Probepfeil") in Warmbrunn probeaufführen ließ. „Bei Director Georgi" — bestätigte ich, aufgemuntert durch die Hoffnung, sie nach Warmbrunn reisen zu sehen. Sie erwog denn auch den Gedanken, sich dem Director Jacobi — „Georgi" wandte ich schüchtern ein — vorzustellen, aber eine Dame könne das doch nicht betreiben, sie bat mich daher, ihr wegen der Probeaufführung einen Rath zu geben, und mir fiel nichts Anderes ein als der Hinweis auf — Deine Unterstützung. Schickst Du mir Deine Dichterin, schicke ich Dir meine Dichterin. Sauve qui peut!

Paul.

* * *

Schandau, 16. August 1883.

Jetzt fängt die Sache an, mir Spaß zu machen. Gestern Mittag kam die Dichterin der Römerkomödie mit einem schleierumwehten Reisehut wieder in Schandau an, sie erwischte mich im Hausflur. Diese Frau besitzt eine Zähigkeit und Energie, die Berge versetzen könnte. Denke Dir: Sie will jedes pecuniäre Opfer bringen, wenn eine Probeaufführung zu ermöglichen wäre, und da fiel mir gerade ein, daß ich neulich bei einem größeren Ausflug drüben in O. einen

Schmierendirector mit acht unversorgten Mitgliedern angetroffen habe; dem Manne kann geholfen werden! Heute nach der Table d'hôte bin ich mit Frau von W. hinübergefahren und habe sie mit dem Director bekannt gemacht. Der vielgewanderte Mann begriff sofort die Situation und behandelte meinen Schützling mit dem Respect, den ihre Opferbereitschaft verdient. Die Verhandlungen wurden im Gasthof, wo die Mimen das Hauptquartier aufgeschlagen haben, gepflogen — und als ich den armseligen „Speisesaal" geräuschlos verließ, saß sie schon am gedeckten Tisch, umgeben von den acht Mitgliedern, die sich sofort angesichts der nahenden „fetten Jahre" wie ein Mann Gänsebraten mit Gurkensalat bestellt hatten. Sie hatte das Manuscript aus der Tasche gezogen und begann dem Director — der ihr mit einem unsäglich dummen, aber seligen Gesichte zuhörte — vorzulesen. Ich schlich mich durch den Garten davon. Die Frau Directorin drückte mir beim Thor gerührt die Hand. O göttliche Dichtkunst, so tröstest Du die Bedrückten, erquickst Du die — Hungernden . . . .

Franz.

* * *

Berlin, 21. August 1883.

. . . Die Aufhebung der Entfernungen durch die Eisenbahnen ist ein Fluch. Frau von W. ist schon wieder in Berlin, sie scheint wirklich von der Probeaufführung in O. etwas zu halten. Was begehrt diese Frau von mir! Ich soll den Generalintendanten Hülsen zu bewegen suchen, nach O. „hinüberzufahren". „Der Raub der Sabinerinnen" soll in O. bereits fleißig probirt worden sein, allein zum ersten Act wurden zehn Proben „mit Requisiten" gehalten. Es ist dies nämlich der Act, in welchem das Gastmahl beim König Titus Tatius vorkommt. Alles auf Kosten der Verfasserin. — Vergeblich suchte ich die Abneigung Sr. Excellenz des Herrn von Hülsen gegen das Reisen als eine unbezwingliche hinzustellen, endlich ließ sie sich unseren Intendanten ausreden, „dann müssen aber Wilbrandt und Laube dabei sein!" drohte sie; wenn ich sie recht verstanden habe, will sie den Titus Tatius dem Wilbrandt auf den Leib geschrieben haben! — Wenn alle Weichen richtig gestellt sind, ist sie morgen ungefähr um neun Uhr Abends wieder in Schandau, wo sie Dich dringend bitten will, Laube und Wilbrandt nach O. zu bringen; sie hält dies für eine nothwendige Consequenz Deiner Bemühungen um die Probeaufführung. Gott, was hat diese Frau heute wieder für einen Hut getragen!

Paul.

(Telegramm aus Schandau.)

Empfange soeben Deinen Brief und suche meine einzige Rettung in der Flucht. Benütze nächsten durchkommenden Courierzug nach Wien.

Franz.

* * *

(Postkarte.)

Wien, Samstag Früh.

Soeben glücklich angekommen. In der Nacht habe ich einen guten Einfall gehabt. Diese ganze Geschichte mit Frau von W. und ihrer Römertragödie ist ja eigentlich ein superber Lustspielstoff. Ich setze mich morgen hin und sehe, was daraus zu machen ist.

Franz.

(Postkarte.)

Berlin, Sonnabend Früh.

Diese Rumänierin mit ihrem „Raub der Sabinerinnen“ hat mich auf die Idee gebracht, ein lustiges Stück mit Bezug auf die komischen Ereignisse zu schreiben. Will dieser Tage an die Arbeit gehen.

Paul.

* * *

(Telegramm.)

Berlin, Sonntag Früh.

Unsere Karten haben sich gekreuzt, unsere Ideen begegnet. Ich lasse Dir das Vorrecht und trete zurück.

Paul.

(Telegramm.)

Wien, Sonntag Abend.

Kein Gedanke, wir schreiben das Stück zusammen. Titel: „Der Raub der Sabinerinnen.“

Franz und Paul von Schönthan.

Meine Geschichte.

Sollte es irgend Jemanden interessiren, so will ich es ihm sagen, daß ich dreißig Jahre alt bin. Diese traurige Thatsache meines Daseins, die nur durch Mörderhand oder durch die Hand des Geschickes zu ändern ist, kann jedoch nicht als das Compromittirendste in meinem Lebenslaufe angesehen werden. Tragischer ist es, daß ich meine Thätigkeit am Theater als seriöser Liebhaber begonnen habe; ich will aber gleich als mildernden Umstand erwähnen, daß dies ohne mein Verschulden geschah. Zu meiner ferneren Reinwaschung führe ich meine völlige, vorläufige Unbescholtenheit an.

Ich hasse, wie es sich für einen Sänger ziemt, alles Falsche, verachte, wie es sich für einen Schauspieler gebührt, alles Unwahre. Zum Zeichen meiner Wahrheitsliebe will ich angeben, daß ich, ein Freund des Lichtes, mich im Jahre 1860 beeilte, dasselbe in Budapest zu erblicken. Diese Jahreszahl kann ich umsoweniger verleugnen, als ich weiter oben bereits verrathen habe, wie alt ich bin. Ich bin ein guter Patriot, und es freute mich sehr, als ich vor zwei Jahren in der königlichen Hofoper meiner Vaterstadt in meiner Muttersprache den Bartolo und den Papageno mit vollem Erfolge sang. Das schöne Honorar schwächte meine Freude nicht ab. Ich gehöre nämlich zu jenen Idealisten, die gerne das Nützliche thun, um das Angenehme zu erreichen.

In Mödling, dem schönen Sommeraufenthalte, zerriß ich meine ersten gigerl-gelben Theaterschuhe. Dort fand mich der Kritikus für „Infelix“. Hierauf machte ich Iglau als Bonvivant und jugendlicher Liebhaber unsicher und ging von dort in einer schönen Winternacht mit meinem Freunde, dem Tenoristen Siegmund von der Münchener Hofoper, durch, da mich meine Directorin zwingen wollte, im Chor

„mitzuthun“. Von Wien gingen wir mit der Directorin Fräulein Lory Stubel — ich hatte öfter das Vergnügen, Directorinnen zu haben — nach Florenz, Rom, Genua, Mailand, Venedig, Triest, und ich sang stolz in der Operette. Doch unser Gesang scheint für Italien verhängnißvoll gewesen zu sein, denn unserem Gastspiele folgte immer auf dem Fuße — die Cholera. So trieb mich diese schreckliche Krankheit wieder in mein schönes Mödling, wo mich schon jeder Greisler und jeder Schul- und Schusterjunge mit offenen Armen empfing. Von Mödling hat mich Director Strampfer in's Carl-Theater „berufen“, und das hat sein Schicksal besiegelt. Er ging zu Grunde, und ich kam in die Oper. Und dort will ich „ewig“ bleiben, wie so viele meiner Collegen zum Aerger und zur Freude so vieler mild denkender Mitmenschen.

In die Oper, der Stätte meiner jetzigen Thätigkeit, habe ich mich hinein „gebettelt“. Ich sang nämlich, als Director Strampfer im Carl-Theater zu sinken begann, den Bettler im „Verschwender“ und war zwei Tage nach diesem ereignißvollen Abend k. k. Hofopernsänger. Nun war ich in der Hofoper und mußte daran denken, auch singen zu lernen. Ich warf mich auf einen sehr gesuchten Lehrer, der mich, da ich ihm nur drei Gulden für die halbe Stunde zahlte, nach einem Jahre wieder hinauswarf und mir jedes Theatertalent absprach. Erst als ich ihm fünf Gulden für eine Gesangslection gab, erschienen ihm mein Stimmorgan und mein Talent viel werthvoller. Ich nahm noch drei Stunden bei ihm und dankte für die weitere Verwerthung meiner Stimme seinerseits. Mein ehrlicher Gesangslehrer ist Meister Hermann Grün, dem ich Alles danke, was ich mit meinen Stimmmitteln erreiche.

Wie sind doch die letzten Worte unseres ausgezeichneten „Manon“? Und das ist die Geschichte von

Benedikt Felix.

Die Großmutter.

Selbsterlebtes! — Nein, aber Miterlebtes schildere ich hier ganz gerne.

Es ist nicht lustig, nicht einmal heiter, wohl aber werth, nachempfunden zu werden.

Freilich gibt es Viele, die dem Leide Anderer gegenüber kalt bleiben; es sind meist solche Menschen, die für ihre eigenen Schmerzen übermäßig viel Thränen haben. Es sind bei diesen Thränen eben auch alle jene, welche von Rechtswegen den Mitmenschen gehören, und die sie weinen, das sind empfindliche, aber nicht empfindungsreiche Naturen.

Aber Solche gibt es ja natürlich unter den Lesern des Künstler-Dekamerone nicht, und ich darf es daher wohl wagen, ihnen meine kleine Geschichte an's Herz zu legen; eine Geschichte freilich, die fast keine ist und welche doch von dem Bedeutsamsten spricht, das man erleben kann — vom Sterben. — — — — — — — —

Ein blondes, schmalschulteriges Mädchen, mit einem Gesichte, darauf Lilien statt Rosen blühten, und eine kleine, alte, welke Frau, so klug, als nur ein ehrwürdig verbrachtes, langes Leben macht, und so urgemüthlich, als nur noch die Leute in ganz kleinen Städten zu sein pflegen, sie waren mein einziger Umgang während eines längeren Aufenthaltes in Nervi. Wenn wir an der Table d'hôte saßen, schaute manch theilnehmendes Auge nach der blonden Schwedin Lisa Dahlgreen, deren Liebreiz allerdings nicht von jener Art war, welche die Sinne entzünden, wohl aber von jener, welche Herzen bewegen konnte. Lisa selbst dachte an Niemanden, als an ihre Großmutter, und daß ich in jenen Tagen auch einen Theil ihrer Gedanken und ihrer Neigung besaß, daran denke ich heute noch mit wehmüthiger Freude.

Frau Dahlgreen hatte ihr Enkelkind an die Riviera gebracht, weil ihr die Aerzte gesagt, daß Lisa nur da gesunden könne. Aber die Beiden sehnten sich gleich sehr nach ihrem kleinen Hause in der Norra Wallgatan zu Malmö und nach den ewig ruhelosen Wassern des Sund. Immer, immer sprachen sie davon und von den Gräbern ihrer Lieben. Erfreut waren sie, daß ich ihre Heimat kannte, und dieser Umstand mag es gewesen sein, der mir ihre Herzen so rasch gewann. Das alte, sturmumwehte Falsterbo, zu welchem sie stets am Johannistage wallfahrten, das stolze Göteborg, die berühmten Trollhättan-Fälle — wir schwärmten von ihnen alltäglich unter den nickenden Palmenwedeln des Parkes Gropollo, angesichts der Citronen und Orangen, die im dunklen Laube glühten, und ungestört von der südlichen Pracht, die sich um uns entfaltete. Wie über vieles Andere waren wir auch ganz im Stillen d a r ü b e r einig, daß der kranke Mensch den Süden aufsuchen, der gesunde aber nach dem Norden gehen soll. Wenn Lisa mit mir allein war, fand ich sie weit weniger heiter, als wenn ihre Großmutter sich in unserer Gesellschaft befand, und ebenso verhielt es sich mit der alten Frau. „Wie kommt es, daß Sie in Lisa's Gegenwart so ganz anders sind?“ fragte ich eines Tages die Greisin, nachdem sie eine Weile, in traurige Gedanken versunken, neben mir gesessen hatte; da stürzten Thränen aus ihren Augen. „Das Kind darf es ja nicht wissen, wie schlimm es um sie steht,“ schluchzte sie.

Von jenem Tage an verstand ich die verehrungswürdige Verstellung, welche diese beiden tapferen Menschen gegeneinander übten. Lisa wußte ganz gut, daß ihre Lebenszeit nur mehr nach Monaten zählte, das verrieth mir manches ihrer Worte; die Großmutter aber sollte es nicht merken, daß die Einzige, die sie noch auf Erden besaß, jede Hoffnung auf Genesung aufgegeben hatte.

„Am liebsten läge ich doch in unserem alten Friedhof.“ Ganz unvermittelt entfuhren diese Worte einstens — wir waren allein — Lisa. „Ach, Herzchen, denken Sie doch hier, mitten im üppigen Leben des Südens, nicht an den Tod!“ versuchte ich sie von ihrem trüben Gedankengang abzulenken.

„Ich denke immer an ihn — seit meiner Kindheit. Alle meine Geschwister, meine Eltern, sie sind mir ob demselben Leiden vorangegangen. Warum soll ich dableiben?“

„Ihre Großmutter ist doch auch — dageblieben.“

„Ja die, die ist auch aus einer anderen Generation. Da war man noch bis in's Mark gesund. Jetzt — ah — sehen Sie doch diese Menschen an! Wie kraftlos, wie bleich und ich — die Kraftloseste und Bleichste unter ihnen!“

Lisa seufzte. Sie hatte wahr gesprochen. Der Winter hatte eine Unzahl Kranker nach Nervi gefegt; hinter jedem Strauche hustete Einer, und allgemeinen Appetit gab es so wenig, daß der Handlungsreisende, der seit einer Woche an dem untersten Ende der Tafel saß, ganz feist darob wurde.

Das ist ja das Schreckliche an den Curorten, daß sie Ambulatorien sind. In unserer bacillenreichen Zeit ist jede Krankheit ansteckend, und hat sie Einer nicht, so glaubt er sie zu haben, was so ziemlich ein Ding ist, wenigstens in Bezug auf den momentanen Effect. So gibt es zum Beispiel in Abbazia, diesem vom Monte Maggiore eng eingeschnürten Wickelkinde unter den Curorten, keinen noch so Gesunden, der nicht räusperte und spuckte, und in Teplitz keinen, der nicht, zeitweilig wenigstens, leise Anwandlungen von Rheuma oder Gicht spürt.

Die arme Lisa dachte wie ich: Gesund kann man nur unter Gesunden werden! Aber freilich, die Aerzte hatten sie hergeschickt, und so war sie da. Doch der kräftigende Salzhauch der See war ihr nichts Neues, das milde Klima nützte ihr nichts mehr.

Als ich, unerwartet heimberufen, von den Klippen Nervis und den Schwedinnen Abschied nahm, lagen die Schatten des Abends über dem lieben Bergneste und die Schatten des Todes unter den Augen Lisa's.

Es war ein wehmüthiges Abschiednehmen.

Einige Briefe flogen noch über die Alpen hin und zurück, und dann — nun dann hörten meine lieben Schwedinnen und ich nichts mehr von einander. Daß sie nicht mehr in Nervi seien, erfuhr ich durch einen Bekannten, der nach mir dort war und meine Grüße nicht mehr bestellen konnte . . .

Im nächsten Sommer gingen mein Mann und ich nach Norden. Nicht weil die Nordlandsfahrten modern sind — wir sind völlig unmoderne Menschen — sondern weil es uns, seit wir von Dänemark und Skandinavien gekostet haben, immer wieder hinaufzieht, denn es schmeckt, wie jede gesunde Kost, nach „mehr".

Noch einmal entzückte uns das alte, vielfenstrige Hamburg, welches heute größtentheils schon gefallen ist, wir saßen im Gnomenkeller zu Flensburg auf den berühmten Sesseln, welche der Wirth durchaus nicht verkaufen will, rasselten über den Lymfjord, badeten vor Husum und langweilten uns einen entsetzlich langen Tag in Fredericia, dessen einzige Existenzentschuldigung sein bronzener „tapperer" Landwehrmann ist.

In Frederikshaven lag schon der „Avanti" bereit, um uns nach

Göteborg mitzunehmen, dieses Schiff mit dem italienischen Namen, das so leidenschaftlich stampft und schlenkert und auf welchem ich, zwei Jahr vorher, die gelungenste Seekrankheit meines Lebens durchgemacht.

Es erfaßte mich leichtbegreifliche Wehmuth, als ich seiner ansichtig wurde, und außerdem ein Vorgefühl — doch reden wir nicht davon. Ich ging, auf Alles gefaßt, über die Schiffsplanke.

Der Himmel war mit Wolken bedeckt, eine frische Kattegat-Brise, d. h. ein netter Sturm höhlte die See. Die Möven schrieen, die Schiffspfeifen spectakelten, der Dampfer wiegte sich schon bei der Ausfahrt ungenirt, so daß die Suppe, die eben servirt wurde, Wellen schlug und die Leberklößchen über das Tafeltuch hüpften.

Es war auch sonst mehr eine Billardpartie, als ein Diner. Einer stieß den Anderen, und ein junger Hamburger meinte, daß Gabel und Messer auf dem „Avanti“ zu den lebensgefährlichsten Dingen gehörten. Viele Passagiere des Schnellzuges hatten es vorgezogen, auf dem Lande zu bleiben. Um daher die klaffenden Lücken der Table d'hôte halbwegs auszufüllen, hatten sich unserer kleinen Gesellschaft auch der Capitän, sowie die Schiffsofficiere angeschlossen, und wir waren dessen herzlich froh.

Als wir endlich auf Deck gingen, waren wir schon auf hoher See. Ich suchte mir einen möglichst neutralen Ort und schaute nach den Wolken und den fernsten Punkten des Meeres. Das hat mir zuweilen geholfen, und es schien auch diesmal helfen zu wollen; oder schützte mich wirklich das Lachen vor dem uninteressantesten und doch so viel besprochenen Leiden! Der lustige Hamburger behauptete es und war als guter Mensch bemüht, und mit Erfolg bemüht, meine natürliche Heiterkeit nach Möglichkeit zu potenziren.

Mein Mann, ein württembergischer Sanitätsrath und ein Jenenser „bemoostes Haupt“ spielten indessen auf einer Käsekiste — ich weiß bestimmt, daß Käse in der Kiste war — Tarok. Es war eine recht gemüthliche Fahrt; nur daß die Wellen uns ihre feuchten Grüße schickten und der Wind gar so kalt blies, wollte mir nicht recht behagen. Uebrigens wäre ich um keinen Preis in die Cajüte zurückgegangen, denn diese barg Erinnerungen für mich, Erinnerungen — ich durfte gar nicht daran denken; außerdem war ich auch ein wenig stolz darauf, daß ich die einzige Frau sei, die sich bei diesem Wetter auf Deck hielt.

Die einzige? Nein! Eben bemerkte ich ein zweites weibliches Wesen. Wann sie heraufgekommen war, wußte ich nicht. Wie ein Klapauter-Männchen war sie eben plötzlich da.

Ganz vorne beim Schiffsschnabel saß sie auf einer Rolle Taue. Der Schaum sprühte um sie her, der Sturm wühlte in ihrem Schleier, in ihrer Gewandung. Es mußte eine alte Frau sein, denn sie saß gebückt da, und silberweiße Haare lugten unter dem schwarzen Crêpe hervor, den der Sturm zuweilen lüftete. Die Dame las in einem kleinen Buch; dann starrte sie wieder minutenlang vor sich hin.

Sie mußte ganz und gar seetüchtig sein, denn sie schien gar nicht zu wissen, daß sie sich auf dem ewig zornigen Kattegat befand, auf diesem Meere, das ich bis in die tiefste Tiefe meiner Seele hinein hasse, und das noch öfter zu befahren ich dennoch im Stillen hoffe.

Ich bewunderte die alte Frau, die sich auf dem ungeschütztesten Ort des Schiffes niedergelassen, ihn vermuthlich deshalb gewählt hatte, weil sie wußte, daß ihr dorthin Keiner folgen würde. Wie unheimlich dieses Auf- und Niederschwanken des Schiffsschnabels war — sie schien es nicht zu fühlen; zuweilen rollte eine Welle heran, die das niedertauchende Schiff zu überfluthen drohte — die Frau auf den Tauen regte sich nicht.

Ich konnte meine Blicke nicht von ihr wenden.

Jetzt flog ihr Schleier auf, und ich vermochte ihr Gesicht zu erkennen.

„Wohin wollen Sie?“ fragte mich der Hamburger.

„Zu jener alten Dame.“

„Sie werden nicht hinüberkommen.“

„Sie werden mich führen!“

Er führte mich. Ich stand vor Frau Dahlgreen. Der Hamburger fühlte sich entlassen und tappte sich zurück.

Ich ließ mich neben der alten Frau nieder. Sie reichte mir die Hand und lächelte. So lächelt nur Einer, der darüber verwundert ist, daß er, gerade er, noch leben muß.

Für wen Frau Dahlgreen trauerte, das wußte ich. Ich gedachte der lieben, sanften, tapferen Lisa, die der Großmutter gegenüber nie der Ueberzeugung, sie sei eine zu frühem Tode Verurtheilte, Ausdruck verliehen. Mir kamen Thränen in die Augen, und es fiel mir nichts ein, was ich der alten Frau zum Trost hätte sagen können.

„Wann?“ fragte ich nur.

„Vor drei Monaten starb sie in Arco,“ entgegnete sie mild. „Ich danke Ihnen für diese Thränen. Es hat, außer mir, Niemand um Lisa geweint.“

Mit einfachen Worten erzählte sie mir von den letzten Tagen Lisa's, wie sie schweigend gelitten, wie sie so gar kein Wesen aus sich und aus ihrer Krankheit gemacht, wie sie die Täuschung mit

der Meisterhaftigkeit ihres großen, starken Herzens bis zu Ende geführt habe.

Einen Tag vor ihrem Tode hatte sie sich noch eine Schneiderin kommen lassen, bei der sie eine Toilette bestellte. Eine weiße Cachemirtoilette, sie sollte reizend werden, so äußerte sie sich voll Heiterkeit. Zum Doctor sagte sie eine Stunde später: „Großmütterchen wird den Kopf verlieren. Stehen Sie ihr bei. Es ist so schlimm, Jemanden in der Fremde begraben zu müssen. Uebrigens ist schon für Manches gesorgt; für Blumen — Sie sehen, ich habe mir das Zimmer damit angefüllt, und für ein Kleid — den Stoff habe ich schon ausgesucht.“

Der Doctor, welcher Frau Dahlgreen nach dem Begräbnisse Gastfreundschaft gewährt, hatte ihr Alles erzählt, denn er hatte gar wohl gesehen, daß die kluge, alte Frau Einiges ahnte, und er wußte, daß man um einen tapfer Gestorbenen minder bitter trauert, als um Jemanden, der mit wildem Jammer dahingegangen ist.

Das Sterben ist ja nicht häßlich, nur die Feigen machen es dazu. Mit gerechtem Stolze redete die alte Frau von der Todten; sie erinnerte sich immer neuer Züge aus Lisa's Leben, und dann legte sie das Gesicht in ihre alten, mageren Hände und weinte.

Und das Schiff ging auf und nieder, und das Kattegat sang sein rauschend Lied dazu. Und wir Beide, die wir, am südlichen Meeresstrande ruhend, so oft mit unseren Gedanken hier oben geweilt, wurden jetzt von den Nordseewellen geschaukelt und wußten doch kaum etwas davon, denn unsere Seelen waren ja weit drüben über den Alpen, bei Lisa, die in fremder Erde ruhte.

Plötzlich fühlte ich Frau Dahlgreen's Hand auf der meinen.

„Heute erst, da ich ihr Tagebuch zu lesen begann, erfuhr ich, daß Lisa am liebsten daheim begraben worden wäre,“ sagte sie, und ihre Lippen zuckten, „aber sie wollte mir die Aufregungen ersparen, die Jeder durchzumachen hat, der mit einem Todten reist. Deshalb hat sie noch in ihrer letzten Lebensstunde gelogen und mich gebeten, sie in Arco zu lassen.“

Ich versuchte einige matte Trostesworte; Frau Dahlgreen lächelte und sagte: „Ich bin eigentlich nicht sehr traurig, ich bin mehr ungeduldig.“

„Ungeduldig?“

„Ja, ich habe noch so viel zu thun und hoffe doch auch bald zu sterben.“

Sie sah, daß ich sie nicht verstand und gab mir sofort eine Erklärung.

„Lisa hat mir viele Aufträge gegeben; hier — sehen Sie —

sie hat viele Seiten voll geschrieben. Das Alles soll ich noch ausführen. Sie gab mir dieses Buch ganz zuletzt. „Damit Du etwas zu thun hast, damit Du keine Zeit zu trauern findest!“ sagte sie und dann starb sie. „Jetzt bin ich auf dem Wege, eine junge Verwandte abzuholen, eine Waise; sie zu erziehen, wird eine meiner vielen Aufgaben sein, die mir Lisa gestellt. Wahrhaftig, ich werde nicht viel Zeit zum Weinen haben!“

Wieder schwieg sie, und ich mußte über Lisa's unendliche Liebe nachdenken. So saßen wir stundenlang nebeneinander. Zuweilen sprach sie, zuweilen ich einige Worte. Natürlich redeten wir von Lisa.

Der Seegang war ein ruhiger geworden, die Wolken zertheilten sich, die Sonne machte einige schüchterne Versuche, sich mit ihrer alten, nebelumgürteten Feindin, der Nordsee, auszugleichen.

Es zeigte sich eine gewisse Regsamkeit auf dem „Avanti“.

„Weißt Du, daß wir schon mehr als drei Viertheile des Weges hinter uns haben?“ sagte mein Mann, zu uns tretend. Ich stellte ihn vor. Frau Dahlgreen sprach einige freundliche Worte. Mein Mann überließ mir das Fernrohr und begab sich zu seiner Gesellschaft zurück. Er sah, daß er uns gestört hatte. Drei Viertheile, ja, es mußte schon mehr sein; denn die klaren Wogen des Hakefjords mischten sich schon mit den trüben des Kattegats, und vor uns tauchten dunkle Punkte auf: die ersten Scheren. Von Brannö her kam ein großes Schiff, das mit Dampf und vollen Segeln seinen Westlauf begann. Häringsfahrer zeigten sich zwischen den Inseln, und immer deutlicher konnte man die Klippenküste des Festlandes sehen.

Wir hatten eine fast ruhige Einfahrt in den Fjord.

„Ist auch Ihr Ziel Göteborg?“ fragte ich Frau Dahlgreen.

„Nein — ich fahre nach Hiusholmen. Und es ist Zeit, Abschied zu nehmen.“

Sie erhob sich. Der Capitän trat auf sie zu. „Madame, ich ließ Ihr Gepäck schon in das Boot schaffen,“ sagte er. Der Dampfer ging langsamer; er hielt. Das Boot rasselte nieder, die Schiffsstiege wurde angelegt. Frau Dahlgreen reichte mir die Hand. „Ich danke Ihnen,“ sagte sie freundlich.

„Wofür?“

„Dafür, daß Sie Lisa lieb hatten, und für Ihre Thränen.“

Rasch wendete sie sich ab. Man half ihr in das Boot, es stieß ab. Die alte Frau grüßte noch einmal herauf.

Mir ward traurig zu Muthe, als ich ihr nachsah.

„So haben Sie die Fahrt doch glücklich überstanden!“ sagte der Hamburger zu mir, während das Schiff in den seltsam schönen Göta-Elf einfuhr, und setzte hinzu: „Trotzdem Sie nicht lachten.“

„Ja, trotzdem. Sie sehen, Ihr Mittel ist nicht das einzige gegen die Seekrankheit.“

„Es gibt also noch andere?“

„Ja — Gedanken und Thränen . . .“

Auguste Gromer.

Wie ich Wagner-Sänger wurde.

Im Jahre 1884 war ich Volontär in der Redaction des Journals „La Presse“ in Paris. Außerdem trieb ich mich als musikalischer Dilettant in den Pariser Salons herum und schrieb nebstbei Musikberichte in den „Correspondent belge“. Mein ganzes Herz hing schon damals an den Meisterwerken Richard Wagner's. Der bekannte Dirigent Lamoureux, der mich im Salon gehört hatte, engagirte mich für die von ihm für Paris geplanten Aufführungen Wagner'scher Werke im Theater. Vorerst jedoch sollte ich in den Lamoureux'schen Concerten in die Oeffentlichkeit treten. Ich sang daselbst durch vier Jahre Bruchstücke aus Wagner'schen Musikdramen: die zwei ersten Acte aus „Tristan und Isolde“ mit Madame Montalba als Isolde, die zwei ersten Acte aus „Walküre“ mit Madame Brunet-Lafleur, der jetzigen Madame Lamoureux als Sieglinde (den ersten Act sang ich allein in zwei Jahren achtzehnmal), außerdem Fragmente aus „Lohengrin“ und „Meistersinger“.

Am 2. Mai 1887 fand endlich im Edentheater in Paris die mit großer Spannung erwartete Aufführung des „Lohengrin“ unter Lamoureux' Leitung statt. Das Schicksal dieser Vorstellung ist bekannt. Der Erfolg beim Publicum war ein kolossaler, doch wußten es die Demonstranten auf der Gasse, welche Zuhörer und Mitwirkende mit Pfeifen und Johlen begrüßten, zu bewirken, daß die Polizei die weiteren Aufführungen des „Lohengrin“ untersagte. Diese Vorstellung war jedoch für meine Geschicke entscheidend. Hof-Capellmeister Hermann Levy aus München, der Dirigent des „Parsifal“ in Bayreuth, und Commercienrath von Groß, der finanzielle Leiter der Bayreuther Festspiele, waren nach Paris gekommen, um den „Lohengrin“ anzuhören.

Sie fragten mich nach der Vorstellung, ob ich denn Wagner'sche Rollen auch in deutscher Sprache singen könne. Ich mußte dies verneinen, denn ich sprach damals noch kein Wort deutsch. „Schade, sonst hätten wir Sie für Bayreuth engagirt," sagten mir die beiden Herren beim Abschied. Dennoch scheinen ihre Berichte über mich an Frau Cosima Wagner sehr günstig gelautet zu haben. Denn als ich mich einige Zeit nach der Pariser Aufführung des „Lohengrin" in meiner Vaterstadt Antwerpen zu Besuch befand, wurde ich auf das Freudigste durch ein Schreiben der Frau Cosima Wagner überrascht, in welchem mir der Vorschlag gemacht wurde, durch ein Jahr deutsch zu lernen und dann bei den Bayreuther Festspielen mitzuwirken.

Ich sagte natürlich sofort zu, warf mich mit Feuereifer auf das Studium der deutschen Sprache und studirte mit Felix Mottl, dem Director der Karlsruher Hofoper und Dirigenten des „Tristan" in Bayreuth, die Rolle des Parsifal, die ich zum ersten Male in Bayreuth am 22. Juli 1888 sang. Im October desselben Jahres trat ich mein Engagement an der Wiener Hofoper an als Lohengrin, dem ein Jahr darauf der Loge in „Rheingold" folgte. Hoffentlich werde ich nach den anmuthigen Abschweifungen zu „Romeo", „Ernani", „Faust" und „Manon" bald wieder zur Lösung neuer Aufgaben in Wagner'schen Werken an der Wiener Hofoper berufen werden.

Ernest van Dyck.

„Im Anfang war ....“

In den letzten Jahren meiner Mittelschul-Studienzeit, unter den Vorbereitungen zum Besuche der technischen Hochschule erwachte in mir der Drang, zum Theater zu gehen. War es das Studium der Classiker, der deutschen sowie der Griechen und Römer, an dem ich besonderes Wohlgefallen hatte und welch letztere man in unserer schönen Muttersprache jetzt so leicht genießen kann — kurz, es erwachte der Trieb in mir, als reproducirender Künstler mich zu bethätigen. Nach endlicher Einwilligung meines Vaters besuchte ich die Schauspielschule des Wiener Conservatoriums, und nachdem ich dieselbe absolvirt hatte, kam ich in's Engagement. Zuerst an ein großes Theater in Ungarn, an dem ich aber nicht lange blieb, denn ich wurde nach meinem ersten Auftreten so verhöhnt, daß ich eiligst das Weite suchte.

„Mein lieber Freund,“ sagte der Director, „Sie sind sehr talentirt, aber für unser Verhältniß noch zu wenig reif, gehen Sie an ein kleines Provinztheater, wo Sie viel spielen und nur erstes Fach, daß Sie Routine bekommen, und so können Sie vorwärts kommen.“ Das that ich denn auch. Gott sei Dank! Ich kam in ein ganz kleines österreichisches Alpenstädtchen. Dort fing ich nun mit den bedeutendsten Rollen an. Antrittsrolle: Schwyburg im „Schwabenstreich“. Der Erfolg war ein ziemlich mäßiger, aber es ging vorwärts. Das Publicum macht sich keinen Begriff, was der Schauspieler leisten muß, besonders wenn er jung bei der Bühne ist; denn da kommen noch die Chicanen der älteren Collegen dazu, die theils aus Neid, theils aus Bedürfniß den armen jungen Anfänger zu ihrem Prügelknaben machen und sich immens erhaben über denselben dünken. Und doch ist es die lustigste Zeit in einem kleinen Städtchen mit dem fortwährenden

Wechsel von Saison zu Saison. Für die Dauer aber muß jedem künstlerisch Fühlenden eine solche Ausübung der theatralischen Reproduction zum Ueberdruß werden. Denn wo kann von Kunst, von Studium, von Vertiefung in die Sache die Rede sein, wenn man in der unglaublich kurzen Zeit von drei bis vier Tagen die größten Novitäten bringen muß; das Publicum weiß das nicht und kümmert sich nicht darum, es will nur Neues sehen und schimpft dann erbärmlich über die armen Schauspieler, die nicht ebenso gut spielen wie der Schauspieler in der Residenz, der gewöhnlich neben dem größeren Talent mehr Zeit und auch — mehr Gage hat. Das aber nur so nebenbei. Von diesem kleinen Städtchen kam ich dann in einen der bedeutendsten böhmischen Badeorte, und da verlebte ich herrliche Sommer, die allerdings für den Schauspieler und dessen Ausbildung werthlos waren.

Nach weiteren zwei Wintern in der Provinz kam mir die Gelegenheit, nach Wien engagirt zu werden: das Ziel aller jungen sowie alten Schauspieler. Und so hatte ich denn wirklich das Glück, in meinem lieben, schönen Wien engagirt zu sein, ehe ich's dachte. Hoffentlich bleibe ich recht lange hier, und das verehrte Publicum hat nichts dagegen!

J. Giampietro.

„Nach Sibirien verschickt.“

Es war im Monate Februar des Jahres 1878, zur Zeit des Krieges, den Rußland gegen die Türkei zur „Befreiung“ der Balkanvölker führte, als ich in Moskau eintraf, um an der italienischen Oper unter Merelli und Ferri mitzuwirken.

Die alte russische Hauptstadt mit ihrem halbasiatischen Anstrich, ihren mit meterhohem Schnee bedeckten Straßen und den diese durcheilenden Menschen in fremden Trachten und Typen erregte mein lebhaftes Interesse, und da die großen Spiegelfenster des Gasthofes, in dem ich wohnte, einen weiten Ausblick auf den alten Kreml boten, fand ich mich oft am Fenster und betrachtete das lebhafte Gedränge der Menschen auf der Straße und den regelmäßigen Zug großer schwarzer Vögel, welche die weißen Thürme und Mauern des Kreml in endlosem Reigen umkreisten.

Eilenden Schrittes drängte sich eben eine buntfarbige Menge durch die zahlreichen Schlitten, deren Gespanne bei einer Kälte von 24 Grad Réaumur heftig dampften, als sich ein fremdartiger Zug meinem Auge darbot. Voran ritten zwei Kosaken mit über die Schulter gehängten Gewehren; ihnen folgten etwa 30 bis 40 russische Landleute beiderlei Geschlechtes, die sich, mit schlechten Kleidern nothdürftig bedeckt, vor Frost und Müdigkeit zitternd, mühsam des Weges schleppten; hinter diesen folgten sechs niedere, mit je einem Pferde bespannte Schlitten, auf denen Greise, Weiber und Kinder, in elende Lumpen gehüllt, in regungsloser Starrheit lagen. Einige der voranschreitenden Männer trugen zum Ueberfluß in ihren zitternden Händen Hausgeräthe und auf den Schultern Wäschpacke, andere kleine Kinder im zartesten Alter, die sie vor dem entsetzlichen Froste unter ihren Lumpen zu schützen bestrebt waren. Beiderseits dieses entsetzlichen

Aufzuges schritten Fußsoldaten mit aufgepflanzten Bajonetten, und vier berittene Kosaken machten den Schluß.

Im ersten Entsetzen über den Anblick solch himmelschreienden Jammers vermochte ich mir das Räthsel nicht gleich zu lösen, und ich eilte zur Glocke, um Auskunft zu erhalten.

Der dienstfertig herbeigeeilte tatarische Zimmerkellner löste nun rasch jeden Zweifel, indem er mir mit grinsendem Lächeln erklärte, daß diese Leute wegen Renitenz gegen die Steuerbehörde „nach Sibirien verschickt" würden.

Seit jenem Tage habe ich meine Fenster im Hotel Dusseaux ängstlich gemieden; weder gelüstete es mich, den Spuren der russischen „Volksbefreiung" weiter zu folgen, noch vermochte ich mich für ein Volk zu erwärmen, das an der Neige des neunzehnten Jahrhunderts Solches schweigend erduldet.

Bertha Ehnn.

Die „Schonzeit“ des Herzens.

Die Enten, welche der Journalist von Berufswegen in die Welt setzt, haben bekanntlich eine sehr kurze Lebensdauer. Kaum lancirt, gerathen sie unter das Fallbeil eines geharnischten Dementis. Die Poeten sind in dieser Beziehung viel besser daran. Die Enten, welche ein Poetengemüth ausbrütet, haben lange Beine und ein zähes Leben. Der Poet hat ja das schöne Vorrecht, zu lügen. Man nennt das: um die rauhe Wirklichkeit den silberglitzernden Schleier der Dichtung spinnen. Eine der schönsten und erquicklichsten Lügen ist die Versicherung der Poeten, daß die Liebe und die Treue ewigen Bestand hätten. Diese schöne Lüge ist so alt, wie die Menschheit selbst. Sie flattert von Jahrhundert zu Jahrhundert, und jeder neue Dichter findet neue Accente, um sie glaubhaft zu machen.

Wie glaubhaft, wie überzeugend erscheint es zum Beispiel, wenn der große schottische Volksdichter Robert Burns singt:

„Ich habe beim Himmel, o Mary,
Dir ewige Treue geweiht,
Und strafen soll mich der Himmel,
Wenn je ich vergesse den Eid.“

Burns hat aber gleichwohl in den Armen seiner Jane den Eid vergessen, und es fuhr kein Blitz vom Himmel auf den eidbrüchigen Sünder herab. Der Himmel ist eben Poeten gegenüber langmüthig. Ich kenne überhaupt nur einen einzigen Dichter in der Weltliteratur, dessen Treue musterhaft war: den armen Petrarca. Petrarca hat seine Laura volle einundzwanzig Jahre mit unwandelbarer Treue geliebt und besungen. Und als er, siebzig Jahre alt, starb, war sein letztes Wort ihr Name. Laura war freilich das

Weib eines Anderen. Hätte ihr Gatte Hugo von Sade rechtzeitig das Zeitliche gesegnet und Petrarca die Witwe zum Altar geführt, wer weiß, ob nicht der Dichter, ähnlich wie Heine, gesungen hätte:

„Schattenküsse, Schattenliebe,
Schattenleben, wunderbar,
Glaubst Du, Närrin, Alles bliebe
Unverändert, ewig wahr?“

Daß jene Liebe, von der die Dichter singen und sagen, keinen ewigen Bestand habe, ist eine ausgemachte Sache. Darüber läßt sich auch Niemand graue Haare wachsen. Daß auch die Liebe in jenen leichtgeschürzten Verhältnissen, welche der Zufall knüpft und löst, flüchtig und trügerisch ist, hat nichts an sich. Es sind dies ja bunte Seifenblasen des Herzens, die jäh aufsteigen und ebenso rasch verschwinden.

Wohl aber ist es von großer, socialer Bedeutung, sich aller jener Momente klar zu werden, wodurch die eheliche Liebe, deren Dauer ja gesetzlich verbrieft ist, vor dem Zerfall bewahrt werden könnte. Aus der Fülle dieser Momente möchte ich ein besonders wichtiges Moment hervorheben.

* * *

Wenn zwei Menschen an den Traualtar oder vor den Civilstandesbeamten treten, so setzen Staat und Kirche voraus, daß dieselben ihr ganzes Leben hindurch verbunden zu bleiben den unverbrüchlichen Willen haben. Soll jedoch diese Voraussetzung zur Wahrheit werden, so muß auch die Liebe, wenngleich nicht in ursprünglicher Kraft und Frische, so doch in ursprünglicher Reinheit und Ausschließlichkeit erhalten bleiben. Aber wie selten ist dies der Fall! Und man darf den Männern — ich habe ausschließlich die Männer im Auge — nicht zürnen, wenn die hehre, lodernde Flamme der Liebe oft nach kurzem ehelichen Zusammenleben nur noch still und irrlichtelirend wie ein Johanniswürmchen glimmt.

Der wundersame Traum, den man träumt, so lange man das geliebte Wesen nicht als legale Lebensgefährtin umfängt, ist ja gar bald verflogen. „Wenn sie sich kriegen,“ fällt im Theater der Vorhang. Warum? Ein Pessimist würde sagen, weil jetzt ein neues Stück, und zwar ein Trauerspiel beginnt. Mit viel größerem Rechte aber darf man behaupten: Der Vorhang fällt, weil der Blüthenstaub der Poesie sich verflüchtigt, weil der Regenbogenglanz, der auf dem Haschen, Suchen und Sichfinden der beiden Liebenden ruhte, in dem Augenblick zu verschwinden beginnt, da die Prosa der Ehe ihre

nüchterne Herrschaft antritt. Diese Prosa wird in einer glücklichen Ehe durch einzelne poetische Lichtblitze verklärt, durch den Humor vergoldet. Aber Hausbrod, so gut und schmackhaft es auch sein mag, bleibt doch nur Hausbrod und wird nun und nimmer der Speise der olympischen Götter — der Ambrosia — gleichen. Die Nüchternheit der Ehe empfindet eigentlich nur der Mann, und oft tief und schmerzlich, wenn er eine poetische Natur und zu keiner realen, abgeklärten Lebensanschauung sich durchgerungen. Für die Frau ist die Ehe Alles und Jedes, sie vermag darin vollstes Genügen zu finden. Goethe, der ein wunderbarer Kenner des Frauenherzens war, hat die Wahrheit dieser Anschauung in Versen von marmorhafter Schönheit zum Ausdruck gebracht:

„Geh', Ihr seid der Frauen nicht werth, wir tragen die Kinder
Unter dem Herzen, und so tragen die Treue wir auch.
Aber Ihr Männer, Ihr schüttet mit Eurer Kraft und Begierde
Auch die Liebe zugleich in den Umarmungen aus."

Der Mann ist daher oft sehr rasch ernüchtert, und es mag wohl oft durch seine Seele ein wehmüthiges Staunen darüber ziehen, daß der Schauer verschwunden, der ihn einst beseligt. Verschwunden, ohne daß er recht weiß, wie, wann und warum. Warum? Vielleicht liegt die Antwort darauf in Folgendem: Die Sixtinische Madonna ist wunderschön, die Venus von Milo ist ein herrliches Werk. Aber man lasse den glühendsten Kunstenthusiasten unabläßig vor diesen Gebilden stehen und er wird nach dem Anblick anderer, sogar minderwerthiger Kunstwerke lechzen. Er darf es. Aber in der Ehe darf man es nicht. Da herrscht der Monotheismus. Da waltet nur Eine Göttin, und nur sie allein soll in dem Tempel Deines Herzens thronen. So heischt, so will es, gestützt auf Recht und Moral, die Frau. Aber der Mann soll auch wollen, und das eben ist das große Problem, dessen Lösung so manche getrübte Ehe wieder zu einer glücklichen machen möchte — so manche Ehe, in der die Frau nach einer Liebkosung sich sehnt, die an die alten, seligen Zeiten gemahnt, nach einem Kuß, in dem etwas vom Feuer des Bräutigamkusses glüht.

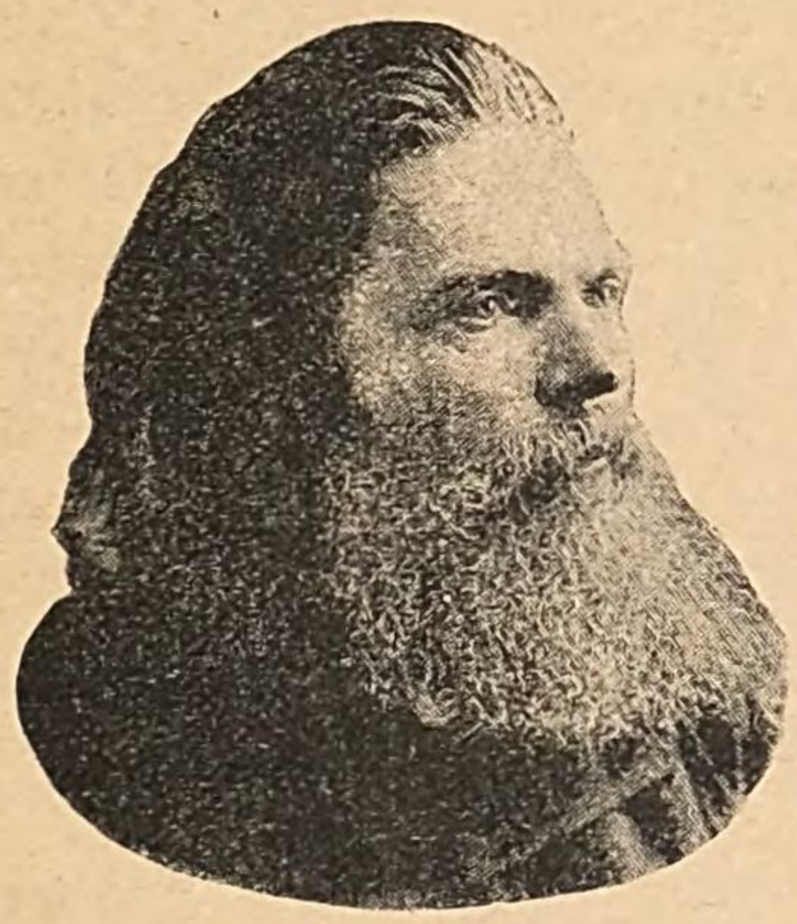
* * *

Wir haben die Vorbedingungen, die zur Aufstellung dieses Problems führen, bereits hervorgehoben: es ist die Gewohnheit, es ist das ewig Gestrige, das sich Tag für Tag wiederholt, es ist vor Allem die Langeweile. Ja, die Langeweile, die auf leisen Sohlen heranschleicht, die es sich allmälig bequem macht, sich einnistet, bis sie um das Haupt des Mannes ihr graues Gespinnst flicht, so daß

ihm Alles kühl und kahl, ohne Licht und Glanz erscheint. Die aus dem ewig Gestrigen entspringende Langeweile ist der Todfeind jeder Ehe, sie ist, um ein Bild aus der Mechanik zu gebrauchen, der „todte Punkt", über welchen das Rad der ehelichen Liebe geschwungen werden muß, wenn es nicht stillstehen und einrosten soll. Wie kommt man nun über diesen „todten Punkt" hinweg? Vielleicht gäbe es ein Recept hiefür und das lautet: Ebenso wie das täglich arbeitende Gehirn, so müßte auch das Herz seine Ruhe, seine Ferien, seine „Schonzeit" haben. Man reist in die Bäder, um irgend ein schadhaft gewordenes Organ wieder in den Stand zu setzen, seine Functionen zu verrichten. So müßte auch der Ehemann zu gewissen, regelmäßig wiederkehrenden Zeiträumen sein eheliches Heim zeitweilig verlassen, um in eine fremde Umgebung, unter fremde Leute unterzutauchen. Das wäre die „Schonzeit" für sein Herz. Dort in der fremden Umgebung würde der Schatz der ehelichen Liebe nicht durch kleine, tägliche Baarausgaben vermindert werden. Die Entfernung würde sein eheliches Heim verklären, tausend kleine, früher unbeachtete Freuden desselben würden in seiner Erinnerung aufblühen, und die tausend kleinen Plackereien in der Fremde würden die Sehnsucht nach dem Heim erwecken und das Traute, Wohlige darin in eine ganz neue, zauberhafte Beleuchtung rücken. So würde sich während der „Schonzeit" seines Herzens in ihm ein Ueberschuß von Lebensfrische, von Liebe, von verklärender Phantasie ansammeln. Und wenn er wieder in sein Heim zurückkehrt, da erscheint ihm Alles bedeutsam, Manches neu, da ist jener Kraftüberschuß vorhanden, welcher das Rad der ehelichen Liebe über den „todten Punkt" hinwegtreibt. Für edles Wild setzt der Staat eine Schonzeit fest. Warum sollte dem Herzen, das doch auch ein edles, wildes Ding ist, nicht gleichfalls eine Schonzeit gegönnt sein?

Marro Groriner.

Zwei Vorträge.



Hören Sie eine Geschichte an, die vor zwanzig Jahren in Budapest anfing und im vorigen Jahre in Amerika eine ganz unerwartete, wie auch höchst possirliche Fortsetzung fand. Zu Beginn der Sechziger-Jahre trat ich dort auf dem deutschen Theater meine schauspielerischen Kinderschuhe aus. Ich spielte Franz Moor und den Winkelschreiber, sang ferner auch im Chore mit und — o über die gute patriarchalische Zeit! — mußte auch im Ballet als Tänzer mein Genie glänzen lassen. Die Prima-Ballerina war die berühmte Katharine Langer, Tochter des Wiener Strauß-Langer, und als Balletmeister fungirte ein Herr, der sich Alberti nannte. Dieser Kerl quälte mich in der unglaublichsten Weise ab. Das war die reine Tortur, wenn ich auf die Bühne kam zu den Proben des Ballets: „Des Malers Traumbild", oder von „Satanella". Ich muß freilich gestehen, daß ich wenig Talent zum Ballettänzer hatte, aber daß dieses Ungeheuer, das sich Alberti nannte, mir bei jeder Probe schier die Beine auskegelte, das war denn doch zu stark. Ich fluchte diesem Bösewicht und schwur es mir zu, ihm die Martern, die er mir bereitete, nie — hören Sie wohl? — n i e zu vergessen ... Und nun wechselt die Scene, Zeit: 1888, Schauplatz: die Stadt St. Louis in Nordamerika. Ich habe meinen Vortrag beendet, und kehrte in mein Hotel zurück. Da wird plötzlich an meine Thür gepocht, und herein tritt ein ältlicher Herr mit seiner Tochter. Er stellt sich mir vor: er heiße Geraldini, sei Oesterreicher und komme, mir zu danken für den Kunstgenuß u. s. w. Ich dankte ihm für die Artigkeit, und es begann eine animirte Conversation, in deren Verlauf ich erfuhr, daß der Mann Clavierlehrer und seine Tochter

Harfeniſtin ſei. „Und Ihre Frau?“ fragte ich. Seine Frau, gab er zur Antwort, lebe in London, ſie ſei einſt Tänzerin geweſen, Katharine Langer ſei ihr Name . . . „Was?!“ rief ich. „Was ſagen Sie, Herr? Katharine Langer? Die kenne ich ja von Peſt her. Ihre Triumphe mußte ich ſeinerzeit ſehr theuer bezahlen! . . .“ Mein Gaſt ſah mich fragend an. Ich aber fuhr fort: „Da war ein verdammter Kerl auf dem Theater, ein Henkersknecht, ein Menſchenſchinder, der mir armen Teufel die Beine auskegelte. Ich glaube, Alberti war ſein Name. O, das war ein Schinder, ein Unmenſch, ein . . .“ Mein Gaſt fiel mir da verlegen in's Wort: „Verzeihen Sie, ich bitte Sie tauſendmal um Vergebung. Der Balletmeiſter war ich. Damals nannte ich mich Alberti“ . . . Ihr habt ſicherlich ſchon viel Poſſirliches geſehen, Kinder, aber Poſſirlicheres ſahet Ihr Zeit Eures Lebens nicht, als dieſe zwei verdutzten Geſichter: das ſeine und das meine.

Noch zwei Tage ſind es, die den Stolz meines Lebens bilden. Ich kann nicht ohne die dankbarſte Begeiſterung an die gnadenvolle Huld denken, mit welcher die allerhöchſte Familie mich, den anſpruchsloſen Künſtler überhäufte. Schon der feine Zartſinn, der mir bei meinem erſten Schritt am allerhöchſten Hoflager entgegenwehte, ergriff mich wohlthuend und entkleidete mich meiner begreiflichen Befangenheit. Ihre Majeſtät hatte angeordnet, daß man mir den Salon zeige, wo der Vortrag ſtattfinden ſollte, und daß derſelbe genau nach meinen Weiſungen eingerichtet werde, und zwar auf allerhöchſten Wunſch genau in derſelben Weiſe, wie ich die Arrangements in ſonſtigen Localitäten zu treffen pflege. Um fünf Uhr Nachmittags begann mein Vortrag. Herzklopfend erſchien ich im Salon, in welchem nur Ihre Majeſtäten, Ihre Hoheit die Erzherzogin Marie Valerie und die Gräfin Kornis zugegen waren. Ich fing mit der Forumſcene aus „Julius Cäſar“ an; als ich dieſes Fragment zu Ende geſprochen, trat Ihre Majeſtät auf mich zu und erwies mir die Huld, über Shakeſpeare mit mir zu ſprechen: Welch ein vornehmer Geiſt, welch edle Seele, was für ein feiner Sinn für die großen Eigenſchaften des unſterblichen Briten äußerte ſich in dieſen Worten, und mich erfaßte die Empfindung: „W ä r e ſie nicht ſchon Königin, ſie verdiente es zu w e r d e n!“ Dann ſprach ich „Die beiden Grenadiere“, und wieder zeichnete mich nicht allein Ihre Majeſtät, ſondern auch ihr hoher Gemahl mit Worten gnädigſter Anerkennung aus. Ich war erſtaunt über die Verſirtheit Seiner Majeſtät in literariſchen Dingen. Ueber Schiller, Heine und über das Burgtheater hörte ich von Sr. Majeſtät Aperçus, die mir die höchſte Bewunderung

abrangen. Nachdem ich ein Dutzend Gedichte gesprochen, darunter auch den „Taucher“ auf Wunsch der anmuthstrahlenden, lieblichen Erzherzogin Marie Valerie, trat eine längere Pause ein. Auf Seine Majestät schien mein Gedächtniß Eindruck gemacht zu haben, und der allerhöchste Herr fragte mich, wie lange ich an einem Gedichte lerne? Ich antwortete: „Majestät, so lange, bis ich die Empfindung habe, als ob ich es selbst geschrieben hätte.“ Während dieser Pause ward im Salon eine Jause aufgetragen. Ich wollte mich zurückziehen, doch Seine Majestät wünschte, daß ich bleibe. Von tiefster Dankbarkeit erfüllt und beglückt durch solches Uebermaß von Gnade, folgte ich den allerhöchsten Herrschaften zu Tische. Dort wurde in ungezwungener Conversation über Literatur und Bühne gesprochen. Wieder mußte ich das geläuterte, feine Kunstverständniß Ihrer Majestät, das scharfe Urtheil Seiner Majestät bewundern. Auch auf's Burgtheater kam das Gespräch und von diesem auf Heinrich Laube. Ich bemerkte: „Ach, Majestät, man hat meinen theuren, unvergeßlichen Freund einen rüden Demokraten gescholten. Gewiß, er war ein Demokrat. Aber einen treueren Diener hatten Eure Majestät nie, als Heinrich Laube war.“ Es folgte keine Erwiderung in Worten, aber ein Blick . . . doch nein, wie darf ich diesen Blick zu deuten mich erkühnen? . . . Nach der Jause sprach ich wieder und wieder ein Gedicht um das andere. Volle vier Stunden hatten die allerhöchsten Herrschaften meinen Vorträgen gewidmet, und ich zog von dannen als der Glücklichste der Sterblichen, bezaubert auch noch durch die Verheißung, daß es mir ein zweites Mal vergönnt sein würde, mich vor Ihren Majestäten hören zu lassen . . .

Zwischen meinem ersten und zweiten Vortrage machte ich in Ischl die Bekanntschaft eines Arztes, Dr. Gruß. Er behandelte mich gegen einen Rheumatismus, welcher mir im Arm wahnsinnige Schmerzen bereitete. Er hatte kräftige, große Hände, zur Massage wie geschaffen, mein ausgezeichneter Doctor, und in einer schwachen Stunde, während er mir den Arm knetete, gestand er mir auch, daß er in seinen freien Stunden — lyrischer Dichter sei. Ich sprach zu ihm, bewältigt von den Foltern meines Rheumas: „Hören Sie, Doctor, wenn Sie mich curiren, so verspreche ich Ihnen, vor Ihrer Majestät eines Ihrer Gedichte zu sprechen, falls mir die Gnade zu Theil wird, ein zweites Mal an den allerhöchsten Hof befohlen zu werden.“ Der Mann knetete mich seit dieser Stunde, daß ich oft glaubte, unter seinen Händen meine Seele aushauchen zu müssen . . . Inzwischen ward ich zum zweiten Vortrage befohlen. Nun galt es, mein Versprechen einzulösen. Ich lernte rasch ein hübsches, em-

pfindungsvolles Gedicht meines Doctors; es hieß „Der Weihnachtsabend“. Mein Vortrag war im besten Zuge, und noch immer wußte ich nicht, wie den „Weihnachtsabend“ in das Programm einzufügen? Da, während einer Pause faßte ich Muth und richtete an Ihre Majestät die folgenden Worte:

„Eure Majestät werden meine Kühnheit gnädigst verzeihen; ich habe eine Bitte auf dem Herzen.“

Ihre Majestät nickte huldvoll: „Sprechen Sie!“

„Hier lebt ein Doctor, ein trefflicher Mann. Der massirt so ganz außerordentlich gut, und ich leide so schrecklich an Rheuma. Mein Doctor ist aber auch Dichter, und ich möchte mich ihm mit Eurer Majestät huldreicher Gnade erkenntlich zeigen, indem ich ein Gedicht von ihm sprechen möchte. Das Gedicht ist kurz und hübsch, und mein Doctor massirt mich so gewissenhaft, daß ich bei hellem Tage alle Sterne sehe . . .“

Lächelnd gab mir die hohe Frau die Erlaubniß, und ich sprach den „Weihnachtsabend“ . . . O, sie ist ein Engel, unsere theure, gute Kaiserin!

— — — — — — — — — — — — — —

Alexander Strakosch.

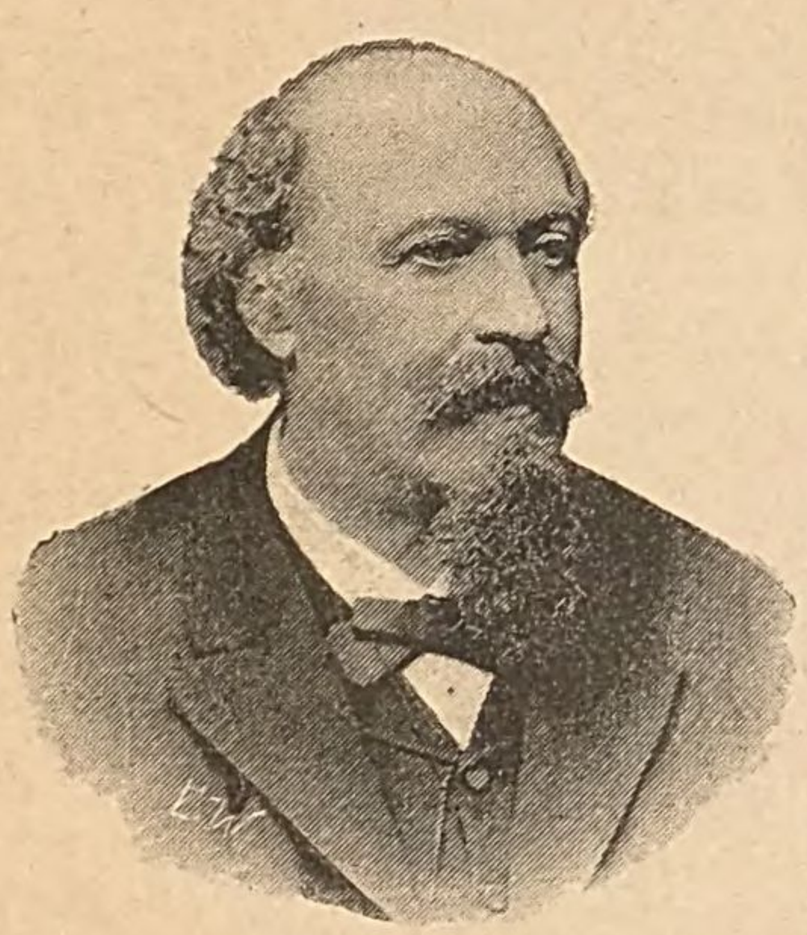
Einige meiner Directoren.

Es war so Mitte in den
Sechziger-Jahren,
Als ich mich spannte an den
Thespiskarren;
Im Meidlinger kleinen Musen-
tempel
Drückte man mir auf den Künstler-
stempel.
Director Groll mit Kennerblick,
wohl wissend,
Daß ich als Wiener hochdeutsch
spreche fließend,
Gab mir nur tragisch düst're Rollen,
Dem todten Groll sollt' ich dafür noch grollen.
Wie ich als Mephisto brüllte: „Wer stirmet hernieda?
Ah! Ungethiema, wos willst Du schon wieda?!“
Da lachte ihm vor Freude das directorische Herz;
„Sie müssen Held werden,“ sagte er ohne jeden Scherz.
„Sie haben ja ein Viehorgan, darum nur fest studiren,
Und lassen Sie sich nach Iglau als junger Held engagiren.“
Director von Wahlburg, ein alter böhmischer Ritter,
Nahm mich, denn als junger Held war ich nicht bitter.
Heute hatte ich in Iglau debutirt —
Morgen ward ich schon so reducirt,
Daß ich statt fünfzig Gulden — denkt Euch die Blamage! —
Jetzt nur mehr monatlich bekam zehn Gulden Gage.
Zu dieser edlen Handlung verleitete ihn voll Huld
Die Directorin, eine Zange, die an diesem Unglück schuld.
Dick wie ein Zehn-Eimer-Faß, mit Tüchern stets umwunden,
Gichtisch-giftig aufgelegt, ward Niemand sie verbunden.
Rache! war mein Gedanke, Rache an diesem Weib!
Der Zufall ward mir günstig; ich kam zum Zeitvertreib
In die Directionskanzlei um à conto von zwei Gulden,
Denn ich hatte zu dieser Zeit schon einen Gulden Schulden.
Da steckte die Directorin, um Feuer anzufachen,
In dem großen Kamin. „Die Geschichte läßt sich machen,“
Dachte ich; denn sie konnte sich ja nicht rühren.
Ich machte die Kaminthür zu, um schnell mich zu verlieren;

Ich sprang über die Stiege und ließ die Direction
Gewiß bei zehn Minuten in dieser Situation.
Die Alte, die schrie jämmerlich: „Wart's, Buben, Ihr infamen!“
Und fluchte ung'risch, böhmisch, deutsch, bis endlich Leute kamen.
Aussah sie schwarz, wie die Großmama vom Teufel,
Man hielt sie stets dafür, doch jetzo war kein Zweifel.
Mir war cannibalisch wohl, daß sich mein Wunsch erfüllt
Und ich an der Xanthippe meinen Rachedurst gekühlt.
Der Director hielt natürlich gleich strenges Gericht,
Doch Jeder sagte: „Ja ich? ich? ich war es nicht!“
So blieb zu meinem Glücke gänzlich ungerochen,
Was ich an der Directorin in Iglau hatt' verbrochen.
Mein dritter Director, der war ein Original,
Gemüthlich mit seinen Künstlern, das war so recht sein Fall;
Wallers war sein Name, sein Gau war Krems und Stein,
Die Plage war natürlich groß, die Gage wieder klein.
Er lud uns oft — o welche Ehr'! — zu sich ein zum Kaffee,
Da spielten „Einundzwanzig“ wir, doch jedesmal — o weh! —
Nahm er uns die Gage ab, dieser biedere Mann,
Und trug uns für die nächste gleich ein à conto an.
Mein vierter war Director Blum, der hatte Theater drei —
Krakau, Tetschen, Bielitz und noch Wieliczka dabei.
Er war bekannt als Don Juan, obwohl schon eisig grau,
In jeder Filiale hatte er eine linke Frau,
Die rechte war in Krakau bei ihm im Hauptquartier —
Drei linke, eine rechte, es waren im ganzen Vier!
Mein fünfter war Director Kotzky in Ischl-Salzburg dann,
Ein aus Bosheit und Sarkasmus zusamm'gesetzter Mann.
Mit jedem Wort schlug er eine kleine Wunde,
Doch Geld bekam man von ihm zu jeder Stunde.
Wir machten uns den Spaß einmal, gerade um Mitternacht,
Warfen Steinchen an sein Fenster, bis er endlich aufgewacht.
Er kam und schrie herunter: „Was wollen Sie denn von mir?“
„Jeder nur fünf Gulden,“ so brüllten Alle wir.
Er verschwand vom Fenster, im nächsten Augenblick
Kam er mit Packetchen schon wiederum zurück,
Warf uns das Geld herunter und schrie im Mondenlicht:
„Es gibt à conto-Tage, doch Nächte gibt es nicht!“
Meine anderen Directoren, das waren schon große Herr'n,
Und von deren Schwächen spricht man nicht so gern.
Perfall, Strampfer, Steiner, Tatarczy sind bekannt —
Und jetzt Director Blasel, dann hab' ich alle genannt!
Noch einen Director hatte ich besessen,
Nämlich mich, auf den hätte ich bald vergessen;
Mit dem war ich am wenigsten zufrieden,
Bin auch sehr bald von ihm geschieden.

H. Römle.

Seltsamer Gang über's Gebirge.



Der Band wünscht für seinen Band von mir eine kleine Erzählung, ein Erlebniß, und bemerkt neben sehr ermunternden Worten: „Ein kleines Geschichtchen, in dem Sie mit und unter Ihren poetischen Dorfgestalten auftreten, dürfte für diesen Zweck das Passendste sein."

O, was habe ich an Aufregendem, selbst Schaurigem inmitten der gewaltigen Natur und mit den ihr zunächst Angehörigen erlebt! Es eignet sich auch nicht Alles dafür, das Geheimniß zu lüften; es müßte Manches des Längeren erzählt werden, oder wurde auch von mir in Geschichten verwendet — ich will aber der Einladung folgen und wähle nichts zu Abenteuerliches, Gruseliges, immer aber einen seltsamen Gang über's Gebirge.

Ich kam von der Mürz und den steirisch-österreichischen Grenzgebirgen her. Am „Todten Weib" vorüber, in's Geklüfte und über die an den Felsen ober dem tosenden Wildwasser hängenden Steige war ich in die Schlucht oder das Engthal der „Frein" gelangt. Dort am Fuße des Schneealm-Stockes, des Ameisbichl, auch „Ameiswies" genannten Berges, welcher überstiegen werden muß, will man nach Niederösterreich in's Naßthal, steht eine weltverlorene Jägerhütte, in welcher auch der Kaiser als Gemsjäger eine Stube hat. Da gibt's keine Herberge und es gilt weiter steigen, wie es mir einmal sogar im nächtlichen Gewitter, das mit dem Mondenschein plötzlich wechselte, geschehen ist.

Diesmal aber war Morgen, an einem herrlichen Sommertage, und ich stieg, in Meilenweite mutterseelenallein, munter zwischen den Absturzblöcken und Farrenbüscheln, den Waldstöcken und Abholzungsstümpfen auf. Die Sonne that ihr Bestes, und ich hatte die Stirn oft

zu trocknen. Es gibt auch moosige und von Heidelbeerstauden überwucherte Hochflächen, sodann Strecken hart an Abgründen — und über die Abstürze hinweg, rechts, näher und ferner, die wunderbarsten Felsengezacke und Hochwände — bei jenen ist der „Kaiserstand", wo der Gemsjäger wie auf einem Balcon an einem zum Himmel reichenden Pracht-Felsbau steht. Diesseits ging auch ein Steig, der vor Jahren von den Jagd- und Forstleuten als „Kaisersteig" hergerichtet war und worauf selbst ein geübtes Saumpferd gehen und seinen Reiter tragen konnte.

Ich hörte das Rauschen der Wasser, der Waldwipfel in der sonst schweigsamen Einsamkeit und sah in die wunderbar wechselnden Farben des Gesteines drüben im blauen kleinbewölkten Himmel. Da vernahm ich, wie aus einiger Ferne, hinter mir seltsam regelmäßige starke Schritte. Eigenthümliche Töne. Ich errieth ein Reitertraben. Und richtig erkannte ich auch bald einen Reiter.

Auf einem kleinen, sehnigen, blitzäugigen Pferdlein ein Mann, der seine Stulpstiefel stramm in den Steigbügeln hielt, nicht eben groß, eher gedrungen, hellbraun im Gesichte, eine Jagdflinte übergehängt, einen Hirschfänger zur Seite. Ich dachte, ein Jagdherr oder ein Forstmann, derlei. Nach einiger Zeit war er hart bei mir, und ich mußte aus dem Steig, in's Geröll und Gesträuch, um ihn vorbei zu lassen. Die üblichen „Grüß Gott!" waren beiderseits freundlich gewechselt. Er ritt langsam, hielt sogar zuweilen umherlugend an, und ich ging vor. Endlich bei einer Stelle wandte er sich um nach mir.

„Wo aus?" sagte er.

„In's Naßthal!"

„So? dorthin! . . . Daß jetzt mehr Leute als sonst dahin gehen!"

„Ja, es ist so."

„Haben S' gewiß davon gelesen?" sagte er mit eigenthümlicher Betonung und Stimme.

„Ganz richtig."

„Was sie aber auch darüber fabeln, die Schreiber!"

„Schreiber . . . fabeln? Kann nit sein! Denn ich bin der Einzige, der geschrieben hat, und die Wahrheit!"

„Und Sie sind . . .?"

„Bin . . .!"

„Ei, und ich bin Der, von dessen Thun so viel Arges gesagt ist! Zumeist wegen der Hütten-Abstiftung. Als ob ich ein Tyrann, ein grausamer Verfolger wär'! Die Hütten sind einstmals auf fremdem Grund und Boden erbaut und nur lange vergessen gewesen. Die

Holzarbeit ist zu Ende. Wenn ich die Leut' von dort wegschicke, auch mit Zwang, so geschieht das nur zu ihrem Besten!"

„So? Sie sind die Vorsehung?"

„Die Familien, Armuth und Elend im Gebirg noch weiter aufkommen lassen!"

„Sie sind kein Herrgott!"

„Herr! Mann! Wissen Sie, daß ich jetzt meine Flinte nehmen und Sie niederschießen kann . . . Kein Mensch wüßte davon!"

Ein Gruseln überkam mich, dem Zorngerötheten gegenüber. Doch nur während des Theilchens einer Secunde, und gefaßt entgegnete ich:

„Wissen Sie, daß, ehe Sie die Flinte ansetzen, ich Ihr Pferd anrenne oder erschrecke . . . und drunten liegen Sie im Abgrund, zerschmettert!"

Mit aller Kraft hatte ich das gesagt. Er riß das runde, lebhafte Auge auf und starrte mich, mit jeder Bewegung innehaltend, an.

Zwei Feinde, die sich zuvor nie gesehen, nie gesprochen, sahen sich fest in die Augen und waren zugleich wie zwei Ringer, deren erste Bewegung ein sieghaftes Erfassen sein sollte.

Endlich rührte er sich auf dem Sattel und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Na, es ist nicht so arg! Sie setzen wohl nicht voraus, daß ich Sie da erschießen werde."

„Und Sie beruhigen sich über den Absturz zum Zerschmettern!"

„Sie könnten ja auch eine Pistole bei sich haben, darauf hatte ich ganz vergessen. Daß Sie das Gegentheil sogar augenblicklich bekannt und sich doch zu helfen gewußt . . . das . . . ist ganz gut . . . wir können ruhig reden. Die Sonne brennt heiß, wo der Wald nicht deckt, und es ist besser, wir suchen vorwärts zu kommen, denn ich bin in Naßwald erwartet!"

„So? Gerad' gut!"

„Und wir können im Wandern mit einander reden."

Wir thaten dies eine gute Weile. Wir wurden immer ruhiger. Ich schritt voran, weil ich's besser fand, und sah wenig zurück. Wir waren nun laut genug. Ja, je stärker ich auf Menschlichkeit gegenüber dem Formrechte beharrte und den Werth eines wachsenden Baumes, der zwischen Herdsteinen der ehemaligen Behausung hervordrang, und den Werth eines Menschen ausmalte; je mehr ich dem Unrechte gegenüber, das eine grasende Ziege begehen kann, jenes Hinderniß emporhob, daß ein schmachtender Säugling oder ein sieder Greis Milch erhalte; je mehr ich anschaulich machte, daß man das

Wild im schrankenlosen Umhersteigen nach Futter schütze, jedoch dem Menschen nicht gestatten wolle, über die Berge nach Arbeit zu gehen — desto wortkarger, ja geradezu aufhorchender wurde er.

„Und Glaubensverfolgung haben Sie angedeutet?“ rief er plötzlich auf.

„Reden wir nicht auch davon, hier in der Heiligkeit der Natur!“ wendete ich mich sogleich um und blieb stehen.

Er hielt auch.

„Meine Ueberzeugung kennen Sie,“ sagte ich rasch, „ich will keine neue Ereiferung . . . ich bleibe lieber zurück oder gehe voraus . . . wie Sie wollen und Ihre Zeit erlaubt!“ Damit schritt ich wieder aus.

„Hören Sie!“ rief er und stand noch immer mit dem Pferde, „hören Sie!“

Ich stand.

Da regte sich in der schweigsamen Stille der Natur mit einemmale etwas. Es brach und schlug durch die Zweige. Es schien mir, als ob ein Thier irgendwo davon eilen wollte. Aber nur einen Augenblick lange währte der Gedanke, denn es polterte donnernd nach, und ein riesiger Stein war von einer Felsenwand abgestürzt, ein Bruchstück kollerte und sprang über den Abhang und gerade eine kurze Strecke vor mir zu unserem Steig, über den er mit einem kleinen Bogen in den Abgrund krachend stürzte und polterte!

Jedem von uns zuckte es durch's Herz. Wenn wir eben weiter voran wären! Der Bogen genügte, um einen Kopf oder das Pferd zu treffen. Kleines Steingerölle rieselte und lag noch im Steige.

Wir waren Beide wortlos und ein Weilchen stille.

„Wem hat das gegolten? Mir oder Ihnen?“ sagte er endlich.

„Ich bin nicht gegen Schonung von Menschen und Thieren . . .“ war meine Antwort.

„So? Ich muß es hinnehmen!“

„Der Herrgott allein weiß es, aber ich glaube, ich deute ihn recht.“

„Recht und Recht . . . ja, darin liegt Alles.“

Ununterbrochen ruhig redeten wir noch den letzten Rest des Weges. Er trennte sich auch nicht im Thalweg von mir.

Zum allgemeinen Erstaunen kamen wir gemeinsam, Beide wohl gekannt, in Naßwald an. Und schnurstracks in's Gemeindehaus, das auch zugleich Schul- und Kirchenhaus ist, ging's.

Dort harrten Holzknechte, arme Weiber, Greise, Dirndln, ein buntes Völklein in einer Stube.

Die Blicke zeugten von tiefer Erregtheit zuerst und gingen von ihm hinweg wieder zu mir.

„Nun, Kinder, was möcht' Ihr?"

Das Wort „Kinder" übte Zauber. Sie hatten es nie zuvor von ihm gehört.

Immer zuversichtlicher strömten die Bitten und Worte.

„Du willst heiraten? Gut, mein Sohn! Laff' Dich verkünden. — Du willst Arbeit? Stell' Dich nur dazu! — Du willst Nachlaß für Deine alte Mutter und das Bleiben in der Hütte? Pfleg' nur gut, Dirndl! — Du willst Holz für's Dacheindecken? Ja, ja, werd's anweisen!"

Daß sich die Leute nicht in die Arme fielen oder einen Fremden in die Arme schloffen, sonst Alles, Thränen gab's. So war's noch nicht dagewesen.

Er und ich, wir entkorkten manche Flasche des Wirthes und leerten sie mitsammen. Wir wurden gute Freunde und waren noch oft beisammen.

Immer bis zu seinem Tode hat er mich versichert, daß er Recht gehabt, das heißt, das Beste gewollt; immer hab' ich ihm meinen Widerspruch entgegengehalten — aber ich hatte ihm auch versichert, daß ich keine Person nennen und vor die Oeffentlichkeit bringen wolle. — Das — ist auch der Kaisersteig von den Wettern weggerissen — habe ich gehalten seit jenem seltsamen Gang über's Gebirge.

August Silberstein.

Auch eine „Kunstreise“.

Immer hatte ich mich schon gesehnt, auf einem Meerschweinchen, oder auch Schmiere benannt, eine Vorstellung der „Räuber“ unseres großen Schiller zu sehen, denn man hört so viele lustige Geschichten erzählen, die Einem fast unglaublich scheinen und die man nur selbst erlebt haben muß, um sie glauben zu können. Das Glück begünstigte meinen Wunsch, denn es bot sich mir sogar die Gelegenheit, in einer solchen „Räuber“-Vorstellung *selbst mitzuspielen*. Verhältnisse bestimmten mich dazu, aus meinem Engagement (wo ich als erster Held, Liebhaber, Bonvivant und Gast für die Saison engagirt war) ein Gastspiel in ein kleines, in der Nähe gelegenes Fabriksstädtchen zu unternehmen, dessen pecuniäres wie künstlerisches Erträgniß, wenn ich von einem solchen überhaupt reden darf, für mich zwar sehr gut ausfiel, das mir aber unvergeßlich bleibt. Wie gesagt, ich gastirte also an einer solchen Schmiere, aber was thut man nicht des lieben Geldes wegen.

Die Bühne war im Saale eines Gasthofes aufgestellt, der sich zu den besseren der Stadt zählte. Auf leeren Bierfässern waren Bretter gelegt und bildeten ein sogenanntes Podium. Da die Bretter über die Bühne zu weit hinaus ragten, mußte man sich hüten, zu weit nach rechts oder links zu treten, sonst gerieth die Bühne in eine schwankende Bewegung, die sich dadurch kennzeichnete, daß das betreffende Brett kühn aus den übrigen hervorschnellte. Es mag wohl auch aus diesem Grunde für das Wort „Bühne“ der Ausdruck kommen: „Die Welt, welche die schwankenden Bretter bedeutet“. Beleuchtet wurden diese schwankenden Bretter von sechs Petroleumlampen und zwei Millykerzen beim Souffleurkasten, denn ein solcher war besonders mächtig

und groß emporragend und hatte das Ansehen einer länglichen Kiste, die mit der Breitseite nach unten aufgestellt war. An der Außenseite war diese Kiste grau angestrichen, innen ließ man ihr ihre Naturfarbe. Dieselbe mußte wohl aus der Fabrik Frank's Söhne sein, denn sie duftete stark nach Frank's Cichorienkaffee. Doch bei der durch die Petroleumlampen und Millykerzen vertretenen elektrischen Beleuchtung hätte ich fast noch vier Lampen vergessen, die an den Coulissen angebracht waren. Verschiedene bemalte Leinwandlappen bildeten je nach Bedürfniß einen Wald oder ein Zimmer.

Da ich Gast war, hatte man mir meine eigene Garderobe angewiesen, nämlich ein mit seiner Ausgangsthür in den Saal mündendes Passagierzimmer.

Der Saal war ausverkauft. Auf den feinsten Plätzen, den Sperrsitzen, sah ich, da ich es nicht unterlassen konnte, durch das Schlüsselloch meiner Garderobe zu gucken, liebliche Mädchengesichter, die dem Städtchen nur zur Ehre gereichten.

Weiter nach rückwärts sah ich blos weiße Punkte aus einem dunklen Knäuel hervorstechen, denn es herrschte eine egyptische Finsterniß im Saal, wie im Zuschauerraume bei den Festspielen in Bayreuth, wahrscheinlich um das Publicum nicht von der Handlung abzulenken. Auf der Galerie im Hintergrunde des Saales, auf welcher bei Tanzvergnügungen die Musikanten sitzen und der daher sehr klein war, hatten sich doch 120 Personen zu je zehn Kreuzer Entrée zusammengepreßt. Der erste Act ging mit dem üblichen Applaus vorüber, man holte mich aus der Garderobe, denn da ich den Carl Moor verkörpern sollte, kam mein Act. Doch wer beschreibt mein Erstaunen, als ich mich von der Gestalt des Wilhelm Tell immer umkreisen sah. Meine erstaunten Blicke hafteten auf derselben, denn ich konnte mir nicht vorstellen, wieso der Retter des Schweizer Vaterlandes sich zu den Räubern verirrt hatte. Die Tellgestalt schmunzelte mich wohlgefällig an, denn sie war überzeugt, daß ich sie bewundere, und sprach zu mir. Nun sah ich, daß es der Director der Truppe war. Er sagte mir, daß dieses eigentlich sein Tell-Costüm sei, aber es stünde ihm so ausgezeichnet und da habe er es angezogen. Er war in seine Rolle eingedrungen, denn er spielte den Schweizer. Wenigstens hat er, wenn er nichts für den räuberischen Schweizer gehabt hat, etwas von einem Schweizer, wenn gleich dieser Schweizer auch den Tell vorstellte. Jetzt bemerkte ich auch, daß er seine Beine in Ritterstiefel gesteckt hatte. Ich wende mich weiter, um mich mit meiner Umgebung vertraut zu machen, und da sehe ich mich wieder einige Jahrzehnte weiter vorgerückt. Um mich standen vier Gestalten

in rothen Pluderhosen und zurückgeschlagenen französischen Uniformröcken. Auch diese Vier entpuppten sich alsbald als Roller, Schufterle, Spiegelberg und Razmann. Der Vorhang hob sich, ich wurde mit Applaus begrüßt und das brachte mich wieder zur Besinnung, daß ich spielen sollte. Spiegelberg trat auf. Er kennzeichnete seine besondere Niederträchtigkeit vor den anderen Libertinern durch eine rothe Perrücke, wie Schnurr- und Knebelbart. Den bestialischen Charakter kleidete er in bestialische Gesticulationen und eine bestialische Leistung. Freund Roller wurde durch einen würdigen Repräsentanten verkörpert. Ich nenne ihn würdig, denn sein Alter, er war nahe an die Siebzig, berechtigt mich zu diesem Ausdruck. Sein rothes Tricot, das ich im Anfang für eine Pluderhose hielt, faltete sich an den mageren Beinen herunter und war das Bemerkenswertheste an der Leistung. Schon als Libertiner standen sie alle auf Kriegsfuß — aber mit ihren Rollen.

Schweizer im Tell-Costüm, der wildeste von der ganzen Bande, that sich nicht allein durch sein Costüm hervor, sondern durch ein ohrenzerreißendes Herunterbrüllen seiner Rolle. Besonders aber gefiel ihm ein Satz, den er sich unter großem Freudengelächter des Galeriepublicums während des Abends mindestens ein halbes Dutzend Mal eingelegt hatte: „Diese Canaillen sind eine verflixte Brut“. Dabei schnarrte er in dem Worte „Canaille“ das dramatische „r“, um das Wort umso fürchterlicher zu Gehör zu bringen. Hätte Schiller eine Ahnung, welche fabelhafte Wirkung der Satz, besonders aber das Wort Canaille erzielte, so hätte er beides sicher nicht ungeschrieben lassen. Ich selbst als Räuberhauptmann stand wie zerschmettert da. Razmann, der sich während des Actes mehr apart gehalten hatte — wahrscheinlich haben sich seine edleren Gefühle geregt — sagte der Räuberbande Valet, änderte seinen Namen, wie das beim Theater öfters vorzukommen pflegt, nahm den Namen Hermann an und wurde Bastard eines Edelmannes. Da ich während dieses Actes nichts zu thun hatte, setzte ich mich in die Garderobe und frischte meine Lebensgeister beim Qualm einer Cigarette wieder auf.

Der nächste Act brachte uns in die böhmischen Wälder und zeigte mir meine ganze schrecknißerregende Bande, bestehend aus sage sechs wohlgezählten Mann, die im Walde umherlagen. Damit unser Haufe umso furchtbarer erscheine, hatte man aus der Coulisse heraus mit Papier und Fetzen vollgestopfte Ritterstiefel gelegt. Vom Publicum aus sah man nur die Füße, der dazu gehörige Bandit lag mit dem übrigen Körper in der Coulisse. Hinter jedem dieser paar Stiefel stand in der Coulisse ein Weib (wie man mir sagte, die nicht be-

schäftigte Damenwelt der Truppe), um beim Aufbruch der Räuberbande die Stiefel in die Coulisse zu ziehen. Jetzt kam die Magistratsperson, welche die Auslieferung des großen Räubers Moor verlangte. Den armen Commissarius hatte unser Anblick so sehr erschreckt, daß er nur meist unzusammenhängende Worte stammelte. Vor mir, dem Räuberhauptmann, schien er ganz besonderen Respect zu haben, oder ob dieser dem Gast des Abends galt, weiß ich nicht, denn als er den bekannten Satz zu reden hatte: „Wie heißt der Teufel, der aus ihm spricht, der Kerl macht mich wirbeln," wagte er es nicht, mich per Kerl zu betiteln, und er sagte im reinsten sächsischen Dialekt: „Wie heeßt der Deivel, der aus ihm schpricht, der Herre macht mich bimmeln." Mit dem üblichen Applaus nach meiner Schlußrede ließ der alte Graf Moor, der, nebstdem er die ersten Charakter- und Väterrollen spielte, auch den Vorhang auf- und abzuziehen hatte, denselben fallen.

Der Gartenact zwischen Amalie und Franz wurde nicht gespielt zum großen Leidwesen der Amalie, wie sie mir sagte. Amalie, die Liebhaberin, war nämlich auch außer der Bühne mit dem hoffnungsvollen, hier aber hoffnungslosen Franz verfeindet und freute sich schon auf den Moment, wo sie ihm die Ohrfeige hätte geben können. So ging die Verwandlung wieder über einige Meilen weiter in eine Gegend, die genau wie die vorige aussah.

Ich lagerte mit meiner Bande und den ausgestopften Ritterstiefeln auf der Erde, und als ich mit einem schnellen Blick meine Bande überzählte, siehe, da hatte sich auch der verkappte Hermann wieder zu uns gesellt uud nannte sich wie ehedem Razmann. Auch Schufterle, den ich einen Act früher aus meiner Bande ausgestoßen hatte, ließ sich einen Vollbart wachsen, vertauschte seinen Namen mit dem Namen Schwarz und war wieder Bandit. Da meine Schaar so klein war, bin ich großmüthig gewesen und sah diese Intrigue durch die Finger an, umsomehr wir einen Freund verloren hatten, unseren Roller, dessen Seele schon am Wege der Seelenwanderung war. Also, wie schon erwähnt, lagen wir in malerischer Gruppirung im Walde und harrten der Ankunft Kosinsky's. Da kommt er auch schon, oder besser gesagt, sie.

Kosinsky wurde nämlich von der naiven Liebhaberin gespielt, die im besten Mannesalter stand. Ihre aufgelösten Haare ersetzten die lange Perrücke, ein kleines keckes Schnurrbärtchen auf der Oberlippe. Der böhmische Edelmann kleidete sich halb spanisch, halb polnisch. Um die Bauchgegend hatte er eine knallrothe Kranzschleife, mit Goldfransen eingefaßt, geschlungen. Auf derselben waren mit Goldbuchstaben gedruckt die Worte zu lesen: „Der verehrten Künst-

lerin.“ Das lesend, mußte ich mich schnell umwenden, mein Lachen zu verbergen.

Ich finde keine Worte, zu beschreiben, wie sie die schöne Erzählung Kosinsky's vortrug, aber auch sie fand diese Worte nicht, denn das war nur eine Improvisation. Oefters, wenn sie nicht weiter wußte, rief sie „Ha!“ und noch einmal „Ha!“ um den schon halb heiser geschrieenen Souffleur zu hören. Aber, o Pech, der Schnurrbart mußte sich gelockert haben, denn als sie eben wieder ein „Ha!“ hervorstieß, gleitet ihr die eine Hälfte des Bartes in den Mund, sie fängt — zu räuspern und zu spucken an, mehr und immer mehr, die Räuber springen vom Boden auf, die Ritterstiefel werden in die Coulisse gezogen, der schweizerische Tell ruft ihr zu: Ausspucken! Ausspucken! Andere Räuber schlagen sie auf den Rücken, denn der Bart war ihr inzwischen in die Kehle gekommen, der alte Moor, der schon zum Herablassen des Vorhanges bereit stand, springt im grauen Büßergewande auf die Scene, denn der Kosinsky war seine Tochter, ausrufend: „Anna, komm' in die Garderobe!“ Mit einem heillosen Scandal und Geschrei wird Anna Kosinsky schluchzend und spuckend abgeführt. Um den Actschluß wenigstens herbeizuführen, rufe ich ihr nach: „Kosinsky, Du bleibst!“ Der alte Graf Moor ruft zurück: „Zum Donnerwetter, Herr, Sie sehen ja, daß sie nicht kann.“ Da ich allein auf der Scene war, blieb mir nichts Anderes übrig, als meinen Schlußsatz in's Publicum hinauszuschreien: „Auf, hurtig! Alle nach Franken, in acht Tagen müssen wir dort sein!“

Zum Acte beim Hungerthurm kam ich wieder aus der Garderobe. Ich meinte, daß ich jetzt schon genug erlebt habe, aber nein, es kam noch besser. Hungerthurm war keiner vorhanden, und somit hatte man eine Thür, die ehedem im Schlosse Moor's prangte, mitten in den Wald gestellt. Es schlug zwar nicht Zwölf von der Thurmuhr des Dorfes, denn der alte Moor, der auf einer Käseglocke die zwölf Schläge machen sollte, hatte das bei der Aufregung des bereits wieder hergestellten Kosinsky vergessen. Die Doppelnatur Hermann-Razmann erschien aber doch mit seinem Körbchen, worin er Speise und Trank trug. „Es wird gleich Zwölfe schlagen,“ sagte er und schreitet auf den Hungerthurm zu. „Komm' herauf, Jammermann, Thurmbewohner, Deine Mahlzeit ist bereit.“ Aus der Thür schallt mir nun eine ganz fremde Stimme entgegen: „Wer pocht da? Bist Du es, Hermann, mein Rabe?“ Dann entsteht plötzlich hinter der Scene ein Geräusch einiger Stimmen, die wirr durcheinander schreien: „Wo ist der alte Moor? Holt's den alten Moor!“ Hermann spricht weiter: „Bin's, Hermann, Dein Rabe.“ Jetzt will er das Essen hinein-

schieben, doch weil er den Hungerthurm nicht öffnen darf, auch kein Guckloch war, wo damit hin? Die fremde Stimme ruft aus der Coulisse: „Stellen Sie's hinter die Coulisse.“ Ich sehe Hermann's Verlegenheit, stürze ihm mit gezogenem Schwerte entgegen, ausrufend: „Steh'!“ Die fremde Stimme klagt nun aus der Thür: „Was machst Du, Hermann?“ Ich rufe: „Drunten noch Jemand! Irgend ein Ungeheuer von Geheimniß liegt in diesem Thurm verlarvt, mit dem Degen will ich's entlarven,“ stürze zur Thür, gebe mir den Anschein, wie wenn ich sie sprengen wollte, da steht hinter derselben die mir fremde Gestalt der Directorin. Ich stürze geblendet zurück, ausrufend: „Entsetzliches Blendwerk“ — „mein Vater“ konnte ich nicht mehr dazu sagen, denn ich sah ihn nicht. Da schleppt sich von der entgegengesetzten Seite der Bühne der alte Moor im grauen Büßergewande heraus, gebrochen stammelnd: „Ich war ein wenig im Walde spazieren.“ Tableau! Er hatte vergessen, vor Beginn des Actes auf seinen Platz zu gehen, was bei aufgezogenem Vorhang nicht mehr möglich war, denn rückwärts war kein Raum mehr frei, um auf die andere Seite der Bühne zu gelangen. Ich mußte gute Miene zum bösen Spiel machen und führte den Act racheschwörend zu Ende. Das Publicum applaudirte stürmisch, brach aber plötzlich in ein Höllengelächter aus. Ich meinte, meine Tricots wären geplatzt, besah mich von oben bis unten und wende mich verlegen um, da sehe ich den in Ohnmacht gesunkenen, unglückseligen alten Moor auf allen Vieren über die Bühne kriechen, wie ein grauer Eisbär, dem Vorhang zu, um ihn herabzulassen. Währenddem hatte sich die vollständige Seelenwanderung des Roller vollzogen, er fuhr in die Seele des alten Daniel. Franz, die Canaille, wurde endlich in den Hungerthurm geworfen, und Tell konnte es nicht unterlassen, zum letzten Male auszurufen: „Diese Carrnaille ist ein niederträchtiger Kerl.“ Da ich allein den Actschluß hatte, konnte mir Niemand etwas verderben, Amalie und der schreckliche alte Moor lagen Beide todt da, und erleichtert athmete ich auf, als ich diese mir ewig unvergeßliche Vorstellung mit dem Satze schloß: „Dem Manne kann geholfen werden.“

Emil Norini.

Die Feiertagsgeschichte.

(Oft erprobtes, aber noch immer ausgezeichnet erhaltenes Material, welches nach Bedarf und Belieben ebensowohl zu rührenden Weihnachtsgeschichten, wie zu stimmungsvollen Oster- und Pfingstnovellen verarbeitet werden kann.)

Junggeselle von vierzig Jahren. Meist mürrisch, verschlossen, durch verrathene Liebe schüchtern, mißtrauisch, unzugänglich geworden; besitzt riesige Capitalien an Herzensgüte, huldigt dem Sport, Wohlthaten im Verborgenen zu üben, lebt nur seiner Bureauarbeit, seinen Studien, irgend einem Steckenpferd. Haßt die Feiertage, mit denen er nichts anzufangen weiß, die seinen Gewohnheiten unbequem werden, ihn gegen seinen Willen an vergangene köstliche Zeiten mahnen. Einst (am Weihnachts-, Oster-, Pfingsttag) ging er mit ihr, damals — (Beliebiges Schwelgen in Erinnerung mit Naturschilderung und Stimmungsmalerei, je nach Gelegenheit und Bedarf.) Wieder so ein Tag! In dem kleinen Gasthause, wo der Junggeselle sein Mahl einzunehmen pflegt, ist es leer. Die Leute, an deren Mienen er sich gewöhnt hat, mit denen er sonst Grüße tauscht oder einige Worte wechselt, fehlen entweder oder haben große Eile. Jeder ist eingeladen, jeder bringt den Abend (den Tag) im Familienkreise zu. Auch die Kellner machen so verdammt fröhliche Gesichter und bedienen dabei so lässig. Kein Bissen will ihm munden. Fort, fort! Er geht in's Kaffeehaus. Dasselbe Bild der Verödung. Er will spielen, er findet keinen Partner, er will lesen, er ist zu zerstreut, die Buchstaben tanzen ihm vor den Augen. Hinaus auf die Straße! Die fröhlichen verdutzten Menschen mit ihren erwartungsvollen Mienen (am Weihnachtsabend haben sie lachend die Schneeflocken abzuwehren und müssen mit Packeten beladen sein) hasten an ihm vorüber. Jeder

steuert einem Ziele zu, nur er — fort, fort! Er möchte aus der Welt entfliehen. Er beschließt, den Tag (den Abend) allein in seinem Zimmer zuzubringen, kauft einen Imbiß und eine Flasche Wein — auch in dem Geschäft, in dem er seine Einkäufe besorgt, spricht man nur von dem Feiertag — und geht heim. Statt der mürrischen alten Dienstmagd öffnet ihm ein schönes junges Mädchen die Thür. Die Tochter seiner Wirthin, die er bisher kaum bemerkt hatte. Die Dienstmagd sei ausgegangen zu Verwandten, aber in seinem Zimmer sei Alles in Ordnung, obwohl man nicht erwartet habe, daß er so früh kommen werde. Er stammelt einige Worte, schweigt, dann, von einer plötzlichen Eingebung übermannt, fragt er stockend und erröthend, ob ihm die Damen gestatten würden, seine Mahlzeit in ihrer Gesellschaft einzunehmen. Es wird gewährt. Er sitzt dem holden Mädchen gegenüber. Beide gerathen bald in's Plaudern. Er fühlt sich so wohl, so selig. Im gegebenen Moment nickt die Mutter ein. Die Herzen finden sich ziemlich rasch, ein wenig später die Hände. Sie erröthet sehr stark; ein junges Mädchen ist doch auf derlei ganz und gar nicht vorbereitet. Die Mutter wacht gerade zur rechten Zeit auf, um das Jawort geben zu können. Verlobung. Hochzeit. Im Schlußsatz froher Ausblick auf Kindtaufe, die natürlich pünktlich am Weihnachts-, Oster- oder Pfingsttage stattzufinden hat.

* * *

Eigensinniger, grausamer Vater; hat seine Tochter aus dem Hause gewiesen, weil sie, wie das in den meisten Fällen zu geschehen pflegt, den reichen Freier abgewiesen hat und von dem armen Geliebten nicht lassen wollte. An einem Weihnachts-, Oster-, Pfingsttage hatte sie das Haus verlassen, gerade heute vor fünf Jahren. Sie hat ihm wiederholt geschrieben, er hat die Briefe uneröffnet zurückgeschickt. Er lebt das Ganze noch einmal in der Erinnerung durch, aus Gefälligkeit, damit der Leser den Hergang genau erfährt. Eine Stimme, die bekannte innere, die sich, seit sie im Leben immer weniger Hörer findet, im Roman und in der Novelle sehr aufdringlich geberdet, sagt ihm, daß er zu hart gewesen sei — nein, er würde heute genau so handeln. Und doch, wie einsam und düster ist sein Haus, das sie mit Licht und Sonnenschein erfüllt hatte. Sonst an diesem Tage (genaue Beschreibung der betreffenden Scenerie von damals, um dem später folgenden lebenden Bild die Wirkung zu sichern). Die Erinnerung überwältigt ihn, der Schmerz wirkt betäubend und lullt ihn ein. Er träumt lange, ausführlich und sehr geordnet — aber ist das noch ein Traum? Er sieht die geliebte Tochter leibhaftig vor sich — da steht

sie und ordnet den Tisch mit geschäftigen Händen, und keine seiner kleinen Gewohnheiten hat sie vergessen — hinter ihr ein bärtiger Mann, der mit unaussprechlicher Liebe auf sein Weib und bittend zu ihm, dem Vater, aufblickt — wie er das nur fertig bringt? — und zu seinen Füßen der blondlockige Knabe (Knaben, welche für ihre Eltern Verzeihung zu erbitten haben, müssen immer blondlockig sein und den Namen des Großvaters tragen), welcher seine Aermchen erhebt und „lieber Großpapa“ zirpt. — Nein, kein Traum — sie ist es wirklich! Das schöne Fest (Weihnachten, Ostern, Pfingsten) hat sie zurückgeführt in die Arme des verzeihenden Vaters.

* * *

Ruinirter Geschäftsmann, der über seine Verhältnisse gelebt hat, will sich tödten gerade in dem Augenblicke, da im Nebenzimmer zu dem Feste gerüstet wird. Kann unmöglich länger warten, da der bewußte fällige Wechsel, wie das in Novellen üblich, gerade am Vorabend des Festtages präsentirt werden wird. Glockengeläute, frei nach Faust. Die kleine Ella erscheint und meldet in ihrem süßen, unschuldsvollen Ton, daß Alles fertig sei. Die Waffe entgleitet seiner Hand. Das Kind zieht den Widerstrebenden, beschämt und zerknirscht zu Boden Sehenden zur Mutter. Die Frau hat schon lange Alles errathen, sie hat die Summen, die ihr zur Vergeudung übergeben wurden, gespart; da liegen sie in der großen Brieftasche unter dem Baume, oder im Osterei, oder im Pfingstkuchen, sie reichen gerade hin, um sämmtliche Gläubiger bis auf den letzten Kreuzer zu befriedigen. Der Mann sinkt auf die Kniee. Leise, stimmungsvolle Musik (irgendwie zu beschaffen, im äußersten Fall auch ohne Motivirung).

* * *

Noch bedeutendes Material zur Auswahl vorräthig. Per Dutzend billiger. Vermittler erhalten Rabatt.

Gustav Schwarzkopf.

Augenblicke . . .

Raum und Zeit — sagt der größte und tiefste Denker des deutschen Volkes, Kant — sind nur Formen unserer Anschauungsweise, und daß in diesen Formen zugleich unsere Grenzen liegen, wissen wir ja Alle. Nur der Glaube versucht über sie hinwegzuschweifen, aber auch die reichste und vollendetste Sprache der Welt hat für seine Hoffnungen keine anderen Ausdrücke, als „unendlich" und „ewig" oder „zeitlos" — daran mag sich die Sehnsucht klammern, aber das Gehirn, das mit diesen Begriffen klare, von Raum und Zeit völlig unabhängige Vorstellungen verbinden konnte, hat noch nie functionirt. Wie eine mystische Dämmerung liegt es jenseits dieser Grenzen für uns, aber zwischen ihnen webt das, was wir die Welt, die Natur und unser Ich nennen, das Dasein in seiner äußeren Gesammterscheinung, etwas, mit dem wir uns bewußt oder unbewußt, oberflächlich oder eindringlicher abfinden müssen und das wir „Leben" nennen. In der That, ein kurzes Wort für ein undankbares Stück Arbeit! Und doch — welch feierliche Augenblicke hat auch diese Arbeit; Augenblicke, die mit der Hast des Blitzes uns streifend oder mit der Majestät des Orkans über uns hinwegrauschend unseren Geist mit einer Erkenntniß befruchten, die uns für das ganze Leben leiten, weihen und beglücken kann! Jeder, auch der einfachste Mensch hat einen oder mehrere solcher Sonntags-Augenblicke des Daseins in dem grauen Arbeitsbuche seines Lebens stehen, und da sie allein oft gerade soviel erzählen, als der ausführlichste Bericht über unser „Woher und Wohin", will auch ich des einen oder anderen der mir gewordenen hier gedenken, denn sie haben mich die Natur, meine Zeit und mich selbst erkennen gelehrt und mir somit die Arbeit meines ganzen Daseins erleichtert.

Ich weiß nicht, wie es kommt, aber gerade der erste dieser Lebensmomente hat die tiefste Spur in meinem Innern zurückgelassen, die einschneidendste Furche durch mein Gedächtniß gezogen, obgleich er keineswegs meine äußeren Schicksale berührte und zudem eine Zeit meines Daseins traf, die von der ganzen, erschütternden Tragik solcher Ereignisse zumeist nur das Brutalste empfindet: den Schreck; denn ich war damals ein kaum sechsjähriges, vom Glücke noch geradezu verwöhntes Kind. Und doch, wie hell und scharf umrissen steht dieses Ereigniß noch heute vor meiner Seele!

Es war ein sonniger Junimorgen, und wir Kinder tollten übermüthig im Garten umher. Hinter uns lag ein mit vielem Appetit eingenommenes Frühstück und vor uns das Versprechen der Mutter, uns um zehn Uhr nicht nur die gewohnten Butterbrode, sondern auch die ersten Erdbeeren in den Garten zu schicken — Grund genug, doppelt lustig zu sein, und wir waren's auch rechtschaffen, wie sich's angesichts solch lucullischer Hoffnungen eben gebührte! Da plötzlich scholl von der breiten Hauptstraße des Dorfes ein markerschütterndes Wehgeschrei herauf, und im nächsten Augenblicke ward die sonst so friedliche Sommerluft von einem vielhundertstimmigen Zorn- und Wuthgeheul erschüttert; wie ein Donner brach sich das Echo dieses Getöses an den hohen Mauern unseres Wohnhauses, und athemlos, schreckgebannt hielten wir mitten im Spielen inne.

Da knarrte auch schon die Gartenpforte, aber statt der noch vor Kurzem so sehnsüchtig von uns erwarteten Magd mit den Butterbroden und Erdbeeren erschien der Kutscher, stürzte bleich auf uns zu, hob meinen Bruder links, meine kleine Schwester rechts auf den Arm, hieß mich so schnell als möglich nachlaufen, und fort ging's dem Hause zu, als säße uns der Tod oder ein böser Geist im Nacken; so dachte ich wenigstens und glaubte damit schon das Schlimmste angenommen zu haben, denn damals hatte ich noch nicht die Erfahrung, sondern blos die Namen des Unglücks und Schreckens kennen gelernt, und selbst diese — o selige Zeit! — nur aus meinen Märchenbüchern . . .

An der Treppe stürzte uns die Mutter entgegen. „Da sind sie — um Gotteswillen, nur hinein!“ Und gleich darauf befanden wir uns im hintersten Wohngemach. So bang und beklommen mir aber auch zu Muthe war, hatte ich doch bemerkt, daß nicht nur alle Thüren hinter uns sorgfältig verriegelt und verrammelt wurden, sondern daß man auch sämmtliche Innen- und Außenläden der Fenster verschlossen hatte; mit dem Bewußtsein, daß draußen der herrlichste Sommermorgen lächelte und strahlte, saßen wir plötzlich in grauer,

unheimlicher Dämmerung. — Das Hausmädchen mußte zu unserer Beruhigung zurückbleiben, während die Mutter, der Kutscher und die anderen Stützen des Haushaltes gleich athemlos wieder davoneilten. Meine Geschwister weinten, die Magd jammerte, draußen schlugen alle Hunde des Dorfes an, und das furchtbare Wuthgeschrei und Wehgeheul ward immer stärker, kam immer näher und verschlang endlich chaotisch alle anderen Töne. Aber so schlimm mir auch zu Muthe war, die Neugierde und angeregte Phantasie gaben mir die Sprache wieder, und zudem glaubte ich so ungefähr einen Gedanken zu haben, was dies Alles bedeuten mochte.

„Du," fragte ich, den Arm der Magd ergreifend, „ist das vielleicht die wilde Jagd?"

„O Kind, versündige Dich nicht," kam es aus dem Munde des armen Mädchens einfach, aber mir unvergeßlich zurück. „Das sind die Arbeiter!"

„Unsere Bergarbeiter? Ach, geh'! Papa ist so gut mit ihnen, und sie bringen uns immer Blumen und Erdbeeren mit aus dem Wald, warum soll ich mich vor ihnen fürchten?"

„Ja, Kind, wenn der Mensch wie ein Stück Vieh mißhandelt wird, ist er viel im Stande!"

„Aber wer hat sie denn mißhandelt?" fragte ich bereits weinerlich. „Papa hat sie doch so lieb und ist gar nicht zu Hause!"

„Freilich, aber der Herr Verwalter hat's gethan, weißt Du?"

„Ja wie hat er denn das gethan, Lina?"

„Na schau, Kind: er hat dem Aermsten unter ihnen befohlen, in einem alten, schlecht unterzimmerten Schachte zu arbeiten, und kaum ist der arme Schlucker eingefahren, so bricht Alles über ihm zusammen — die Balken zerquetschten ihn, und die Erde erstickte ihn, und jetzt ist er todt!"

„Todt!" wiederholte ich leise, „ja aber warum ist er denn hineingegangen? Ich hätt's nicht gethan und wenn der Herr Verwalter noch so geschimpft hätte!"

„Ja, Kind — Du! Aber wenn man so arm ist, was thut man da nicht Alles — um's liebe Brod! Und jetzt haben seine Kinder erst keinen Vater mehr — und es sind ihrer sechs! Und das arme, kranke Weib! Hörst Du sie schreien? Das ist sie! Ach, Kind, wenn nur Dein Vater zur rechten Zeit zurückkäme, sonst zünden sie uns noch das Haus über dem Kopf an!"

„O, der Papa! Wo ist der Papa?" weinten meine Geschwister. „Ach, wenn der Papa nur schon da wäre!"

Er war schon da, zu unser Aller Glück — und mit dem Muthe

der Unerschrockenheit, den ein gutes Gewissen und das Bewußtsein immer erfüllter Pflicht verleiht, trat er barhaupt vor seine Arbeiter hinaus und sprach zu ihnen. Klar und milde tönte die Stimme meines Vaters durch die plötzlich eingetretene Stille — aber diese Stille konnte auch nur die Ruhe vor dem Sturme bedeuten, und im nächsten Zimmer harrten meine Mutter und das ganze Gesinde im Banne einer Todesangst, der Worte zu verleihen gerade Denen am wenigsten möglich ist, die solche Ereignisse schaudernd mit-erlebt . . .

Ich weiß nicht mehr, was und wie lange mein Vater gesprochen, aber seine Worte müssen die Arbeiter nicht nur besänftigt haben, sondern ihnen auch tief zu Herzen gedrungen sein, denn sie riefen ihm ein donnerndes „Setreasko!“ zu und damit war der Bann des Schreckens gelöst. Aber nun ließ ich mich nicht mehr halten — ich lief zum nächsten Fenster, stieß die Läden auf und starrte hinaus.

Ja, das waren sie, unsere wackeren rumänischen Arbeiter — ich kannte die meisten unter ihnen, denn wie viele hatten mir schon Blumen und seltsames Gestein gebracht oder mir an den Löhnungstagen draußen im Vorzimmer von den Kobolden und Bergheren erzählt. Und doch! Heute kamen sie mir so fremd und ganz anders vor, mir war, als sähe ich sie Alle zum ersten Male, denn zum ersten Male hatte ich gehört, daß es Menschen gebe, die um des lieben Brodes willen so viel wagen und dulden müssen; zum ersten Male sah ich ihre hohlen Wangen, ihre rauhen, vom Kohlenstaub verkrusteten Hände und die tiefen grausamen Furchen, die der harte Kampf um's Dasein in ihre Stirnen gerissen, und das Gefühl einer ungeheuren Schuld überkam mich — mich, die so heiter und sorglos bisher ihr Brod gebrochen!

Also da draußen gab es Menschen, die so elend waren, daß die nagende Sorge um der Ihren Dasein sie selbst dem Tode entgegenpeitschte, wenn es galt, ihnen die kargen Bissen für den nächsten Tag zu sichern! Menschen, die Noth und Armuth zu solch hündischer Folgsamkeit erzogen hatten, daß sie stumpf und willenlos, gleichsam mit geschlossenen Augen in's Verderben gingen, wenn es ihnen befohlen wurde — um des lieben Brodes willen, als wäre nicht nur ihre Arbeitskraft, sondern auch ihr ganzes Selbst dem unterthan, der sie bezahlte! Wohl war der damalige Besitzer des Bergwerkes ein milder und gerechter Mann und mein Vater mehr der Freund als der Vorgesetzte seiner Arbeiter, sie wußten dies Alle — und doch hatte die harte Schule des Lebens sie so tief erniedrigt und ent-

würdigt, daß das launenhafte Geheiß des nächstbesten Beamten sie widerspruchslos in die Arme des Todes hineinjagen konnte.

Damals natürlich hatte ich nur die naive Empfindung für dies Alles, aber umso wuchtiger traf und erschütterte es mich, und all meine späteren Reflexionen und Gedanken hierüber haben sich immer wieder aus dieser Empfindung ausgelöst, die mir geblieben ist als das Gefühl einer ungeheuren Schuld, unter deren Last unser ganzes Jahrhundert keuchen müsse! Heute weiß ich aber auch, daß an jenem Tage nicht nur die silbernen Märchenschleier vor meinem Geiste zerrissen, welche die Phantasie des Kindes über das unheimliche Räthsel „Leben" gebreitet — im Innersten unseres Wesens schlummert noch ein anderes Märchen, das wir mit allem Zauber und vielem Wohlgefallen auszustatten pflegen und das uns zum Danke hiefür so verhängnißvoll glücklich und blind sein läßt — es heißt Selbstsucht — und daß der Sturm jenes Ereignisses mir auch die Lüge in der eigenen Brust enthüllt, das empfinde ich noch heute als die Weihe jenes Augenblickes!

Sechzehn Jahre später. Ich hatte die Ruinen Roms gesehen, auf der Höhe des Palatins die zerbröckelnden Trümmer der Cäsarenpaläste, in der Tiefe des Forums die hingestürzten Tempel der Götter Roms, denen wie allen Göttern der Glaube, der Haß und die Furcht ihren Weihrauch gestreut. In der Grabesnacht der Katakomben hatten die mystischen Schauer des Christenthums meine Seele durchrieselt, und wer dort hinabgestiegen, wer sie durchwandert, begreift, daß der todesverachtende Glaube, der sich diese Zufluchtsstätten geschaffen, später die morsche Götterwelt zertrümmern und an's Licht steigen mußte, siegreich und weltbeherrschend, wie jede geschichtliche Nothwendigkeit! Welch stolze Tempel und herrliche Basiliken hat er sich dann draußen im Lichte gebaut! Und sie stehen noch alle und laden die hingebende Andacht des Glaubens oder frommen Schönheitssinn zu stummer Bewunderung in ihre marmorglänzenden Räume, denen die Pinsel und Meißel der gewaltigsten Künstler die ergreifendste Sprache geliehen; Räume, die uns so erhaben und heilig anmuthen, daß wir den Widerhall unserer eigenen Schritte als Profanation empfinden — denn fast jede dieser Kirchen umschließt den Leib eines heiligen Dulders, und die zitternden Reflexe der Lampen, die an diesen Grabstätten zum ewigen Gedächtnisse leuchten, stehlen sich von den widerspiegelnden Marmorböden geheimnißvoll ergreifend in jede Seele hinein, ob wir nun die Namen der Märtyrer gläubig in weltentrückten Gebeten anrufen oder nur den Muth und die Stärke bewundern, die sie zu Heroen ihres Ge-

schlechtes gemacht, denn das Uebermenschliche wird sich immer und überall Tempel bauen und Herzen erobern!

Und doch, und doch — der einzige Gedanke, wie Viele da draußen bereits gleichgiltig vorübergingen und wie Viele innerhalb dieser Tempel nur mehr das Menschliche am Christenthum empfinden und würdigen, er allein genügt, um auch hier das starre Medusenhaupt der Vergänglichkeit zu entschleiern. Stein, Gold und Menschenglaube trotzen lange der Zeit, aber auch sie gräbt ihre Katakomben — lautlos, unhörbar und doch so weit und schaurig klaffend, ein Grab für Alles und Alle! Und wir glauben, leiden und ringen über diesem Grabe, machen unser bischen Geschichte und ahnen nicht, daß die Zukunft uns und unseren Zeitwerthen bereits den Boden unter den Füßen weggegraben! Und nun erst dieser Boden — Rom! Wem er unter den Füßen gebrannt, der lernt sich bescheiden oder verzweifelt.

Ich fühlte mich damals geradezu elend, so unbarmherzig und eindringlich war ich noch nie über die Hinfälligkeit menschlicher Größe und Gedanken belehrt worden — jede einsam aufragende, verwitterte Säule dieser Ruinen erschien mir wie ein höhnisches Rufzeichen nach dem kurzen Worte „Gewesen“, und dies Wort lag hier in der Luft, immer und überall! Wer aber noch lebt, möchte von solchem Zwiespalt genesen und wenigstens die Gegenwart nicht schon als Vergangenheit empfinden; ich wollte die Dii consentes meiner Träume noch einmal vergolden, wie der wackere Vettius Agorius Praetextatus es mit denen seiner Vaterstadt gehalten, obgleich er schon wußte, daß unter der Terra sacra Roms die Katakomben der Christen gähnten — und darum eilte ich nach dem wogenschimmernden Golf von Neapel — dort suchte ich Genesung, und sie ward mir auch, wenngleich auf ganz andere Weise, als ich mir's erhofft!

Eine zauberische Vollmondnacht war über die Höhen Sorrentos herabgeglitten und hatte sich strahlend wie eine Liebende an die leis' aufathmende Brust des Meeres geschmiegt. Ich wandelte schlaflos in meinem Zimmer auf und nieder — noch stand ich unter dem Banne Roms . . . Auch in mir drohte es Nacht zu werden, aber eine Nacht, die keine Sterne mehr hat. In solchen Augenblicken schweifen die Gedanken weit ab, in trostloser Oede, und wir ahnen, daß wir uns selbst verlieren können für immer . . .

Auch mir geschah so — und doch, eine einzige, rein mechanische Bewegung meiner Hand sollte all meinen Gedanken und Empfindungen eine andere Richtung geben — denn plötzlich und ohne

eigentlich zu wollen, hatte ich die Thür meines Gemaches geöffnet und war auf den über den Meeresstrand hinaushängenden Balcon getreten. Leis' plätscherten unter mir die Wogen an, in dem weichen, sanft einlullenden Rhythmus eines Wiegenliedes, und wie von einem Mutterruf umschmeichelt beugte ich mich weit vor und lauschte hernieder.

Aus dunkelsammtener Ferne blickten die Lichter Neapels über den Golf herüber, und in starrer Majestät trug der trotzige Vesuvius sein Haupt dem Firmamente entgegen. Das leichte Rauchwölkchen, das wie eine unheilkündende Ahnung, wie ein Donnergedanke Kronions sonst immer seine Stirn umdüstert, schien vom Mondlicht verklärt, wie ein in silberblaue Flöre gehüllter, seliger Geist in den Weltraum hinauszuschweben, weit, weit, und mir war, als müsse es auch die Empfindung dieser Seligkeit haben. Zuweilen schimmerte es mitten im Meere blendend weiß auf, wie der Flügel eines lautlos über der Fläche herangleitenden Schwanes, das war der perlende Schaum, der die Häupter der Wellen krönte und mit ihnen auf- und niederschaukelnd wie glitzernder Atlas die Mondstrahlen reflectirte oder von den Fluthen bis an's Ufer getragen in schimmernden Blüthenflocken an den niederhangenden Zweigen der Weiden und den knorrigen Wurzeln der Steineichen haften blieb, bis Bläschen um Bläschen des zitternden Gebildes zerrann und nur mehr hier und dort ein einzelner Tropfen phosphorescirend aufleuchtete, wie ein wundersamer Edelstein oder ein blitzendes Auge der Tiefe.

Und leise, aber unaufhörlich kam Welle um Welle herangezogen, in gleichem Rhythmus, nach denselben ewigen Gesetzen, stets eine andere und doch scheinbar immer dieselbe, eine in's Unendliche fortfluthende Endlichkeit! Und plötzlich war mir, als fühle ich diesen Rhythmus auch in mir ebben und wogen, geheimnißvoll und doch so beseligend mein ganzes Wesen durchdringend, auf daß es sich eins fühle mit der, die es geschaffen und ihr Mysterium in meine Brust gelegt — der Natur! — Ist nicht auch der Geist nur eine Schaumperle ihres ewigen Wogenganges und das Bewußtsein ein phosphorescirender Tropfen, den sie an den Strand ihrer Schöpfung geworfen? Ein Auge der Tiefe, das in uns leuchtet, aber auch in uns und mit uns erlischt wie die Schaumbläschen der Meereswellen? Das Meer selbst aber fluthet fort . . .

Und eine tiefe, selige Ruhe überkam mich. Der Stolz des Menschen, der so eifersüchtig über den Fortbestand aller Gedanken und Werke seiner Gattung wacht, war in meiner Brust verstummt, die Natur hatte mich wieder an ihr Herz gezogen, und zum ersten

Male empfand ich es wie eine süße Gewißheit, daß ihre Arme, selbst wenn sie uns der Vergänglichkeit überliefern — nur Mutterarme sein können! Sind Werden und Vergehen, ihre scheinbar so tragischen Gesetze, nicht auch nur Formen unserer Anschauungsweise? Sie allein spinnt an dem Räthsel des Daseins, und wer mit hochmüthig thörichter Hand in ihre Gewebe fährt, dem könnte es geschehen, daß er verhängnißvoll gerade jenen Faden abrisse, an dem der Humor der Allmutter die Centnerlast seines ganzen, unberechtigten Hochmuthes baumeln läßt, obgleich oder gerade weil es der dünnste ist — der Faden seines eigenen Lebens?

Ja, Raum und Zeit sind nur Formen unserer Anschauungsweise, und der Gedanke, daß gerade unser Bewußtsein unsere Grenzen zieht, sollte uns der großen Unbewußten gegenüber Demuth lehren, denn was ist Menschengeist und Menschenwerk in ihrer Hand?

M. E. delle Grazie.

Im Kaffeehaus.

Mein Freund Isidor Fuchs hat mir einmal eine so brillante Scene aus meinem nächtlichen Alltagsleben abgelauscht, daß ich besser thue, nicht selbst etwas Anderes zu schreiben. Die Leser werden mir dafür Dank wissen — und ich ihnen noch mehr.

Fuchs schreibt: Nacht, ein bekanntes Café in der Leopoldstadt, dessen Marqueur unter dem Namen „der Hofrath" in weitesten Kreisen bekannt ist. Kremser tritt ein. Mittelgroße Gestalt, in einen Mentschikoff gehüllt. Der Kragen ist über die Ohren gezogen, die Pelzmütze reicht bis zu der angelaufenen Brille. Man sieht von dem eigentlichen Menschen, der mit vorgeneigtem Haupte eintritt und geräuschvoll Kleider und Stiefel von der Schneelast zu befreien sucht, nichts als einen Theil des mit Flocken bedeckten, kurzen, dunklen Vollbartes.

Marqueur (mit einer Geberde des Schreckens). Uj Jesses, der Herr Professer!

Kremser (noch immer bei der Thür). Na, was is's denn also! A halbe Stund' steh' i schon da, und ka Katz' rührt si. (Rückt die Brille die schön gewölbte Stirn hinauf und erblickt den zum Fortgehen gerüsteten „Hofrath".) Ah, ah, was is denn das wieder für a neuche Modi in dem Tschecherl! Um halber Neune wird da Feierabend g'macht? Ah, i waß schon, wird halt heut' am Galitziberg an adeliger Casino-Picknick sein, wo der Herr „Hofrath" als „Honoratior" die Hobelschatten beistellen muß. No, so fahren's nur zu, Herr Hofrath, die Eklipasch wart' schon, lassen's Ihner wegen meiner net aufhalten (mit verändertem Tone), so stehen's net so teppat da und helfen's mir ausg'schirren. (Geschieht. Kremser zeigt sich in tadel-

losem Frack-Anzuge, jedoch ohne das Bändchen des belgischen Leopold-Ordens.)

„Hofrath“ (im dienstlichen Frack-Anzuge). Was därf denn bringen, Herr Professer? An' Schwarzen?

Kremser. Na, a saures Beuschel mit Knödel!

„Hofrath“ (in die Kaffeeküche hinausrufend). A saures Beuschel mit Knödel für'n Herrn Professer!

Kremser. Sö, „Hofrath“, mit wem erlauben denn Sö Maulwurf sich so öde G'spaß? . . . A heutig's Morgenblatt will i haben, schubito avanti!

„Hofrath.“ 'tschuldigen schon, Herr Professer, die gestringer seind alle eing'steckt wor'n von die Hotöllpaschascheer, und die morginger seind no net kummer.

Kremser. Ja, sagen's mer nur, Sie Mensch Sie, wer'n denn Sö gar niar deitsch lernen? Die gestringer — wos haßt denn dös: die gestringer?

„Hofrath“ (verwirrt). No jo, die gestringer, das san dö vo gestert . . .

Kremser (mit stockernstem Gesichte, bemüht, völlig dialektfrei zu sprechen). Ja, aus Ernst, das versteh' ich wirklich nicht. Wie meinen Sie das eigentlich: Vo gestert?

„Hofrath“ (mit der Linken die Tasse, auf welcher zwei Gläser voll Wasser stehen, balancirend, mit der Rechten gesticulirend). No jo, i sog', wie's wohr is, die Dienstagblätter seind weg, und die Mittwochblätter seind no net da.

Kremser (sich empört stellend). Jetzt reden's ja wieder anders. I will a heutig's Morgenblatt haben, ka gestringes und ka morginges, das is mei Recht als Gast, und Ihneren geistreichen Dischgurs brauch' i net, verstanden? I mein', so viel Regard verdienet i do als Stammgast!

„Hofrath.“ Aber Herr Professer, i hätt' ja eh nix g'red't, aber der Herr Professer hamd g'fragt.

Kremser. Wooos? I hätt' Ihner was g'fragt? Glauben denn Sö, weil i zu Ihner Hofrath sag', Sö san aus Ernst schon der Billroth oder sonst a Autorität, daß i zu Ihner in d'Schul' gehen muaß, wann i was wissen will! Ah, da muaß i bitten! Sö drängen mir da Ihner Weisheit auf und vernachlässigen dabei in der sträflichsten Weise Ihre Pflicht. Zwei Stund' wart' i schon auf a Glas Wasser.

„Hofrath“ (schüchtern). I hab's ja eh in der Hand.

Kremser. Ja, glauben denn Sö, i bin a Mopperl, daß i

aus Ihnere Rosenkramperln Wasser trinken soll? Ah, in so an' Local bleib' i ka Minuten länger! Zahlen! Was kost' denn das G'schlader?

„Hofrath." Herr Professer wissen's ja eh. Sechzehne und Macherlohn is zwanzig — is zwanzig! (Sucht, da Kremser unbeweglich bleibt, unter dem Tische das Silberstück, weil ihn der joviale Gast an diese Art der Liquidation per Apportelholen längst gewöhnt hat.)

Kremser (ihm die das Silberstück bergende geballte Faust vorhaltend). Na, na, mei lieber Freund, heut' wird die G'schicht' net aso commod g'macht wie g'wöhnlich. Da! Wann's Ihner Geld wollen, so strengen's Ihner a wen'g an!

Die ad libitum fortgesetzten Bemühungen des „Hofraths" werden zum Schlusse durch ein fürstliches Trinkgeld (zehn Kreuzer!) gelohnt.

Kremser. Aber net glei wieder lauter Bockshörndeln kaufen oder am Odaklinger Casino-Picknick den Gawlier spielen und den Comtessen an' Brennabi zahlen — oder gar mit mein' Geld auf der Börs' speculiren! Sö, Hofrath, wann i Ihner amal auf so was komm'! Lassen's Ihner die G'schicht' von Ihneren Kameraden bei der „Stadt Frankfurt", der nur auf die hoche Verzinsung gangen is, a warnendes Exempel sein! . . . Jetzt sagen's den Satz nach, Hofrath! Was hab' i g'sagt? Was soll Ihner die G'schicht' vom Zahlkellner bei der „Stadt Frankfurt" sein?

„Hofrath." A waanet's Exempel!

Kremser. Da ham's Recht — a waanet's Exempel! So, jetzt firt Ihner Gott, Hofrath, und — (In diesem Augenblicke erscheint ein Freund Kremser's, ein Redacteur, welcher auf dem Heimwege aus der Druckerei noch einen Cognac nehmen will.)

Kremser (den Eintretenden herzlich begrüßend). Servus, alter Freund! Ah, da bleiben mer noch a bissel sitzen! Na, was gibt's denn morgen Neues bei Euch? Is was Wichtig's vorg'fallen?

Redacteur. Nichts Aufregendes! Dem Emin Pascha geht's schon bedeutend besser, mit dem böhmischen Ausgleich will's nicht recht vorwärts, der neue Fürst-Erzbischof is noch immer nicht Cardinal, und was mit dem Burgtheater-Director wird, weiß man auch nicht.

Kremser (hat den Mittelfinger der rechten Hand in die Oeffnung zwischen den zwei oberen Knöpfen seines ausgeschnittenen Gilets gesteckt und trommelt mit der Linken auf der Marmorplatte — imponirende Pose). Sso? Also gar nix Neux? Merkwürdig? Und was ist denn mit dem „Nebel der Andromeda"? I hoff' doch, bei Euch morgen an' großen Feuilleton über diesen hochwichtigen Gegenstand zu lesen.

Redacteur. Nebel der Andromeda? Was ist denn das? Vielleicht ein im Canal la Manche gescheitertes Schiff?

Kremser. Geh', geh', Du willst mich nur steigen lassen! Ein Mann von Deiner akademischen Bildung soll dieses epochale Ereigniß net kennen und würdigen? Ja geh', sag', Alter, aus Ernst — Ihr wißt wirkli nix vom Nebel der Andromeda?

Redacteur. Mein Wort darauf, ich hab' keine Ahnung!

Kremser (nach der Uhr sehend, die zwei Uhr Morgens zeigt). Was is's denn? Kannst jetzt noch geschwind ein' Feuilleton unterbringen? I dictir' Dir g'schwind die Hauptsachen.

Redacteur. Ich bin Dir wirklich sehr dankbar; aber das Blatt ist geschlossen. Wird sich die Geschichte nicht bis morgen halten?

Kremser. Ja, wer weiß! I mein', sämmtliche Blätter werden morgen darüber schreiben, daß es dem berühmten Astronomen Roberts in Liverpool endlich gelungen ist, eine vollkommen deutliche Photographie von dem für die Untersuchung der Himmelskörper unendlich wichtigen Nebel in der „Andromeda" herzustellen.

Redacteur (aufathmend). No, wenn's weiter nichts ist, das hält sich schon bis morgen.

Kremser (die beiden geballten Fäuste gegen einander stemmend, mit den Ellenbogen die Tischplatte berührend). Hörst, i versteh' Di gar net. Ihr scheint's die Bedeutung dieses Ereignisses do net so recht aufzufassen. Der große Nebel in der „Andromeda" ist seiner Form nach einer der regelmäßigsten. Den unbewaffneten Augen ist er noch besser sichtbar als der Nebel bei dem Stern „Theta" im „Orion", weil eben — und das ist ja das Hochwichtige! — in der Nähe des „Andromeda"-Nebels keine hellen Sterne stehen. Und wann der Herschel g'meint hat, der mittlere Theil kumtat wohl in Sterne auflösbar sein, so erlaub' i mir als Laie da drüber a ganz a andere Ansicht; denn weißt, der Herschel war recht a braver Mann, aber wannst 'n Vater Kant seine schenialen Hypothesen in der „Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels" damit vergleichst, wannst mir amal die Ehr' gibst, frag' nur mein' Pepi, der wird Dir schon die Auskunft geben.

Redacteur (mit dem Schlaf kämpfend). Sehr interessant; aber ich bin nicht mehr im Stande, diese Mittheilungen zu notiren. Ich schick' Dir Mittags einen Stenographen in die Wohnung.

Kremser (laut auflachend.) Nicht nothwendig, liebster Freund; die ganze Wichs steht eh in der letzten Nummer der „Leipziger Illustrirten", die ich vorhin aus lauter Zeitlang auswendig g'lernt hab'.

Redacteur. Ich könnt' jetzt sagen, daß ich die Quelle Deiner

Gelehrsamkeit sofort errathen habe; aber nein, Du sollst Deine Freud' haben — ich bin Dir aufgesessen — auf baldige Revanche!

Kremser. Na, sei net harb, alter Freund, dafür erzähl' ich Dir auch die reizende Anekdot' von dem Talmudjünger, der die dreizehn Osterknödel z'samm'gessen hat. Kennst es vielleicht schon?

Redacteur. Morgen, lieber Freund, ich kann mich vor Müdigkeit wirklich nicht mehr aufrecht halten. Gute Nacht, Eduard!

Kremser (ihm nachrufend). Daß D' es nur net versäumst! So wie man mit die Leut' ein' ernsten Dischgurs anfangen will, rennen's Ei'm glei davon — dö Schlafmützen. (Pfiffig lächelnd) Aber mit dem „Andromeda"-Nebel hab' i 'n do g'hörig steigen lassen. Den G'spaß muß i übrigens morgen beim „Blumenstöckel" no amol aufführen!

Eduard Kremser.

„Ballettfüß'!"

Als Kind schon war ich, wie meine vier Schwestern, beim Ballet der k. k. Hofoper. Denn frühzeitig schwärmte ich für das Theater, am liebsten jedoch wäre ich Schauspieler geworden; aber leider war ich für einen angehenden Mimen mit einem entsetzlichen Fehler behaftet — ich stieß nämlich so furchtbar mit der Zunge an, daß es eine reine Freude war, mich sprechen zu hören. Was gab es also für mich, um doch meine Theaterlust zu stillen? Das Ballet! Wenn meine Zunge im Leben auch noch so widerspänstig war, was lag schließlich daran? — Als Tänzer konnte mir das unmöglich schaden — da man ja bekanntermaßen beim Ballet immer den Mund halten muß.

So sehr ich aber mit Leib und Seele mich dem Bühnenleben widmete, ich konnte mich über meinen Beruf als Tänzer nie so recht freuen — weil ich halt zu gerne ein Spieler geworden wäre; am liebsten hätte ich so jugendliche Schwärmer geflötet.

Der Hofschauspieler Fritz Kraftel war mein Ideal! Die geehrten Leser und Leserinnen können sich gar keine Vorstellung davon machen, wie ich zum Beispiel den Namen Kraftel zu jener Zeit ausgesprochen habe — die Zunge wollte mir gerade, wenn ich den Namen meines Ideals sagen wollte, absolut nicht pariren, und ich verhaspelte mich derart, daß ich es aufgab, mich weiter zu bemühen — und ich machte lieber eine Kniebeuge, die mir auch weit besser gelang.

So vergingen einige Jahre, und immer noch stand ich mit meiner Zunge auf Kriegsfuß. Da fing ich mit einem Male an zu merken, daß gewisse Zwielaute fehlerfrei meinen Lippen entschlüpften und meine Sprache sich um ein wenig gebessert hatte. Jetzt erwachte in mir die alte Lust zum Schauspieler wieder; ich dachte, vielleicht gelingt es Dir doch, durch Fleiß dieses Gebrechen gänzlich verschwinden zu machen. Und richtig, es gelang!

Wie verrückt wurden nun Sprechübungen gemacht. Ich ging nie anders auf der Straße als laut sprechend, auch trug ich beständig einen Stein oder einen Knopf im Munde, und wie gesagt, es gelang mir schon nach einem Jahre, allerdings nur durch mein rastloses Bemühen, meine Aussprache vollkommen fehlerfrei zu gestalten.

Mein Jugendfreund Adolf Ranzenhofer, später mein College an verschiedenen Wiener Bühnen und jetzt Oberregisseur am Carl-Theater, weiß sich wohl noch genau auf meine Zungenfehler zu erinnern, er staunte oft darüber, daß man später so gar nichts mehr davon merken konnte. Ich dachte also: was soll ich der Welt den zweiten Kraftel noch länger vorenthalten — und wurde Schauspieler. Auf nach Matzleinsdorf zum seligen Director Niklas! — Er hatte damals gerade keinen jugendlichen Liebhaber und so wurde ich rasch für dieses Fach gewonnen.

Acht Tage später spielte ich schon den Ferdinand in „Cabale und Liebe". Doch ach! Mitten im Taumel der Freude über mein Schauspielerglück traf mich wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Entdeckung, die Director Niklas an mir machte: „Net schlecht war's — er hot a recht guat ausg'schaut in der Unifurm vom seligen Josef Wagner, a bissel z'groß war's ihm, aber dös macht nix — aber der Kerl hat ja Balletfüß' und hupft um am Theater wie a Floh in aner Schlafhaub'n!" Und er hatte nicht Unrecht.

Durch's Ballettanzen bekommt man nämlich einen Gang stark nach auswärts, und der Oberkörper befindet sich in einer permanenten Schwingung. Kaum hatte Director Niklas diesen Ausspruch gethan, hieß ich auch schon bei allen meinen Collegen der „Liebhaber mit die Balletfüß'". Lange — lange blieb mir dieser Spitzname; in allen Provinz-Engagements wurde ich so genannt, und gar viel hatte ich auszustehen, sowohl von meinen Regisseuren, als auch von der Kritik.

In Preßburg, wo ich auch einmal engagirt war, spielte ich eines Abends den Mortimer in der „Maria Stuart". Die Recension über mich war folgende: „Herr Graselli tanzte den Mortimer und scheint sein Vorbild zu dieser Rolle Papa Friese als Nachtfalter aus „Drei Paar Schuhe" gewesen zu sein."

Am schrecklichsten erging es mir in Graz bei Director Krüger. Der damals dort engagirte Regisseur, Herr Pochmann, war für mich das, was für kleine Kinder ungefähr der Krampus ist. Eine Probe unter seiner Regie war mir eine Folterqual; jeder Tritt, jede Bewegung mit den Füßen wurde bekrittelt, und ich wurde dadurch so nervös, daß ich oft den Faden meiner Rolle verlor und nicht wußte, was ich eigentlich zu sprechen hatte. „Aha!" schrie er dann: „Sie

haben wieder Ihre Rolle nicht gelernt," und bei Gott, ich kannte meine Rolle wie das Vaterunser auswendig — aber halt die verflixten Balletfüße!

Ein Pech kommt selten allein — und so kam ein Gastspiel der seligen Gallmeyer. Für Director Krüger war dieses Gastspiel ein Glück, denn er hatte täglich ausverkaufte Häuser, nur für mich war es ein Pech; denn Jeder, der die Gallmeyer näher gekannt hat, wird mir zugestehen müssen, daß diese so große Künstlerin furchtbar malitiös sein konnte, besonders, wenn sie bei ihren Gastspielen einen Partner traf, der sich unbeholfen auf der Bühne benahm — und ich benahm mich damals allerdings recht unbeholfen — aber mein Gott, die verflixten Balletfüße!

Ich erinnere mich noch genau, wie wenn es heute wäre. — Ich spielte mit ihr den Einacter „Die Vereinsschwester"; wie ich als ihr Neffe Eduard auftrat, extemporirte sie und sagte: „A schener Mensch, der Herr Neffe, aber schad', er hat hatscherte Fürß."

Dieses Extempore bewirkte, daß ich gleich in einem längeren Satze hängen blieb. — Mein saures Gesicht während des ganzen Stückes und mein gutes Tanzen zum Schlusse der Komödie mag wohl der Grund gewesen sein, daß sie nach beendeter Vorstellung sagte: „San's net bös' über mein' blöden G'spaß." — Was sollte ich sagen? „O bitte, sehr angenehm," sagte ich, und die Sache war wieder gut, aber ich nahm mir vor, wie einstens den Zungenfehler, mir auch die Balletfüße abzugewöhnen. Nun, es ist mir so ziemlich gelungen, zwar war ich nicht so glücklich, wie mit dem ersten Fehler, und wenn meine Füße auch nicht mehr „hatschert" sind, etwas „ausdraht" sind sie noch immer, und scheinen es die Regisseure nicht mehr für so nöthig zu halten, mich zu dressiren, denn ich spiele ja keine ausgesprochenen Liebhaber mehr, sondern komische Chargen.

Aber sehen Sie, geehrter Herr Redacteur, durch die Aufforderung, Ihnen einige Episoden aus meinem Theaterleben niederzuschreiben, habe ich mir eigentlich etwas Schönes auf den Hals gehetzt, und wenn mich nach dem Lesen dieser Zeilen ein College im Kaffeehause anspricht und vielleicht auf diese Weise grüßt: „Servus, Liebhaber mit die Balletfüß'", so tragen Sie die Schuld, da Sie mich veranlaßt haben, eine längst vergessene Sache wieder Vielen in's Gedächtniß zurückzurufen.

Na, es macht nix . . . ich tröste mich, indem ich mir sage: Du bist ja nicht mehr Liebhaber, sondern Komiker, und wenn schon sonst nichts Komisches an Dir ist, so sind es wenigstens Deine Balletfüß'.

Franz Grasselli.

Wie man zum Keulenschwingen kommt.

Ich — ich habe in der Schule gelernt, daß es ein Zeichen sträflicher Unbescheidenheit sei, einen Brief oder sonst eine schriftliche Arbeit mit „Ich“ zu beginnen. Ich habe mir die Regel wohl gemerkt und sie auch lange beherzigt, endlich habe ich aber das Vertrauen zu ihr verloren, nachdem ich im Leben schon ganz hervorragende Flegel kennen gelernt habe, die sich niemals gerade durch ein Ich an der Spitze ihrer geschätzten Zeilen zu erkennen gegeben haben. Da ist wohl auch ein Rückschluß gestattet, und ich kann nun, nachdem ich dieses beachtenswerthe Resultat meiner Lebenserfahrungen dem freundlichen Leser zugänglich gemacht habe, diese ungebührlich lange Parenthese schließen — also ich saß in grimmige redactionelle Arbeit vertieft, als der Diener irgendwen meldete.

Den Namen verstand ich wie gewöhnlich nicht; interessirte mich auch nicht; man wird ihn ja noch früh genug erfahren. Ich rufe also über die Schulter zurück: „Ich lasse bitten,“ und wüthe im Uebrigen fort in der redactionellen Arbeit, die mir nebenbei von Seite einer sonst sehr liebenswürdigen Dichterin die Bezeichnung „Barbar“ eingetragen hat. Ich hatte vorher noch niemals bemerkt, daß es zu den charakteristischen Merkmalen der Vertreter barbarischer Völker gehöre, Novellen um einige Spalten kürzer zu machen.

Ich wüthe also fort, finde aber mit der Zeit die Stille doch einigermaßen unheimlich. Was ist denn aus dem angemeldeten Besuch geworden, warum rührt er sich nicht? Ich wende den Kopf und bin, ich kann es nicht leugnen, etwas betreten. An der Thür steht ein Mann — was, ein Mann! — ein Hercules in Civil, mit seinem

breiten Rücken den Eingang deckend, und dieser Mann, der mich da hermetisch blockirte, war mit zwei Keulen bewehrt.

Mein erster Gedanke war, daß das eigentlich eine ganz unnöthige Materialverschwendung sei, da für mich jedenfalls eine Keule vollauf genügend gewesen wäre, und dann überschlug ich rasch im Geiste mein ganzes Sündenregister, um wenigstens die Beruhigung zu haben, zu wissen, warum ich gekeult werden sollte. Die Bemühungen, darüber in's Klare zu kommen, gab ich übrigens bald auf. Ich hatte in meiner redactionellen Laufbahn zweimal die Ehre, auf Pistolen gefordert zu werden — gleich auf Pistolen, die Herren erklärten, es nicht billiger thun zu können — und auch bei jenen Gelegenheiten konnte ich von selbst nicht auf die maßgebenden Gründe für die freundliche Einladung kommen. Jetzt war ich aber doch geneigt, den Pistolen entschieden einen Vorzug vor den Keulen einzuräumen. Eine jede Kugel trifft ja nicht! Allerdings auch nicht jeder Keulenschlag, aber während für die Anzahl der Schüsse gewisse Schranken gezogen sind, hindert nichts, die Versuche mit der Keule so lange fortzusetzen, bis sie ein befriedigendes Resultat liefern.

An Flucht war nicht zu denken. Erstlich schickte sich das nicht, und zweitens hat das Gemach nur eine Thür, und vor dieser steht der Koloß mit den Keulen. Vielleicht durch den elektrischen Taster am Schreibtisch Succurs herbeiführen? Geht auch nicht. Durch die Thür, vor welcher der Mann steht, kommt kein Sterblicher herein, und dann — wer sollte auch kommen? Sauer ist ein ganz guter Redactionsdiener. Er schneidet die Zeitungen auf, er hält das Archiv in Ordnung, er weiß auch zurückzuschickende Romane postgerecht zu behandeln, man kann ihm mit Beruhigung die Mission anvertrauen, ein Frühstück zu besorgen und es mit Anstand zu serviren, und noch manches Andere — aber zum Hinauswerfen ist er nicht aufgenommen, dazu scheinen ihm die Talente gänzlich zu fehlen; und nun erst einem solchen keulenbewehrten Riesen gegenüber. Der Secretär? Mein Gott, er ist Landsturmmann zweiter Güte, und er hat gesetzlichen Anspruch darauf, nicht vor den Feind gestellt und nicht als Combattant verwendet zu werden. Auf den „Verantwortlichen" war nicht zu rechnen, er ist zwar Landsturm erster Classe mit Eichenlaub, aber ich wußte, er hatte gerade sein bestes Gedicht in Arbeit — immer ist das letzte das beste, gut sind sie übrigens alle — und wenn er dichtet, ist er für anderweitige, mehr weltliche Unterhaltungen nicht zu haben, so sehr er auch sonst immer bereit ist, loszugehen.

Der Kraftmensch an der Thür kam mir übrigens merkwürdig bekannt vor, ich wußte nur nicht gleich, wo ich ihn hinthun sollte.

War es der wilde Mann vom preußischen Wappen, der farnesische Hercules? — sein Bild muß ich schon irgendwo gesehen haben!

Während mir alle diese Gedanken mit Blitzesschnelle durch den Kopf schossen, verharrte er in unheimlichem Schweigen. Die Natur vertheilt ihre Gaben, sie häuft sie nicht. Wenn sie Einen mit so kolossaler Musculatur bedenkt, ist sie nicht verpflichtet, ihn auch noch mit der Gabe besonderer Beredsamkeit auszustatten. Also mußte ich mich entschließen, das Schweigen zu brechen.

„Mit wem habe ich die — Ehre?" Ich wollte sagen „Vergnügen", aber ich brachte es doch nicht heraus. Man darf mir das auch nicht verargen — ich bitte, zwei Keulen! Eine Beruhigung kam mir übrigens bald: Der Mann dichtet nicht! Ich konnte ihn also auch nicht auf ein lyrisches Hühnerauge getreten haben. Das war doch schon etwas; denn ein grimmiger Dichter — man muß wissen, was das heißt! Darüber geht nichts, höchstens eine grimmige Dichterin.

„Ich bin der Jagendorfer," lautete die Antwort.

Ich muß sagen, daß mich diese Antwort einigermaßen mit Beschämung erfüllte. Vor vierzehn Tagen hatte ich sein Bildniß in unserer Zeitung veröffentlicht. Er producirte gerade wieder einmal seine erstaunlichen Kraftleistungen in Wien, und ich dachte mir, daß es für viele unserer Leser von Interesse sein werde, das Porträt des stärksten Mannes von Oesterreich, eines der allerstärksten Männer der ganzen Welt kennen zu lernen, vielleicht von nicht geringerem Interesse, als etwa das Bildniß des Generalissimus Serdar Ekrem Abdul Kherim Pascha zu Pferde. Es hätte einem Chefredacteur wohl angestanden, das schuldlose Opfer eines Porträts im Blatte nach jenem doch zu erkennen. Die Beschämung war leider nicht tief genug, um alle anderweitigen Besorgnisse zu verscheuchen. Wir hatten erst vor Kurzem einen bedenklichen Anstand wegen eines Porträts — wie, wenn der stärkste Mann Oesterreichs, der Champion zweier Hemisphären (und mehr haben wir deren nicht) von irgend einer Textesstelle nicht ganz befriedigt gewesen sein sollte? Der Text war in bester Absicht geschrieben worden, wer aber wird je alle Geheimnisse einer Künstlerseele erforschen können? Ich erinnerte mich noch ziemlich genau des Begleitartikels: Oberarm 42, Unterarm 36 Centimeter stark, Brustumfang 113 Centimeter. Das waren allerdings imponirende, aber für den gegenwärtigen Moment etwas ungemüthliche Details.

Nachdem Herr Jagendorfer seine oben in extenso mitgetheilte Rede nicht ohne einige Zeichen der Befangenheit mitgetheilt hatte, nahm er beide Keulen in die Linke und streckte mir die rechte Hand entgegen. Ich begreife vollkommen, wenn ein vorsichtiger Capitalist

die Baarschaft, die er bei sich trägt, erst zählt, bevor er sich von einem Zahnarzt, dem er nicht traut, narkotisiren läßt; vielleicht wird man auch mich begreifen, wenn ich mit gemischten Empfindungen auf diese Hand — welch eine Hand! — blickte, aber mein Entschluß war gefaßt.

„Herr Jagendorfer! Ich werde meine Hand in die Ihrige legen, in die wahrhaft große Hand eines Ehrenmannes, ich mache aber darauf aufmerksam, daß ich für gewisse kleine Scherze niemals die rechte Empfänglichkeit habe aufbringen können. Ich möchte Sie weiters darauf aufmerksam machen, daß es in der That kein geschmackvoller Scherz wäre, wenn Sie jetzt Ihre Hand zuschnappen lassen wollten, um die meinige zu Brei zu zermalmen. Was auch in dem Artikel gestanden haben möge, er ward in loyaler Absicht veröffentlicht, und was Sie auch vorhaben mögen, er berechtigt Sie zu keiner illoyalen Handlung. Auch die eine Bemerkung müssen Sie mir noch gestatten, daß auch für mich meine rechte Hand eine gewisse Wichtigkeit hat — ich bin der zeitgenössischen Literatur noch einige Werke schuldig — und somit lege ich meine Hand und mein Geschick in Ihre Hand — es hat Alles Platz darin."

Der große Moment ging glücklich vorüber. Ich habe mit Staunen einmal gesehen, wie man einen herabsausenden, viele Hundert Centner schweren Dampfhammer spielend so regulirte, daß er ein Ei im Becher nur so viel eindrückte, als es nöthig war, damit es von irgend einem Gaste bequem verzehrt werden konnte. Jetzt wunderte ich mich auch über den Dampfhammer nicht mehr.

Herr Jagendorfer war in freundlicher Absicht gekommen, er wollte sich bedanken für die Berücksichtigung, welche seine Persönlichkeit und seine Leistungen im Blatte gefunden.

Und die Keulen?!

Die Keulen sollten eine zarte Aufmerksamkeit vorstellen, sie bildeten den Ausdruck einer dankbaren Gesinnung, sie waren ein freundliches Geschenk. Ich muß sagen, daß ich über diese zarte Aufmerksamkeit gerührt war. Es waren indische Keulen, und ich hatte bis dahin an indischen Keulen, sowie an Keulen überhaupt bitteren Mangel gelitten. Nun hatte die Noth ein Ende, ich war glücklicher Besitzer zweier Keulen, zweier indischer Keulen!

Die Idee war zu sinnig; ich hatte bis dahin nicht geahnt, daß man Einem mit indischen Keulen eine so reine, unschuldige Freude bereiten könne. Wie ihm der Gedanke nur gekommen sein mag? Ist er am Ende ein eifriger Leser unseres „Briefkastens der Redaction"? Und hat er aus diesem erfahren, daß junge Dichterinnen schon an

uns Bestechungsversuche gewagt haben durch Naturalien, als da sind: Nußtorten und Maiglöckchensträuße, und nicht ganz ohne Erfolg gewagt haben? Denn Nußtorten und Maiglöckchensträuße wurden mit Dank angenommen und nur die Gedichte nicht.

Mit dem sinnigen Geschenke allein war es aber nicht abgethan. Indische Keulen haben nur einen sehr problematischen Werth, wenn man sie nicht zu schwingen versteht. Herr Jagendorfer war in der liebenswürdigen Absicht gekommen, mir auch gleich eine Lection im Keulenschwingen zu ertheilen. Nichts einfacher und natürlicher. Jeder Gebildete sollte Keulenschwingen können; in keiner deutschen Familie sollten indische Keulen fehlen, auf keinem Familientisch — doch ich muß mich besinnen, sonst schlüpft mir noch eine Pränumerations-Einladung auf unser Blatt aus der Feder, oder ich erkläre unversehens, daß indische Keulen ungemein unterhaltend und belehrend und, wenn Sie mir noch lange zuhören, auch prachtvoll illustrirt sind, daß sie vierteljährlich zwei Gulden kosten, und daß es unter sothanen Umständen beinahe entehrend ist, nicht Abonnent der „Neuen Illustrirten Zeitung“ zu sein. Ein so freundliches Anerbieten konnte, durfte nicht abgelehnt werden. Die Keulenschwingerei beginnt also; erst mit der rechten Hand, dann mit der linken, dann mit beiden Händen zugleich. Die Unterhaltung ist, ich kann es nicht leugnen, vielleicht sehr gesund, aber auf die Dauer etwas ermüdend. Und gerade die Dauer ist es, von welcher Herr Jagendorfer nur ganz unklare Begriffe zu haben scheint. Er zeigt eine Uebung, und ich darf sie dann nachmachen. Er commandirt, und ich schwinge, und er commandirt und commandirt. Ich warte auf's Abblasen, das Signal bleibt aus, es wird fortcommandirt. Mir knacken alle Knochen im Leibe, und ich beginne die Englein im Himmel singen zu hören, aber es wird weiter commandirt. Ich möchte den geehrten und berühmten Gast nicht durch eine etwaige Disciplinlosigkeit kränken und schwinge weiter, aber das Eine nehme ich mir fest vor, niemals mehr das Bildniß eines Athleten zu veröffentlichen und ihn dadurch zu einem Ausbruch dankbarer Gefühle zu reizen. Davon, daß man bei der ewigen Keulenschwingerei auch müde werden könne, hat Herr Jagendorfer offenbar keine Ahnung, obschon ich mich sonst von seinem ahnungsvollen Gemüthe zu überzeugen Gelegenheit hatte. Als wir nämlich zu dem Programmpunkte „Rückwärtsschwingen mit Drehung aus dem Handgelenke“ kamen, da bemerkte er prophetisch, daß ich mich bei diesem Anlasse bei nicht ganz exacter Ausführung mit der indischen Keule auf das Schulterblatt schlagen werde — und sein ahnend Herz betrog ihn nicht! Was nützt die Erkenntniß, daß der schlechteste Gebrauch,

den man von indischen Keulen machen könne, der sei, sich selbst mit ihnen auf die Schulterblätter zu schlagen, wenn man sein Schicksal doch nicht abwenden kann?

Bei den braun und blau gekeulten Schulterblättern hat es aber leider nicht einmal sein Bewenden gehabt. Wir kamen zum Schluß zu einigen reizenden kleinen Spielereien, die nach dem Plane des illustren Meisters so eigentlich mehr die Erholung nach der ernsthaften Arbeit bilden sollten. So eine allerliebste Spielerei besteht beispielsweise darin, daß man eine Keule so in die Luft wirft, daß sie sich einige Male herumdreht, und daß man sie dann wieder geschickt und graziös mit der Hand auffängt. Es ist aber ein mißlich Ding, so eine sich in der Luft drehende indische Keule aufzufangen. Sie fällt Einem entweder auf die Fingerspitzen oder auf die Fußspitzen, und ich habe bisher vergeblich darüber nachgedacht, was vorzuziehen sei. Nach den Erfahrungen, die ich bei dieser Gelegenheit gesammelt habe, glaube ich es aussprechen zu dürfen, daß das Problem des schmerzlosen Keulenschwingens für Laien doch noch nicht vollständig gelöst sei.

Ich muß anerkennen, daß sich im ganzen Verlaufe der Uebungen gar keine Spuren der Ermüdung zeigten — bei Herrn Jagendorfer. Es hätten sich gewiß bei ihm solche Spuren nicht gezeigt, auch wenn er selbst die Keulen geschwungen hätte, anstatt des Regenschirmes und des Schürhakens, womit er docirte, während ich die Inder schwang, aber ich habe es leider noch nicht bis zur Championship gebracht. Er zeigte auch keinerlei feige Angst, wenn die Keulen einmal bei dem reizenden Wurfspiele ausnahmsweise, anstatt auf meine Fußzehen, gleich direct auf die Parquetten niedersausten, während ich überzeugt bin, daß der Hausherr, wenn er Zeuge dieser niedlichen Unterhaltung gewesen wäre, seine Aufregung nur schwer hätte bemeistern können. Er hätte uns wahrscheinlich sofort die Auffag' gegeben, und das hätte mir leid gethan. Denn wir haben zwei sehr gute Nebengeschäfte: den Rothschild und die Länderbank. Das sind unsere Nachbarn zu beiden Seiten, und ich plaudere vielleicht kein Redactionsgeheimniß aus, wenn ich verrathe, daß diese Nebengeschäfte noch immer besser sind — einerlei, es ziemt sich doch nicht, einer Zeitung die Kündigung zuzuziehen, weil der Herr Chefredacteur Keulen schwingen muß.

Inzwischen ist die Welt nicht stille gestanden. Dichter und Dichterinnen strömen weiter zu, und ich höre bis hinein die seltsame Entschuldigung: „Unmöglich, der Herr Chefredacteur muß Keulen schwingen!“ Ich habe leider nicht gesehen, mit welcher Miene dieser

neue Entschuldigungsgrund aufgenommen worden ist. Leider bin ich auch nicht sicher, ob der Diener nicht, wenn ich einmal eine Stunde ungestört bleiben will, jetzt consequent die Ausflucht gebraucht: „Herr Groller ist sehr beschäftigt, er thut Keulen schwingen.“ Also man weiß es, ich habe dringend Keulen zu schwingen. So kommt man zum Keulenschwingen und gleichzeitig zu dem Rufe eines bedeutenden Keulenschwingers. Was ein solcher Ruf beglückend ist! . . .

Balduin Groller.

Die Première.

Ein Meer von Schönheit, Glanz und Licht
In glühender Atmosphäre,
Ein volles Haus, ein leeres Stück —
Das ist die Première!

Man muß so eine Première
Mit kritischem Auge schauen;
Darf ich dabei Ihr Führer sein?
Sie können mir blind vertrauen!

Im Anfang fehlen im Parquet
Die Häupter unserer Lieben;
Wer nach der Menschheit Höhen strebt,
Kommt schon um Viertel auf Sieben.

Da stürmt das Volk die Galerie,
Die Säulengänge durchbrausend;
Die Leute auf Olympos Höh'n
Sind u n s e r e ober'n Zehntausend!

Die Andern kommen meistens zu spät,
Weil es so Sitte im Haus ist,
Und weil sie später gekommen sind,
So geh'n sie, bevor es noch aus ist!

Kaum daß in Logen und Parquet
Beginnt das pikante Geläster,
Fällt mit der Ouverture in's Haus
Das schwarzgelockte Orchester.

Die Damen lächeln mit holdem Blick,
Die Herren sich artig verneigen:
„Die Taille der Gräfin ist himmlisch dünn!"
Die Spannung ist im Steigen.

Es winken sich freundliche Grüße zu
Die allerintimsten Bekannten;
Der Adel beneidet das Bankenthum
Um seine größer'n Brillanten.

Zumal wenn beide nur getrennt
Durch eine Logenwand sind,
Da zeigt es sich klar bei jeder Première,
Wie sehr die Leute gespannt sind.

Es rauscht und flüstert durch den Saal,
Die Freunde des Hauses erbeben;
Auf allen Lippen die Frage schwebt:
Was werden wir heute erleben?

Der Vorhang geht in die Höhe; soll ich
Des Stückes Beginn prophezeien?
Man sieht gewöhnlich ein Dienerpaar
Die Möbel vom Staube befreien.

Die Operngucker verlängern sich bald,
Es kommt die Naive noch schüchtern,
Gar Mancher guckt zu tief in's Glas
Und bleibt am Ende doch nüchtern.

Kaum hüpft nach Vorschrift das junge Ding,
Ruft voll Enttäuschung Einer:
Das soll die kleine Reinhold sein?
Ich dachte, sie wäre kleiner!

Die Naive erklärt dem Bonvivant
Die Liebe mit wogendem Brustspiel,
Und sie begehrt dann seine Hand,
Das ist jetzt so Sitte im Lustspiel.

Das klingt gerade so fabelhaft,
Als fiele auf dem Theater
Vor seinem Söhnlein auf die Knie
Ein königlicher Vater.

Wenn derlei Dinge die Bühne bringt,
So fehlt uns dazu der Glauben,
Das Unwahrscheinliche darf sich nur
Das wirkliche Leben erlauben!

Die Einen machen Opposition,
Die Andern gute Gesichter,
Und schon nach dem ersten Acte dankt
Der tiefgebeugte Dichter.

Die Claque gibt eher keine Ruh',
Bis sie ihn nicht wieder zur Stell' schafft;
Der gütige Himmel erhalt' uns die Claque
Als Durchfallversich'rungs-Gesellschaft.

Im Zwischenact wird frisch parlirt,
Man obducirt den Poeten,
Von seinen Collegen wird die Kritik
Um gütige Mißgunst gebeten.

Die Kritiker stecken die Köpfe zusamm',
Besprechen die neue Erscheinung,
Als ob sie sich einigten untereinand'
Zu gegentheiliger Meinung.

Die Zwischenactbolde schießen umher,
Sie schleudern Blitze um Blitze;
Ein hartgesottener Millionär
Verschwendet die billigsten Witze.

Er zeigt eine Schneider-Intelligenz
Und sagt uns lauten Tones:
Das ist der Herr Jean Jcaques Trousseau,
Der Chef eines Modesalones.

Er will dem Stücke und dem Spiel
Kein Wort des Lobes zollen,
Er sagt: Total vergriffen sind
Heut' Logen, Sitze und Rollen.

Und dann erzählt er es Jedermann,
Er komme von Genua eben,
Dort kennen die Blinden seinen Tritt,
Den Tritt, den er ihnen gegeben.

Ein ältlicher Herr mit Frack und Claque
Steht lächelnd im Mittelgange,
Und wenn man ihn dort gesehen hat,
Erscheint er im ersten Range.

Man sieht ihn beinahe zu gleicher Zeit
Auf allen Plätzen und Wegen
Als ein Perpetuum mobile
Im Zwischenact sich bewegen.

Er trägt in diese und jene Loge
Die neuesten Tagespäße,
Er stieg' auf den großen Luster sogar,
Wenn dort eine Tänzerin säße.

Sein Knopfloch brüstet sich öffentlich
Mit einem exotischen Knoten;
Das Ordentragen außer Verdienst
Ist nämlich noch nicht verboten.

Hoch oben in vierter Dimension
Erstrahlt im Sonntagsglanze
Ein beifallverzücktes jubelndes Weib:
Das ist die Landpomeranze.

Wenn Sonnenthal in Liebe seufzt
Und wenn Lewinsky hohnlacht,
So fällt sie vor lauter Seligkeit
In eine Begeisterungs-Ohnmacht.

Und wenn sich nachher im Zwischenact
Ihr Zustand ein wenig festigt,
Dann wird ihr armer Nachbarsmann
Mit hundert Fragen belästigt.

Der Nachbar rühmt sich nicht ungestraft,
Die Leute im Hause zu kennen,
Sie will alle Capacitäten seh'n,
Er muß sie ihr zeigen und nennen!

„Der Mann in der dritten Reihe, am Eck,"
So sagt er mit ernsthafter Miene,
„Ist Doctor Brahms" — indessen war's
Der Autor der „Colombine".

Dann zeigt er ihr einen jungen Mann,
Der einmal im Café Scheidel
Gekibitzt einem Kritiker hat,
Als echten Ludwig Speidel.

Er zeigt ihr den Abgeordneten Türk,
Ganz nahe der Eingangspforte,
Doch war es der Rabbi und Redacteur
Der „unverfälscht jüdischen Worte".

Er schüttelt aus dem Aermel heraus
Die falschen Namenslisten;
Frau Ida Barber zeigt er zum Schluß
Und nennt sie — Ada Christen!

Schier endlos dehnt sich der Zwischenact,
Das macht die Kunst der Garderobe,
Das Leben ist kurz, die Kunst ist lang
Hier unter der wechselnden Robe.

Gewöhnlich verschuldet den Zeitverlust
Die neueste Kleidersorte,
Und über den Dichter feiern den Sieg
Die Mieder ohne Worte.

Jetzt endlich beginnt der zweite Act,
Doch merkt man mit Mißvergnügen;
Es werden sich wieder Sie und Er
Nach alter Schablone kriegen.

Erst haßt sie ihn von ganzer Seel',
Dann ist er ihr Gott und Himmel —
Der deutsche Lustspiel-Pegasus
Ist immer der nämliche Schimmel.

Doch heimlich freuen die Hörer sich
Des wiedererstandenen Alten,
Denn sie unterhalten sich königlich,
Wenn sie sich nicht unterhalten.

Sie finden die Anstandsdame matt,
Den Komiker wenig ergötzlich;
Erst wenn er gestorben, sagen sie:
Der Mann ist unersetzlich.

Herr X. bekrittelt den Liebling sogar
Mit sehr verdrießlichen Mienen;
Der Liebling ist nämlich beim letzten Diner
Im Hause des X. nicht erschienen.

Gelangweilt zupft der Lieutenant
Die Spitzen seines Flaumes;
Der Witzbold zupft mit frischem Muth
Die Lyra des Zuschauerraumes.

Er schlägt Verbesserungspläne vor,
Die sich in Spott ergehen.
Die Heldenmutter zum Beispiel wird
Mit einem Geländer versehen.

Dann reißt er die listigen Aeuglein auf
Und fragt mit arger Tücke
Den stadtbekannten Herrn Casimir:
„Was sagen denn Sie zu dem Stücke?“

Die Antwort lautet ganz präcis,
Man hört sie weithin schallen:
„Ja, wissen Sie, der Hofrath sagt,
Es hätte mir sehr gefallen.“

Dann rafft er zu eigenem Urtheil sich auf,
Die Stirne in düsteren Falten:
„Ich weiß nicht, ob es ein Zugstück wird,
Doch hab' ich mich nicht unterhalten.“

Inzwischen zittert der arme Poet,
Von tausend Aengsten zerrissen,
Er steht, ein zitterndes Häuflein Gelée,
Tief in den letzten Coulissen.

Der Vorhang fällt mit dem zweiten Act,
Im Hause rührt keine Hand sich,
Kein Ruf ertönt, und fester drückt
Der Dichter an die Wand sich.

Er hat auf der Bühne nichts mehr zu thun,
Er glaubt an keinerlei Wandlung —
Da tritt der Commissär zu ihm
Behufs einer amtlichen Handlung.

Er mißt den Dichter von Kopf bis Fuß
Und sagt dem Lebendig-Todten:
„Mein Herr, den Nichtbeschäftigten ist
Der Eintritt zur Bühne verboten!“

Der bleiche Autor tritt zurück,
Er setzt sich nicht einmal zur Wehre . . .
Ein volles Haus, ein leeres Stück,
Das ist die Première!

Julius Bauer.

„Mode.“

Ist es Ihr Ernst, daß Sie von mir, der bestgehaßtesten aller Schriftstellerinnen, eine Skizze wünschen? „Bestgehaßt?“ höre ich Sie fragen. Ja, und zwar nicht, wie das so üblich, von ihren Colleginnen, sondern von den Herren der Schöpfung, die wenigstens in Wien, Budapest und vielen deutschen Städten, in denen meine Mode-Feuilletons seit einem Jahrzehnt in den Tagesblättern erscheinen, der Ansicht sind, aller Luxus, jede Modenarrheit, jede Modeneuerung, die in den Köpfen ihrer allerliebsten, theueren Frauchen spuke, sei von jener Frau Ida Barber veranlaßt, deren Aufsätze über Mode und Neuheiten die sonst sparsamsten, einfachsten Frauen dem Modeteufel in die Arme führen. Soll ich mich vertheidigen, daß ich dies nicht thue, sagen, daß ich im Gegentheil stets der rationellen, soliden, nach gesundheitlichen Principien sich richtenden Mode das Wort rede? Es würde mich nichts nützen; qui s'excuse s'accuse. Ich erzähle Ihnen lieber heute, wie ich, als ich zu schreiben begann, Kopf und Herz so erfüllt von idealen Lebensanschauungen hatte, daß ich die Mode für die überflüssigste, ja verurtheilenswertheste Erscheinung der Welt hielt, dazu kam, mit der launischen Göttin einen Pact zu schließen. Ich habe deshalb meine Seele nicht der Teufelin verschrieben, sage aber doch, obschon ich in den letzten zehn Jahren über tausend Modeartikel in den gelesensten Blättern veröffentlichte: „Ach, es war nicht meine Wahl!“

Lebhaft, als wäre es gestern gewesen, steht mir jener schöne Maitag des Jahres 1880 vor der Seele, da ich einen Aufsatz, den

ich soeben zum Besten der Errichtung von Feriencolonien verfaßt, dem Redacteur der „Presse“ überreichte.

„Philanthropische Schrulle,“ sagte mir der gute Mann in wenig ermunternder Weise. „Werden damit nichts erreichen! All die Damen, die da im Comité sind, wollen sich nur einen Namen machen! Alles Eitelkeit! Um die Sache selbst ist es den Wenigsten zu thun!“

Ich hatte Mühe, dem betreffenden Herrn klar zu machen, daß es sich ja schließlich doch nur darum handle, den armen, nach Luft und Licht schmachtenden Kindern zu Hilfe zu kommen, daß man den paar eitlen Damen, die vielleicht da mit im Comité waren, angesichts des edlen Zweckes ja den Gefallen thun könne, ihre Namen zu nennen, daß es übrigens noch genug Idealität in der Frauenwelt gäbe, um zu glauben, eine edle That werde ihrer selbst wegen von edlen Frauen unterstützt. Mein Artikel wurde demzufolge angenommen, und als ich wieder einmal in der Redaction vorsprach, um einen Aufsatz, den ich bezüglich des damals in Brüssel tagenden Culturbundes geschrieben, zu überreichen, sagte mir der damalige Chefredacteur Adolf von Nassau: „Warum wählen Sie sich so undankbare Themen? Glauben Sie wirklich, man hat in weiteren Kreisen Interesse für weltverbessernde Ideen?“

Ich war thatsächlich naiv genug, das zu glauben. Der Chefredacteur lachte mich einfach aus und sagte: „Schreiben Sie über Mode! Dafür fehlt uns eine Feder! So etwas liest man! Ich prophezeie Ihnen, Sie werden damit Erfolg haben!“ Und die Prophezeiung traf ein, obschon ich mit Widerstreben daran ging, der leichtfertigen Damen Mode, die ich stets für alle Oberflächlichkeit, Eitelkeit, Putzsucht der Frauen verantwortlich machte, die Hand zu reichen.

Mein Artikel erschien zuerst in der „Presse“, hernach erhielt ich Aufforderungen vom „Pester Lloyd“, „Neuen Wiener Tagblatt“, „Fremdenblatt“, diversen großen deutschen Blättern, Wiener Modeplaudereien zu liefern; es kam eine Zeit, in der ich täglich ein Mode-Feuilleton zu schreiben hatte; zur Zeit der Elitebällen galt es, manchmal in einer Nacht — denn des andern Morgens wollte ja Jeder in seinem Leibblatt lesen, was Dame So-und-so angehabt — acht Toiletteberichte zu liefern; zur Zeit der ersten Bernhardt-Vorstellungen im seligen Ringtheater an einem Abend acht Toilette-skizzen zu verfassen, auf die, während ich in Sarah's Garderobe schrieb, draußen schon die Redactionsdiener warteten.

Die Mode ist mir thatsächlich im Laufe der Jahre eine

traute Freundin geworden, wenn schon ich ihr für meine Person kein Recht einräume. Wie oft habe ich herzlich gelacht, wenn mir in Curorten Damen, die meine Moden beispielsweise im „Pester Lloyd“ seit Jahren lesen — und die schönen Pesterinnen sind ein sehr dankbares Publicum — sagten, sie hätten geglaubt, ich müßte die begeistertste Modedame des Continents sein. Sie wollten es nicht glauben, daß mir die ältesten, bequemsten Kleider die liebsten seien, daß ich für mich nichts von alledem, was Göttin Mode geschaffen, in Anspruch nehme.

Die Modeschreiberei wäre mir oft banal und alltäglich geworden, hätte ich nicht stets das Ziel vor Augen gehabt, die Kunst in der Mode zur Geltung zu bringen, gegen alle Auswüchse energisch zu Felde zu ziehen, der Hygiene in der Mode das Wort zu reden. Professor Vischer, dessen Philippika gegen die Mode seinerzeit Aufsehen erregte, sagte mir einst in seiner derben Weise: „Wenn Sie vernünftig sind, können Sie als Modeschriftstellerin viel Gutes wirken! Müssen den eitlen Weibsleuten ihre Schrullen austreiben und sagen, was sich schickt! Einen Artikel mit der Ueberschrift „Mode“ lesen sie sicher, wenn auch bittere Pillen d'rinstecken! Nur recht viele einstreuen! Werden sicher wirken!“

Gar oft habe ich dieser Worte des greisen Gelehrten gedacht und wohl auch, wenn mir zu viel der Mode-Excentricitäten auf der Bildfläche erschienen, seinem Rathe gefolgt. Ob die Pillen gewirkt? Vielleicht doch!

Viel lag mir auch daran, auf all das eigenartig Schöne hinzuweisen, das unsere Wiener Mode geschaffen. Ich bin zwar keine Wienerin von Geburt, aber der Localpatriotismus dictirte mir, so oft ich Gelegenheit hatte, Vergleiche zwischen Pariser und Wiener Mode zu ziehen, die Worte in die Feder: „Warum Unsummen in's Ausland schicken, die der gleichwerthigen heimischen Industrie erhalten bleiben können?“ „Werden schon Ihren Orden noch bekommen,“ sagte stets, so oft er diese Frage las, ein mir befreundeter Redacteur. Der Orden blieb aus, aber wie oft hatte ich die Freude, von Damen, die sonst ihren Putz nur aus Paris bezogen, zu hören: „Ja, Sie haben Recht, wir wußten gar nicht, wie gut man in Wien arbeitet!“

Und auch mein Lieblingsplan, ein Blatt für die Wiener Mode zu gründen, hat sich erfüllt. Als ich Ernst Ziegler meine Idee mittheilte, griff er dieselbe schnell auf; sechs Monate später erschien die erste Nummer der „Wiener Mode“. — Man hat meinen Plan verwerthet, mich selbst — das kommt ja wohl in unserer natura-

listischen Zeit im Verkehr der Schriftsteller mit Geschäftsleuten oft vor — übergangen.

So oft mich, wenn ich der Modeherrlichkeit satt, die Lust beschleicht, ein wenig zu fabuliren, wohl auch zu vergessen, was da und dort gelogen, gesündigt, dem Mammon zu lieb geopfert wird, suche ich die mir vorschwebenden Ereignisse in das Gewand des Romans, der Novelle zu kleiden. Daß ich etliche Male erste Preise für derartige Romane und Novellen erhielt, war mir eine besondere Freude, da mir der Titel „Modeschriftstellerin", mit dem man mich beehrte, wenig behagte; indeß, ich will nicht undankbar sein. Die Mode, die anderen Frauen ein Vermögen kostet, hat mir im Laufe der Jahre ein Vermögen eingebracht, und wenn ich heute von der Zinne meines aus lauter Modeartikeln zusammengeschriebenen Hauses den Blick über Wiens Kuppeln und Thürme schweifen lasse, froh, durch eigene Kraft mir eine Selbstständigkeit gegründet zu haben, da denke ich oft noch mit stillem Vergnügen jener Worte Adolf von Nassau's, die mir damals eine Art Beleidigung zu enthalten schienen: „Schreiben Sie Mode!"

Ida Barber.

Eine Schmiere.

An einem Decembertage im Jahre 1881 ging ich am Hauptplatz in Klagenfurt spazieren, nicht wissend, wie ich meine Langeweile todtschlagen sollte, denn ich von der Operette und Posse hatte am selben Tage, da „Faust" gegeben wurde, nichts zu thun, als mir plötzlich der Gedanke durch den Kopf fuhr, einen Ausflug per Schlitten in die herrlichen Gebirge der Umgebung Klagenfurts zu machen, und zwar nach Maria-Saal, wo sich damals ein Schmieren-Director, der nur die Concession für die Provinzen Kärnten und Salzburg hatte, sammt Gesellschaft befand.

Mein Vorsatz, einmal eine echte Schmiere im wahren Sinne des Wortes zu sehen, war schnell ausgeführt; ich nahm mir also einen Schlitten, fuhr zum Theater, um einige Collegen einzuladen. Es fanden sich auch gleich der Regisseur F. sammt Gemahlin, sowie auch unser erster Charakterdarsteller, mein Freund W.

Wir fuhren um zwölf Uhr von Klagenfurt ab und erreichten bald frohen Muthes, nach einem glücklichen Umwurfe bei dem Schlosse Tanzenberg, das herrlich gelegene Maria-Saal mit seiner schönen alten Kirche und Kloster. Gleich ging es dem Gasthofe zu, wo sich das Theater befand, und wir erfreuten uns auch einer wunderbaren Aufnahme von dem so erstaunten Wirthe, heute, bei so starker Kälte und hohem Schnee, Gäste aus Klagenfurt zu bekommen. Vorher hatten wir schon die im Dorfe angeschlagenen Theaterzettel gelesen und dachten darüber nach, ob es nicht einen Einacter gäbe von Ferdinand Raimund, der sich „Chevalier und Holzweib" betitelt. Ein solcher sollte nämlich, nach den angeschlagenen geschriebenen Zetteln zu urtheilen, morgen zur Aufführung kommen. Leider hatten wir

einen unglücklichen Tag getroffen, da Freitag war, folglich keine Vorstellung, weil nur Donnerstag, Samstag und Sonntag gespielt wurde.

Wir waren schon betrübt, unverrichteter Sache wieder heimfahren zu müssen, da kam mein Freund W. auf den guten Einfall, um die Fahrt nicht umsonst gemacht zu haben, den Director sammt Gesellschaft zu unserem Tisch einzuladen, um die Leute wenigstens zu sehen und auch Erkundigungen über selben Einacter einzuziehen.

Es hatte aber sonderbarerweise Keiner von uns den Muth, die Einladung an dieselben zu übernehmen, bis endlich mich das Los traf und ich vom Wirth, der sich zu mir über die Zahlungspünktlichkeit seiner bei ihm beherbergten Schauspieler auf das Belobendste aussprach, zu einem jener Zimmer geführt wurde, worin sich das Theater befinden sollte.

Ich trat ein und fand ein Zimmer voll von Holzbänken und vor mir stand ein kleines Theater, dessen Bühne kaum einen Schuh höher als der Zimmerboden lag. Selbe konnte auf dem inneren Bühnenraume — ich übertreibe nicht — sechs Schuh Breite haben und drei Schuh — nämlich eine Coulisse — Tiefe. Das Ganze kam mir wie ein Marionettentheater vor; an der Stelle des Souffleurkastens standen zwei Oellampen, welche die ganze Bühne zu beleuchten hatten.

An den Decorationen und Coulissen konnte man nicht mehr unterscheiden, sei es Zimmer oder freie Gegend, sie waren zu sehr von den Reisen oder vielmehr von dem Witterungswechsel hergenommen. Zu meiner Linken war, gedeckt durch einen Vorhang, eine Thür, hinter welcher ich declamiren hörte und ich aus der Sprache erkannte, daß eine schon ältere Dame die Rolle des Weißlingen aus „Götz“ studire. Ich klopfte wiederholt an, bis das sehr ersehnte „Herein“ laut wurde. Als ich eintrat, kam mir ein kleines, dickes Weib voll Blatternarben entgegen, konnte schon beinahe siebzig Jahre alt gewesen sein; sie war soeben mit Kochen beschäftigt. Jene alte Frau war die Schwester des Directors; in der Mitte des Zimmers stand eine große magere Frau mit langen Locken, hoch ideal, konnte auch schon ihre sechzig Jahre haben; sie war die Frau Directorin. Ich hatte mich in der Sprache nicht getäuscht, sie studirte die Rolle des Weißlingen. In einer Fensternische saß der Director N., welcher gerade das Buch: „Götz von Berlichingen“ nach seiner Bühne einrichtete, neben ihm ein Mädchen von circa zwanzig Jahren, mit dem Flicken eines Rockes beschäftigt. Im Allgemeinen sah es im Zimmer erbärmlich aus; ich fand ein Bett, in welchem noch dazu eine Hündin mit ihren Jungen lag, in einer Ecke

des Zimmers gab es einen Haufen von uralten Costümen, mehrere Universal-Bibliothekbüchlein, sowie einige alte Degen und zerfetzte Decorationen und Coulissen.

Bei meinem Eintreten und Vorstellen meiner Person sind Alle, vor Allem Director N., obwohl sehr erstaunt über den Besuch, doch freundlich mir entgegengekommen. Director N., ein alter, magerer, von Kummer und Sorge gebeugter, sehr schlecht aussehender Mann, defect gekleidet, nahm recht freundlich meine Einladung zu unserem Tische entgegen; er versicherte, gleich derselben nachzukommen, bis er die Probe über: „Der eiserne Handritter", wie er „Götz von Berlichingen" nannte, beendet hätte, worauf ich mich empfahl. Nach einer halben Stunde erschien endlich der Director, nahm an unserem Tische Platz und entschuldigte sich, daß seine Frau und Schwester, sowie die Elevin der Einladung nicht nachkommen können, da die Toilette sie zu lange in Anspruch nähme und die Herrschaften wahrscheinlich nicht so lange mehr verweilen würden. Es dauerte auch gar nicht lange, so war das Gespräch schon im vollsten Zuge. Auf unsere erste Frage über seinen Geschäftsgang sagte der Director:

„Na, was das G'schäft betrifft, so kann i mi da in Maria-Saal net beklag'n, mir san ganz z'fried'n; gestern beim „Verschwender" war's ausverkauft, da hab'n ma 7 Guld'n 26 Kreuzer Losung g'macht, is immerhin a gute Einnahm'. Da kummt halt auf mi als Director 5 Theil', für's Spiel'n 3 Theil', meine Frau a 3 Theil', d'Schwester 2 Theil' und 1 Theil auf meine Elevin. War' eh gut, wann ma all'weil solchene Einnahmen hätt'n, aber manchmal geht halt 's G'schäft so schlecht, daß auf 1 Theil oft nur 7 bis 8 Kreuzer kommen!"

Auf die Frage, ob das sein ganzes Personal sei und wie er mit drei Damen den „Verschwender" besetzen könne, erwiderte er lachend: „Dös is ganz einfach, i spiel' 'n Valentin und Bettler, mei Schwester die G'liebte von Valentin und 'n Wolf, meine Frau 'n Flottwell und meine Elevin die G'liebte vom Flottwell, sowie a die Fee Christiana und den Jockel; i bin wirkli mit ihr z'fried'n, sie spielt schon recht gut, obwohl sie erst kurze Zeit bei mir is. Sie war nämli Kellnerin z'Winklern ob'n in dem Gasthof, wo ma g'spielt hab'n, no und da hat's halt so viel Lust zum Theater kriegt, und braucht hab' i so wem nach mein' schön' Töchterl selig ihr'n Tod, so hab' i's halt g'nommen zur Ausbildung. Vollständig is mein Personal no net, denn mir fehlt halt einer, der Komiker und Liebhaber spielt und auch a bissel auf der Geigen z'Haus war, daß ma halt net allweil ohne Musikbegleitung singen müass'n. Es hat's mir

wohl a Tischlerg'sell' von Villach, der schon amal bei mir war, zurg'sagt, aber i glaub' net recht d'ran, daß er kummen wird; d'rum that i halt die Herr'n recht schön bitten, wann amal a vacirender Schauspieler durch Klagenfurt Collectenmachen kummt, schicken's mir'n außa, i war Ihnen recht dankbar. Obwohl i solche Leut' net gern nimm, dö von an' Theater wegg'schickt wer'n, aber in der Noth frißt der Teufel Flieg'n. I kann halt das immer net begreifen, wir so mancher Esel sich an ein' Director bei so an' Agenten, oder wir ma's halt haßt, verschreiben kann; wann's dann net z'brauchen san und wegg'schickt werden von so an' Director, haben's meistens kein Geld zur Heimreis', nacher haßt's halt in der größt'n Kält'n z'Fuß geh'n, und kommen's dann zu an' Theater in an' Ort wir das meine, so glauben's dann, mir können solche Leut' glei brauchen!"

Wir fragten ihn dann unter vielem Anderen, wie es möglich wäre, daß im „Verschwender" eine Person gleich drei Rollen spiele, wo doch dieselben manchmal auf der Bühne zusammenkommen? Er antwortete, indem er bescheiden dem Weine zusprach: „I muß mi halt strecken nach der Decken; da geh' i halt her, streich' mir die Stuck so z'samm', z. B.: Wann bei einer Scen' zwa auf der Bühn' sein sollten, die aber nur ein und dieselbe Person spielen kann, so streich' i ein' von die zwa weg oder lass' 's ihm dazured'n oder i geh' her und schreib' ganz was Neu's statt der Scen' in's Stuck eini. Da is es mir z. B. gestern mit mein' Personal net ausgangen, daß der Dumont und 's Holzweib kummt, da hab' i mir denkt, streichst dö zwa ganz außa und gibst's übermorg'n als Einacter."

„Ja, erlauben Sie mir, Herr Director," fragte ich, „ich vermißte bei Ihrem Theater einen Souffleurkasten, spielen Sie denn alle Komödien auswendig?" Er sagte: „Na hör'n's, die Frag' is do sehr komisch! Mir hab'n g'rad' Zeit, die Rollen so auswendig z'lernen, daß ma kan' Souffleur brauchen möchten; wir müass'n trachten, so viel wie möglich Neu's auf's Repertoire z'bringen, bei uns is halt der der Einsager, der g'rad' abgeht und auf der Bühne draußt nichts z'thun hat."

Noch ließ mir meine Neugierde betreffs der Besetzung des „Götz von Berlichingen" keine Ruhe, daher ich ihn ersuchte, mir dieselbe anzugeben. „Na, was den „eisernen Handritter" betrifft," antwortete er mir etwas unwillig, „da spiel' i d'rin den Götz, meine Frau den Weißlingen und Sickingen, so wir a den Vehmrichter, der zum Schluß d'Adelheid umbringt, z'samm'" — nach diesen letzten Worten stierte er eine lange Weile stumm auf den Tisch, bis er wieder zu sprechen begann — „meine Schwester d'Adelheid und

d'Eliſabeth, na, und mein' Elevin, die Arme, die is halt in dem Stück mit die Umzüg' ſehr viel plagt, aber das macht nix, ſie lernt wenigſtens was dabei, die muß nämli d'Marie, den Götz ſeine Schweſter, den Bruder Martin, ſo wir 'n Georg'l und 'n Lerſ'l z'ſamm'ſpiel'n, und daß i den Kampf net z'ſtreichen brauch' von die Kaiſerlichen und götziſchen Reiter, was mir wohl den meiſten Erfolg bei die Bauern eintragt, damit's auf der Bühn' recht d'runter und d'rüber geht, ſo nimm i halt a fünf oder ſechs Männer, gib an' jeden drei oder vier Kreuzer und die hau'n unter einander d'rein, daß's a Freud' is. Das Dümmſte is halt, wann ma unter Bauern immer ſpiel'n muß, daß die Lümmeln halt nie 's Maul halten können und immer auf d'Bühn' auffiſchrei'n und d'reinreden müaſſ'n, da wird ma oft vor lauter Maulhaltenſchaffen von der Bühn' oba gar net dafirti!"

Als mit einem Male eine lange, lange Pauſe in unſerer Unterhaltung ſich einſchlich, konnte ich es nicht unterlaſſen, ihn zu fragen, warum ſich ſeine doch bisher ſo anſcheinend gute Laune plötzlich veränderte? Auf meine, ich geſtehe es heute, etwas vorlaute Frage konnte er ſeinen geheimen Schmerz nicht mehr unterdrücken und fing heftig zu ſchluchzen an. Wir baten ihn, uns ſein Leid mitzutheilen, vielleicht wären wir im Stande, ihm zu helfen und ſeinen Schmerz ſomit zu lindern.

„Ein Menſchenleben," antwortete er unter Thränen, „iſt nicht zu erſetzen. Ja, ja, glaub'n's mir, meine lieben Herr'n, wann's ſo den alten N. reden hören, wer'n's net glauben, was den für a groß's Unglück in ſein' Leb'n ſchon zuag'ſtoß'n is. Wann's mi manchmal ſeh'n in einer komiſchen Roll'n, wir luſtig und fidel i da bin, um den Bauern allen einen rechten Wurſtel vorz'machen und innerlich möcht's mir 's Herz z'reißen vor Schmerz. Am Sonntag wird's fünfundzwanzig Jahr', daß ich zum letzten Mal 'n „Eiſern' Handritter" mit meiner ſchön', unvergeßlichen Tochter Nimmerl aufg'führt hab'. Unſer Herrgott hab's ſelig in da Ewigkeit. Sie hätten den lieben Schatz kennen ſoll'n, wir bildſauber das Madel war, das rab'nſchwarze Haar, reine Enzianglocken von blaue Aeugerl'n und Perl'n von Zahnderln, mit ein' Wort a Pracht von an' Madel, und Theater, Theater g'ſpielt hat's, das war ſchon wunderbar, i und mein Weib, wir hab'n wirkli unſer Freud' mit den Engerl g'habt. Alſo, daß i Ihner erzähl': um die Zeit vor a fünfundzwanzig Jahr' bin i, mei Weib, mei Schweſter und mei Nimmerl, die damals g'rad' achtzehn Jahr' alt war, ſo wir a ein Liebhaber, den i damals g'habt hab', in St.... in Oberkärnten eintroffen, um dort in den Ort

z'ſpiel'n. Mir hab'n a bald unſer Theaterl aufg'ſchlag'n g'habt, i muß a g'ſteh'n, wir hab'n uns wirkli dort recht heimli g'fühlt. Wir mögen vielleicht a Wochen ſchon g'ſpielt hab'n, daß i kurz erzähl', als in ſelb'n Ort von Poſtmeiſter der Sohn, Martl, von ſeiner Studirzeit z'ruckkehrt is. Sie können ſich denken, der Jubel in den ſein' Elternhaus nach ſo langer Trennung, das war net zum ſagen. All's hab'n's ihm g'than, was's ihm nur in ſeine Augen ang'ſeh'n hab'n, da er ja do nur die einzige Stütz' von ſeine Eltern war, denn ſein Bruder, den er no g'habt hat, war zu nichts z'brauch'n, denn der Kerl war narriſch und a Zwergl obendrein, in Ort und a in der ganzen Umgebung hab'n's ihn nur 's narriſche Zwergenthomerl g'heiß'n. Seh'n's, und den Loder wünſch' i net a ruhige Stund' in der Ewigkeit, denn nur der is an mein' ganzen Elend und Jammer ſchuld. Der Martl aber, a junger, ſaub'rer Burſch', i ſieh ihn heunt no vor mir ſteh'n, der hat halt nie bei einer Vorſtellung von uns g'fehlt, wann d'Minnerl z'thun g'habt hat, mit ein' Wort, er hat ſich in das Madel ſterb'n'sverliebt, und ſchon in kurzer Zeit hat er a ſchon um ihre Hand ang'halten, da er die Poſtmeiſt'rei ſo wir a d'große Wirthſchaft von ſeine Eltern hätt' übernehma ſoll'n und d'alten Leut'ln ſich auf d'Austrag z'ruckziehen wollten.

Gegen die Heirat hab' ſo wenig i und mein Weib als in Martl ſeine Eltern etwas dagegen g'habt. Hab' aber damals glaubt, mich trifft der Schlag, als das Madel ſagt, eher bringt ſie ſich um, als daß's den Burſchen nimmt. Warum ſie zur Heirat net einwillig'n wollt', war uns für'n Moment net klar und iſt es uns auch bis heut' noch. Aber ſie können Ihner die Freud' von mir und mein' Weib denken, wie mir ſchon unſer anzig's Kind als glücklich reiche Bäuerin g'ſeh'n hab'n.

Obwohl i 's Madel gut verſorgt hätt' g'wußt, ſo hab' i's do net über's Herz bringen können, ſie dazur z'zwingen.

Der Martl is von der Stund' an, wo 's Minnerl ihn ausg'ſchlag'n hat, immer traurig und trauriger wor'n, bis man eines Tag's im Dorf erzählt hat, daß er ohne Wiſſen ſeiner Eltern im St.... Kloſter ſelbſt als Laienbruder, wo ihm das Amt als Glöckner zutheilt wor'n, eintreten is. Sie können Ihnen alſo vorſtellen, wie verhaßt auf einmal das arme Madel im Dorf, ſowie am meiſten beim Martl ſeine Eltern und ſein' narriſchen Brudern war; wir hab'n uns daher vorg'nommen, gleich am nächſten Tag' d'letzte Vorſtellung z'geben, und da es uns a g'rad' mit'n Geld ſchlecht z'ſamm'gangen is, wollt' i was Neues geb'n, daß wir wenigſtens nur die Fahrt bis zum nächſt'n größeren Ort z'ſamm'bringen. I ſuch' alſo

unter meine Theaterbüch'ln nach und komm' unglücklicherweise, was i mir nie verzeih'n kann, auf die Komödie „Götz von Berlichingen", die i mir unter dem Titel „Eis'ner Handritter" als bessern Zugstitel für d'Bauern z'samm'g'richt' hab'. Das Stück ist also einstudirt wor'n, und mein Minnerl hat sich d'Adelheid ausg'sucht und sich selbe a wunderbar z'rechtg'legt. Am andern Tag Vormittag bei der Prob' hab'n sich a a Masse Burschen ang'meld't zum Mitspiel'n, und die Prob' ist recht flott obergangen. Auf d'Nacht war's bummvoll, kein Platz'l war mehr z'hab'n g'wes'n und i hab' a mit derEinnahm' schon a rechte Freud' g'habt, denn g'spielt is a gut wor'n, i denk', z'Klagenfurt hätt's net schöner sein können. Auf einmal bei der Verwandlung, wo d'Adelheid auf ihren Geliebten wart', der g'rad' z'ruckkommen sollt' von dem von ihm vergifteten Weißlingen, da hab' i halt, ohne eine Ahnung z'hab'n, den Vehmrichter ein' alten Holzhacker, der schon öfters bei mir mitg'macht hat, zurtheilt. I steh' g'rad' in der Coulissen und soufflir', die Scen' is a ganz gut vor sich gangen, als i auf einmal h'nausschau' auf d'Bühn', ob's der Schwarze a gut macht, daß das Umbringen ja net dumm ausfallt. — Für'n Moment, meine Herr'n, hab' i vor Schrocken glaubt, i gib kein' Tropfen Blut, als i siech, daß der Vehmrichter net groß und stark, wir auf der Prob' is, sondern klein, kleiner als klein, denn der jetzige konnt' kein Anderer sein als 's narrische Zwergenthomerl. In der fürchterlichen Angst um das Leben von mein' Kind, denn daß der jetzt an' Racheact ausführen wird, war g'wiß, so viel hat man schon g'seh'n an dem gräßlichen Kerl seine mordlustigen Augen, denn die hab'n geradezu fürchterlich aus der Kuttenlarven hervorblinzelt. Das G'fühl, was ich in mir g'habt hab', das wünsch' ich meinem größten Todfeind net, i hab' für den Augenblick net g'wußt, was i will, soll ich um Hilf' schrei'n oder h'naus auf die Bühne laufen, mir war nur grün und blau vor die Augen, hab' nichts mehr g'hört und g'seh'n, vor Schreck war ich gelähmt. Auf einmal, nach einer kleinen Pause hör' ich in meiner Ohnmacht einen gräßlichen, herzzerreißenden Schrei, a paar gurgelnde Tön' von meiner lieben, lieben Minnerl, dann d'rauf war's still, still — todtenstill — die Scen', die wurd' nur zu gut g'spielt."

Das heftige Schluchzen des Directors unterbrach die Erzählung. Nach einer Pause setzte er fort, uns von der unheimlichen Stille in der Wirthsstube erlösend. „Als ich nach ein paar Minuten aus meinem Starrkrampf erwacht — is mein arm's Minnerl todt auf'n Boden g'leg'n, die Fingernägel ganz krampfhaft in's Holz vergraben. Der verfluchte Lump aber is durch's Fenster auf und davon. Obwohl mein arm's Töchterl bei die Bauern betreffs 'n Martl verhaßt war, so hätten's

den Kerl doch damals g'lyncht, wann er no lebend in ihre Händ' g'fallen wär'. Wir san Alle außi in's Freie, aber in der Dunkelheit der Nacht und bei den hohen Schnee und starken Schneien war's net mögli ihn zu verfolgen, trotzdem wollt' i net nachlassen und bin allein ihm nach, die Fußspuren im Schnee mit der Latern' verfolgend. Bis an's schroffe, himmelhohe Ufer vom See bin i ihm nach — weiter hat d'Verfolgung dann kein' Zweck mehr g'habt — d'rauf bin i wieder z'ruck in's Dorf zu mein' armen todten Kind." Wir fragten ihn hierauf, wieso der Narr zu selber Rolle gekommen sei? Er erklärte uns, daß der Holzhauer, dem selbe zugedacht gewesen war, sich durch ein gutes Trinkgeld von dem Narren, ihm die Rolle zu überlassen, bestechen ließ. Er schloß mit den Worten: „No, und nichts Bös' hat er net g'ahnt, so hat er's halt ihm geben. Na, und was den Martl betrifft, der arme Kerl hat's a überstanden, nach'n Züg'nglöckl-zieh'n für seine so rasend gern g'habte Nimmerl haben ihm die hochwürdigen Herr'n vom Kloster im Glockenthurm todt, erhängt am Strang der Glocken aufg'funden.

Er hat sich das G'läut' von der Nimmerl gleich selber a in d'Ewigkeit 'nüber geb'n. — Jetzt liegen's alle Zwa am Waldfriedhöfl von St.... draußt, und unser Herrgott gib ihner d'ewige Ruh', leicht hab'n sie sich schon in der Ewigkeit g'funden.

In Martl seine Eltern san nach kurzer Zeit her, haben Alles verkauft und san fort — wo's jetzt san, das weiß unser lieber Herrgott, vielleicht a nimmer am Leben. Wir i erst vor Kurzem g'hört, is a das Kloster nimmer, da es zu ein' gräflichen G'schloß gemacht is word'n.

Meine lieben, guten Herr'n, verzeih'n's mir meine so traurige Erzählung, aber glauben Sie mir, wann i mich so aussprechen kann, g'schieht mir a weng leichter um's Herz, und wissen's, jedes Jahr am Todestag von mein' seligen Kindl wird bei mir immer „Der eis'ne Handritter" geb'n und der Tag der g'hört nur alleweil dem Andenken — meiner Nimmerl ganz allein. I fürcht', Sie hab'n sich Lustiges in Maria-Saal gehofft von mir und dachten sich g'wiß net, so traurig g'stimmt zu werden. Doch verzeih'n Sie nochmals, aber getheilter Schmerz ist halber Schmerz. Wann mi die Herr'n leicht Sonntag b'suchen thaten, möcht's mi g'wiß recht freuen!"

Obwohl wir dieser Einladung vom Grunde des Herzens gern nachgekommen wären, um dieser, in diesem Mann so fürchterliche Erinnerungen zurückgelassenen Vorstellung beizuwohnen, so mußten wir leider ablehnen, da wir nach unserem stehenden Repertoire für Sonntag beschäftigt waren.

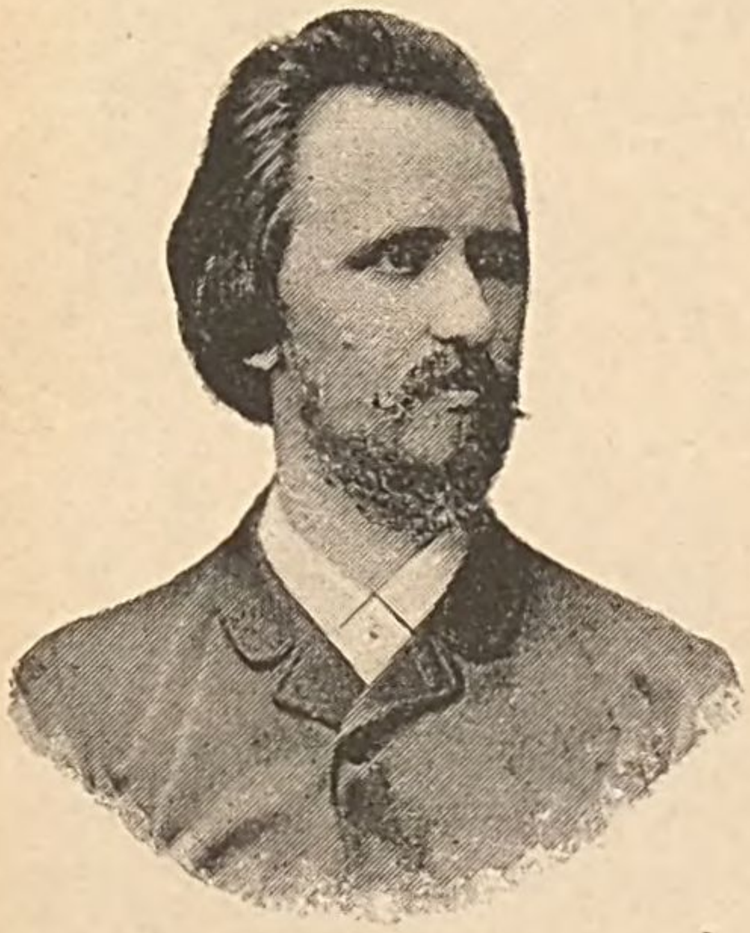
Die Zeit ging uns mit dieser Erzählung zu schnell vorüber, und wir mußten somit wieder an die Rückfahrt denken, da meine zwei Collegen in der Abendvorstellung beschäftigt waren.

Wir empfahlen uns vom Director und erlebten noch eine angenehme Ueberraschung, da die sogenannte Elevin in einer mehr als farbenreichen Toilette erschien. Wir bedauerten auf das Lebhafteste, leider nicht mehr länger verweilen zu können.

Dieser Ausflugstag, das Theater in Maria-Saal, sowie der Director N. werden mir im Leben immer unvergeßlich bleiben.

Theodor Woller.

Aus meinem Leben.



Sie wollen einen Abriß meines Lebens? Das ist ja sehr schmeichelhaft. Ich will denn auch gar nicht zögern, Ihnen die Mittheilung zu machen, daß ich am 22. October 1852 zu Guttenbrunn im Banat geboren und schon am nächsten Tage zur Kirche getragen und getauft wurde. Bei dieser Gelegenheit gab man mir ohne meine Zustimmung den Namen Adam, dessen ich mich 28 Jahre lang schämte. So alt war ich nämlich, als ich mit Heinrich Laube persönlich bekannt wurde, und da ich mich bis dahin selbst auf meinen Büchern blos Müller aus Guttenbrunn nannte, so fragte Laube eines Tages: „Wie heißen Sie denn eigentlich?“ Ich war über die Frage ganz erstaunt. „Wie ich heiße . . .?“ „Nun ja — Sie müssen doch einen Namen haben?“ Daraufhin antwortete ich verschämt: „Adam.“ „O!“ sagte der Alte. „So heißt Niemand.“ Wir lachten herzlich, und, weiß Gott, von diesem Tage an gefiel mir mein Name, und ich habe ihn seitdem nie wieder unterdrückt.

Meine erste Erziehung war keine gar sorgfältige. Ich stand — aus Gründen, die hier nicht näher zu erörtern sind — unter der Obhut meiner Großmutter und die konnte mich Unband nicht zähmen; ich wurde der schlimmste Gassenjunge des Dorfes, und mein Ruf als solcher war alsbald so fest begründet, daß man jeden Frevel, der verübt wurde, unbedenklich mir zuschrieb. Mit eigener und fremder Schuld belastet, trat ich mit meinem siebenten Jahre in die Dorfschule ein, und der Lehrer, dem ich wahrscheinlich gut empfohlen worden war, setzte mich in die erste Bank, wo ich stets den Anblick der verschiedenen Arten von „spanischen Röhrln“ genießen konnte, die bei der Erziehung der Dorfjugend in Anwendung kamen. Indeß,

es kam besser, als man erwartet zu haben schien; ich lernte gut und gewann meinen Lehrer lieb. Das war der erste Mensch, der Einfluß auf mich zu üben vermochte. Als ich über das ABC hinaus war, erhielten wir an Stelle dieses Lehrers einen anderen, einen ganz jungen Mann, der im Dorf geboren und soeben vom Lehrerseminar gekommen war. Er hielt eine feierliche Ansprache an uns Kinder, und wenn ich auch nicht mehr weiß, was er sagte, so weiß ich doch, daß diese Rede der erste tiefere Eindruck war, den mir das Leben gemacht. Ich war von diesem Tage an stolz auf meine Schule, auf diesen neuen Lehrer, auf mich selbst, und ich war fortan der e r s t e Schüler.

Diese überraschenden Schulergebnisse ließen in meiner Mutter den Gedanken reifen, mich „studiren" zu lassen, und ich kam in meinem zehnten Jahre nach Temesvar, wo ich die Normalschule und die ersten Classen des Piaristengymnasiums besuchte. Der Zauber des schwäbischen Dorflebens hielt mich aber fest in seinem Bann, und die glücklichste Zeit des Jahres war für mich immer die der Sommerferien, die ich daheim verbringen konnte. Mitte der Sechziger-Jahre bereitete die plötzliche Einführung der magyarischen Vortragssprache am Temesvarer Gymnasium meinem Studienfortgang ungeahnte Schwierigkeiten. Der Unterricht verwandelte sich mit einem Schlage in eine mechanische Abrichtung, wir plapperten unverstandene magyarische Sätze, wir beteten sogar magyarisch und sangen in der Kirche in dieser Sprache. Die erste Frage in der Geographie lautete: „Wer bist Du?" Und die Antwort, die auswendig gelernt werden mußte, war ein langes Bekenntniß, das mit der Lüge anfing: „En magyar vagyok," zu deutsch: „Ich bin ein Magyare." Die Schule verlor in Folge dieser Vorgänge (mitten im Schuljahre mußten an Stelle der deutschen Lehrbücher magyarische angeschafft werden) jeden Reiz für mich, sie wirkte entsittlichend auf mich zurück, und ich verlumpte ein bischen als junger Student. Alsbald ging ich anstatt in die Schule auf den Fischfang, und die Leute, deren Obhut ich anvertraut war, ließen dies ruhig geschehen. Sie brateten die prächtigen Karpfen, die ich im Bega-Canal fing, und bekümmerten sich nicht weiter um mich, Der Schluß des Schuljahres aber brachte Alles an's Licht, mein Zeugniß war niederschmetternd.

Und damit sollte auch das Studiren ein Ende haben. Niemand wollte begreifen, daß ich blos das Opfer eines Experiments geworden, das die übermüthige Politik mit der Schule vorgenommen; ich galt plötzlich für dumm und unbefähigt, ich sollte fortan zu Hause bleiben und irgend etwas im Dorfe werden. Aber was? Ich hatte einen Oheim, der war der Gescheiteste im Ort. Er war „Balbierer", und

als solcher stand er in früherer Zeit mehrere Jahre in Wien in einer „Chirurgischen Officin“ in Diensten; dort hatte er Aderlassen, Schröpfen, Klystieren und Salbenschmieren gelernt, und als er heimkam, galt er als fertiger Chirurg, als Doctor. Dieser Mensch legte jetzt seine Hand auf mich und sagte eines Tages: „Du wirst Balbierer. Bei mir lernst Du die Docterei praktisch, und wenn Du in die Fremde gehst und nach Wien kommst, besuchst Du die chirurgische Schule, denn Dich nimmt man an, Du hast ja schon etwas gelernt. Ich habe viele Collegen in Wien gehabt, die Wundärzte in der Armee geworden sind. Das kannst Du auch werden, und mein Geschäft ist am Ende auch nicht zu verachten, wenn Du es einmal übernehmen wolltest.“ Meine Angehörigen waren begeistert von dieser Wendung, und auch auf mich machte die Ansprache Eindruck. Ich blieb gern im Dorfe mit der Aussicht, schließlich doch noch etwas in der Welt zu werden. Und der Anfang meines neuen Lebensweges ließ sich ganz verheißungsvoll an. Die Schlacht von Königgrätz bescheerte dem österreichischen Heer so viel Verwundete, daß selbst die deutschen Dörfer im Banat solche zur Pflege erhielten. Etwa dreißig Mann, die sich auf alle Waffengattungen vertheilten und die zunächst mit leichten, halbgeheilten Schußwunden behaftet waren, wurden in Guttenbrunn bis zu ihrer völligen Genesung einquartiert. Der Bezirksarzt in Lippa, dem dieselben anvertraut worden waren, machte sich die Sache leicht und übergab die Leute meinem Oheim; er selbst kam nur einmal wöchentlich, Nachschau zu halten. Dies erhöhte die Autorität meines Oheims im Dorfe ungemein, und auch mir imponirte es; ich war über Nacht sein chirurgischer Gehilfe geworden und bethätigte mich mit Eifer als solcher.

Der Herbst zeigte mir meinen neuen Beruf von der anderen Seite. Die Verwundeten waren fort, und ich ging mit meinem Oheim die Bauern balbieren. Ich wurde gut gehalten im Hause, aber ein Lehrling blieb ich doch. Ich war Kindsmagd, ich arbeitete im Feld und im Weingarten wie ein Taglöhner; am Samstag und Sonntag aber war ich Balbierer. Die reichen Bauern ließen sich zwar auch am Mittwoch rasiren, aber dazu reichte die Kraft meines Oheims allein aus — ich konnte auch am Mittwoch taglöhnern. Die einzigen Lichtblicke in dieser dreijährigen Lehrzeit bot mir immer der Winter. Bei Tag schrieb ich für meinen Oheim ganze Werke über Curpfuscherei ab, des Abends aber ging ich häufig durch und schlüpfte in eine Spinnreih'. Dabei war ich immer in Gefahr, daß mir dort ein „Geselle“ begegne und mich, den Lehrling, den Unfreien, fortjage. Und einmal geschah mir dies, als ich, die Pfeife im Munde, neben

dem Spinnrocken eines Prachtmädels saß, das ich wie eine Göttin anbetete. Der Geselle wies mich aus der Stube, entriß mir die Pfeife und übergab sie am nächsten Tag meinem „Lehrherrn“. Mein Zorn, mein Schmerz kannte keine Grenzen; die mir widerfahrene Demüthigung war auch zu groß. Und als Folgen dieses Ereignisses, das viel Lärm machte, stellte man mir eine Verlängerung meiner Lehrzeit um ein Jahr in Aussicht. In jenen Tagen schrieb ich mein erstes Gedicht; nicht die Liebe, Zorn und Verzweiflung haben mich zum Dichter gemacht, und ich muß heute noch die Form dieses Gedichtes anstaunen. Ich zählte sechzehn Jahre und schrie in Versen zum Himmel, die also anhuben:

„Mein Gott, wer reißt mich aus dem Staube,
Eh' ganz vergiftet ist mein Glaube
An Dich, o Menschheit, eh' mein Wissen
Versumpft in stetem Müssen, Müssen!“

Die folgenden Strophen sind wüst und albern, aber diese eine steht für mich da wie eine Offenbarung; ich weiß nicht, wie ich zu ihr gekommen bin.

Einige Tage, nachdem ich dieses Gedicht aus mir heraus-gesprudelt hatte, begegnete ich einem alten Gönner, dem Dorfjuden von Guttenbrunn, Herrn Jacob Jellinek. Derselbe hatte mich schon vor Jahren, als ich noch in die Dorfschule ging, ausgezeichnet, und sein Wort war nicht ohne Einfluß geblieben, als ich nach Temesvar geschickt wurde. Dieser Mann schüttelte immer den Kopf, wenn er mich von Haus zu Haus gehen sah — balbieren. Und jetzt erkundigte er sich theilnahmsvoll nach meinem Befinden. Ich las ihm mein Gedicht vor, doch er hatte kein Verständniß für dasselbe und unter-brach mich: „Das ist mir zu lang! Aber e Schand ist's, daß Du da mußt herumlaufen im Dorf. Warum haste nicht gelernt die ung'rische Sprach? Jetzt wird nix aus Dir.“

Meine Abneigung gegen die magyarische Sprache war von jeher groß — wahrscheinlich nur deshalb, weil sie mir als ein Zwang entgegentrat und ich nie durch Gewalt zu lenken war — und jetzt wurde diese Abneigung zum Haß. Ich empfand es schon als Kind, welche Schmach es sei, daß ein deutscher Jüngling in seiner Heimat, die ihm überall, auch in Temesvar, deutsch erschien, nicht deutsch sollte studiren können. Ich hatte bis dahin neben den Deutschen nur Walachen gesehen, nie aber einen Magyaren; ich hörte die Sprache dieses Volkes nur von einigen Beamten in Temesvar sprechen, und plötzlich mußte ich in dieser Sprache in der Schule beten, plötzlich sollte ich in ihr denken, lernen. Ich wurde aus dem besten Schüler

der schlechteste, ich verlotterte, ich wurde ein Balbierer-Lehrling und hätte in meiner Heimat eher ein Schweinehüter als ein Dichter werden können, wenn ich deutsch bleiben wollte.

„Jetzt wird nix aus Dir!“ gellte es mir in den Ohren, und ich ging meiner Wege. Aber der kluge alte Jellinek, der seine eigenen Söhne in die magyarischen Schulen nach Arad geschickt hatte und brauchbare Männer aus ihnen zu machen bestrebt war, er behielt mich fortan im Auge, und eines Tages erschien er bei meiner Groß-mutter und sagte: „Der Adam muß fort!“ Er hatte durch einen speculationslustigen Bauer, der stets mit Wein nach Siebenbürgen fuhr, in Erfahrung gebracht, daß jenseits der Berge, weit droben in Hermannstadt, Alles deutsch sei. Dort müsse ich hin, dort von Neuem in die Schule gehen, denn es sei ein Jammer und eine Sünde, was an mir geschehe.

Diese Worte setzten meinen Ehrgeiz in Brand, und nun begann der Kampf um meine Zukunft. Wie er geführt wurde, wie ich meinen Weg weiter wandelte, das will ich heute nicht erzählen, denn es würde ein Buch werden. Es sei für diesmal genug an der Versicherung, daß ich mich tapfer mit dem Leben herumschlug, ehe etwas aus mir geworden. Im Herbst 1868 war ich in Hermannstadt, im Sommer 1870 bereits in Wien. Der gewaltige deutsche Nationalkrieg berauschte mich, und ich schrieb Briefe in meine Heimat, die am Sonntag im großen Wirthshaus verlesen wurden und die Kunde der deutschen Siege im Banat mehr verbreiteten als dies die Pester Zeitungen gethan haben, die vollständig auf Seite Frankreichs standen. Im Mai 1873 wurde ich als Eleve der Wiener Staats-Telegraphendirection angestellt, im Juni nach Linz gesendet. Zu dieser Zeit schrieb ich ununterbrochen Trauerspiele, deren Hintergrund stets meine Heimat war. Eines davon, „Gräfin Judith“, welches im Jahre 1875 entstand, ließ ich im Selbstverlag, „für die Bühnen als Manuscript gedruckt“, erscheinen. Es blieb Manuscript.

Von Linz wurde ich drei Sommer nacheinander von Mai bis October dem Telegraphenamte in Ischl zur Dienstleistung zugewiesen, und dies war die glücklichste Zeit meines Lebens. Die großartige Natur überwältigte mich fast, und die Eindrücke jener Tage sind bleibende geworden.

Ich hatte mittlerweile mannigfache Beziehungen mit Wien an-geknüpft, und meine Sehnsucht, dauernd dahin versetzt zu werden, wurde von Jahr zu Jahr mächtiger. Heinrich Laube, der ein Stück von mir gelesen hatte, ließ mir im Frühling 1879 sagen, daß sich über dasselbe wohl reden ließe; zum Schreiben habe er keine Zeit.

Einige Monate später fuhr ich nach Wien, meine Versetzung zu betreiben. Ich lief geradeaus zum Handelsminister, der mich nicht empfing, und zu einigen Hofräthen, von denen einer mir überaus wohlwollend entgegenkam. Zu Laube zu gehen, hatte ich nicht den Muth. Ich wollte dies erst thun, wenn ein Stück, das mich gerade zu jener Zeit beschäftigte, fertig war — und dieses Stück hieß: „Des Hauses Fourchambault Ende". Als ich wieder in Linz war, eröffnete sich mir plötzlich die Aussicht, jenes Schauspiel, über das Laube mit mir reden wollte, auf der dortigen Landschaftlichen Bühne aufgeführt zu sehen. Der erste Held und Liebhaber des Linzer Theaters suchte ein billiges Stück für sein Benefice — und er wagte es mit dem meinen. Ich kann die Wonne und Glückseligkeit nicht schildern, die mich erfüllte, als wir uns in der Wohnung des Schauspielers zusammensetzten, „Im Banne der Pflicht" lasen und einrichteten. Und der Abend der ersten Vorstellung! Das Publicum ging ein auf diese „Linzer Première", das Theater hatte ein festliches Gepräge, und des Beifalls war kein Ende. Die Zeitungen erschienen am nächsten Tag mit überschwänglichen Berichten, und ich sandte einen derselben an meinen Hofrath nach Wien, dem ich offen gesagt hatte, was ich erstrebe. Das war Mitte November. Mitte December hatte ich mein Versetzungsdecret für Wien in den Händen. Hier war der unerhörte Fall eingetreten, daß ein literarischer Erfolg einem k. k. österreichischen Beamten förderlich geworden!

Von meiner Fortsetzung zu „Haus Fourchambault" brachte ich zwei Acte fertig mit nach Wien; dieselben wurden Laube vorgelegt, und jetzt beschied er mich ernstlich zu sich. Und als das Stück vollendet war, nahm er es mit Freuden an. Jetzt war ich am Ziel — und jetzt krachte das Wiener Stadttheater in allen Fugen, Laube trat für immer vom Schauplatz. Das war einer der härtesten Schläge, die mich getroffen. Laube schrieb mir für „Haus Fourchambault's Ende" ein Vorwort, er ließ sich „Im Banne der Pflicht" widmen, zum Zeichen, daß er auch dieses Stück aufgeführt hätte, er schenkte mir seine väterliche Freundschaft, er schrieb sogar ein Lustspiel mit mir, aber auf seine werkthätige Förderung auf dem Theater mußte ich für immer verzichten. Und einen Mann seines Gleichen habe ich im ganzen Bereiche des deutschen Theaters nicht gefunden. Ich schrieb Stück um Stück — umsonst! Und eines Tages warf ich die Leyer zu Boden, ging unter die Novellen- und Zeitungsschreiber, unter die Kritiker; da erntete ich Lob und Beifall, und mein Schreiben ist seitdem ein öffentliches Wirken geworden in Wien. Ich konnte meine Amtsstellung aufgeben, wurde Feuilleton-Redacteur der „Deutschen Zeitung",

heiratete nach der Wahl meines Herzens und bin zufrieden mit meinem Los, wenn auch mein dichterischer Ehrgeiz bis heute unbefriedigt geblieben ist.

Als eines meiner unaufgeführten Stücke („Frau Dornröschen") in Romanform erschien, da schrieb ein mir wohlgesinnter Kritiker die herben Worte: „Adam Müller's Entwicklung gleicht dem ersten Act einer großen Zukunft; die anderen scheinen ungeschrieben bleiben zu wollen." Ich werde diesen Gedanken, dem in anderer Form auch Ernst Wechsler in seinem Buche: „Wiener Autoren" Ausdruck gegeben hat, seitdem nicht mehr los. Sollten sich diese „anderen Acte" nicht mehr schreiben lassen?

Adam Müller-Guttenbrunn.

Meine Parole.

Strebe, wirke, ringe, schaffe,
Daß nicht Geist und Hand erschlaffe!
Nur durch Ringen, nur durch Streben
Wirst Du menschenwürdig leben!
Suche stets mit off'nen Händen
Segen um Dich her zu spenden,
Daß Du heiter magst genießen
All die Blumen, die Dir sprießen,
Daß man neidlos, ungekränkt,
Deiner stets voll Achtung denkt.

Bertha Stein.

Lieder ohne Noten.

Eine Quartett-Reise-Erinnerung.

„Fröhliche Pfingsten!“ sagten uns die Freunde, indem sie uns auf dem Bahnhofe die Hände zum Abschied schüttelten. Und wir quittirten diesen Wunsch mit dem behaglichen Lächeln, das man für gewöhnlich auf den Lippen hat, wenn Einem etwas gewünscht wird, von dessen Erfüllung man so bei sich selbst ganz eisenfest überzeugt ist. Wir wollten es nur nicht gerade heraussagen und lächelten blos; sie hätten sich sonst auch zu sehr geärgert, die armen Teufel, die zu Hause bleiben mußten. Fröhliche Pfingsten! Und ob sie fröhlich werden würden! Oder kann man sich eine fröhlichere Art denken, die Pfingsten zuzubringen, als indem man eine Reise bei schönem Wetter in eine schöne Gegend zu schönen Leuten macht? Das bischen Singen am Abend thut Einem auch nicht gerade weh. Erstens hat man den Tag und die Nacht zum Lustigsein, und Tag und Nacht zusammen geben jedenfalls einen größeren Zeitraum als der Abend. Und dann, wenn man so wie wir seine 480 Concerte hinter sich hat, ist man einigermaßen an die Singerei gewöhnt, und die Musik verliert durch die Gewöhnung viel von ihren Schrecknissen, wie irgend ein griechischer Philosoph gesagt hat, dessen Namen nichts zur Sache thut, schon aus dem Grunde, weil ich ihn nicht weiß. Also: Fröhliche Pfingsten!

Die schöne Gegend, in welche wir unsere Pfingst-Tournée unternahmen, liegt irgendwo im Länderdickicht der österreichisch-ungarischen Monarchie. Wer über eine auf dem Boden ausgebreitete Landkarte dieser Monarchie schräg hinwegzuspringen versucht, bleibt

vielleicht gerade noch mit einem Fuß in dieser Gegend hängen. Außer dieser geographischen Kennzeichnung kann ich vielleicht noch die anthropologisch-ethnographische hinzufügen, daß die Bewohner der betreffenden Gegend durchaus nicht, wie vielfach geglaubt wird, allesammt jene gewissen Nasen mit himmelwärts gerichteter Spitze besitzen. Und endlich will ich noch darauf hinweisen, daß es gleichfalls ein Irrthum wäre, zu glauben, in jenem Lande seien die Straßen mit Dalken und Buchteln statt der Granitsteine gepflastert, und aus den Brunnen fließe Powidl statt Wasser. Auf diese leisen Andeutungen muß ich mich aber beschränken, weil ich es unbedingt vermeiden will, daß die Leser genau wissen, welche Gegend ich meine, da ich mich in dem, was ich zu erzählen habe, nicht durch Rücksichten einengen lassen mag, die ich unbedingt nehmen müßte, wenn ich den Namen auch nur der betreffenden G e g e n d nennen würde.

Die Städte jenes Landes sind größtentheils historisch berühmt, und zwar entweder dadurch, daß in ihnen Wallenstein ermordet wurde, oder dadurch, daß in ihnen ein jungczechischer Abgeordneter eine Resolution gegen die Altczechen hat beschließen lassen. Die Stadt, die unser erstes Reiseziel bildete, erfreut sich der ersterwähnten Gattung der historischen Berühmtheit. Wenn Wallenstein damals auch nur eine Station vor dieser Stadt ausgestiegen wäre, so würde er heute noch am Leben sein und bei irgend einem Veteranenverein als Vorsitzender fungiren können. Wir ließen uns jedoch durch diesen traurigen Präcedenzfall nicht abschrecken, umsoweniger, als wir unser Herz ganz frei von jeder Lust, mit schwedischen Generalen zu unterhandeln, fühlten. Auch scheint sich der Eindruck jenes tragischen Ereignisses in der betreffenden Stadt bereits einigermaßen verwischt zu haben. Die Heiterkeit der Bevölkerung ist nämlich eine ungetrübte, wie wir aus dem Verhalten der Mitglieder der dortigen „Schlaraffia“ schließen konnten, die uns allsogleich durch eine Deputation im Hotel begrüßten.

Da das Begrüßen ebenso wie das Begrüßtwerden keine kleine Anstrengung ist, mußten wir in der Mitte abbrechen, und unter Vorantritt der Deputation zogen wir aus, um unsere gesunkenen Lebensgeister wieder aufzufrischen. Nachdem wir das mit Hilfe eines eigenthümlichen gelben Saftes gethan, den man dortzulande eigens für solche Fälle der Gesunkenheit der Lebensgeister in Bereitschaft hält, begrüßten wir uns an Ort und Stelle weiter. Und als wir abermals unsere Geister sinken fühlten, wendeten wir abermals den gelben Saft zur Auffrischung an, und so ging es fort zwischen Begrüßen und Auffrischen, in heiterer Abwechslung. Und als es mir ein guter

Genius eingab, auf die Uhr zu sehen, ob nicht bald Zeit zum Mittagessen sei, war es nichts Geringeres als sechs Uhr Abends.

„Kinder, wir müssen in's Theater!“

Um halb acht Uhr war nämlich der Beginn der Vorstellung angesagt.

„In's Theater!“ sang der erste Tenor mit einem Aufschwung in der Richtung des hohen C.

„In's Theater!“ accompagnirten erster und zweiter Baß in der Terz.

Und wir zogen in's Theater.

Wir hatten unsere Koffer gleich nach der Ankunft hinschaffen lassen. In der Garderobe fanden wir sie vor. Die gedruckten Programme waren auch schon zur Stelle. Das Haus war, wie uns der Cassier mittheilte, ausverkauft. Kurzum — Alles ging, wie es gehen sollte. So begannen wir denn, uns in Frack, Claque und Lack zu hüllen. Am frühesten war, wie gewöhnlich, der erste Tenor fertig. Er rückte sich die Cravate vor dem Spiegel zurecht und tänzelte dann, indem er einen unvergleichlichen Triller (ais-h) zum Besten gab, auf die Bühne hinaus, wo er sofort alle vorhandenen Kräfte in Bewegung zu setzen verstand. Zunächst mußten die Lampen an der Rampe höher geschraubt werden, weil sie, wenn sie so niedrig brannten, vielleicht rußen könnten; und dann mußten sie wieder niedriger geschraubt werden, weil sich zeigte, daß sie jetzt, indem sie höher brannten, in Wirklichkeit das thaten, was vorher befürchtet worden, nämlich rußten. Dann mußte die hintere Coulissenwand schief gerückt werden, weil die Akustik nicht gut genug war, und dann mußte die hintere Coulissenwand wieder gerade gerückt werden, weil die Akustik so noch schlechter war als vorher. Dann machte Einer eine auf die Bühne führende Thür auf und wurde sogleich angeschrieen: „Jessas, der Zug! Aber so sperren Sie doch zu! Alle Thüren müssen zugesperrt werden, alle Thüren!“

„Schrei doch nicht so!“ rief ich hinaus. „Thu' mir den einzigen Gefallen! Du ruinirst Dir die Stimme und kommst mir dann nicht ordentlich hinauf!“

Das sah er ein, und er wiederholte nunmehr mit Sordinen: „Alle Thüren müssen zugesperrt werden, alle Thüren!“

Ich aber war inzwischen endlich fertig geworden und hatte nur noch die Noten aus dem Koffer zu nehmen.

Jeder, der den Productionen unseres Quartetts beigewohnt hat, weiß, daß wir nie auswendig singen. Und Jeder, der selbst ein wenig tiefer in die Mysterien der Sangeskunst eingedrungen ist,

weiß, daß man alle musikalischen Productionen eher ohne Noten ausführen kann, als den Gesang, den Einzelgesang sowohl als im Besonderen den mehrstimmigen Gesang. Daß ein merkwürdiger Zusammenhang zwischen Auge und Ohr besteht, ist ja schon vielfach erörtert worden; und wenn je Einer einmal eine Psychologie des Gesanges schreiben wollte — was übrigens gar kein so übles Thema wäre — würde er ein großes Capitel dieser merkwürdigen Thatsache widmen müssen. Wenn man zum Beispiel ohne Begleitung singt und ein Intervall treffen muß, so ist es sicher, daß man mit dem Auge den Zwischenraum von einer Note zur anderen mißt, daß die erkannte Distanz sich dann im Ohr in Klang umsetzt und daß man diesem Klange gemäß mit der Stimme den Ton formulirt. Das ist nur ein Beispiel von vielen. Beim mehrstimmigen Gesang muß man unbedingt Noten haben, um die Präcision und Gleichmäßigkeit zu sichern; denn wenn vielleicht auch Einer oder Zwei nach dem Gehör und dem Gedächtniß die richtigen Stellen zum Einsetzen finden würden, so kann doch das ganze Ensemble gestört werden, wenn die zwei Anderen, ja wenn auch nur Einer sich ein wenig unsicher fühlt. Eine Verzögerung von einer Viertelsecunde, die sich ein Einziger zu Schulden kommen läßt, kann einen ganzen Chor umwerfen, besonders einen jener Chöre, wie wir sie singen, die sich größtentheils im Prestissimo-Tempo bewegen und bei denen darum das Zusammensingen bis auf die minimalsten Zeittheilchen „klappen“ muß. Sagt doch schon der Dichter:

„Ein fehlerfrei Quartett
Ist eine Rarität.“

Wohl sind wir Alle, wie man so sagt, „ferme“ Musiker; aber die Sicherheit hängt nicht von der musikalischen Begabung und Uebung allein ab, sondern auch hier, wie bei allen Kunstproductionen spielt die Stimmung eine große Rolle. Daß aber vier Mann in einer bestimmten Stunde immer in der gleichen Stimmung seien, ist durchaus nicht zu garantiren. Und darum gehen wir lieber sicher und nehmen uns unsere Stimmung schwarz auf weiß gleich im Koffer mit und singen stets nach Noten.

Also ich suchte die Noten. Wir hatten für unsere Tournée zwei Concerte projectirt, jedes mit einem anderen Programm, und daher waren die für jeden Abend bestimmten Noten in ein besonderes Paket verpackt. Einige Piècen waren allerdings auf beiden Programmen gemeinsam, und die Noten für diese befanden sich natürlich im Paket, das die Noten für den ersten Abend enthielt. Ich hatte

mir alle zwei Pakete vor meiner Abreise in den Koffer packen lassen, das wußte ich.

Nun wird man begreifen, daß einem Mann, der dieses weiß, ein wenig eigenthümlich zu Muthe wird, wenn er beim Suchen in seinem Koffer nicht zwei, sondern ein Paket vorfindet, und wenn er bei näherer Besichtigung zwar nicht das zweite Paket, wohl aber die Thatsache entdeckt, daß das fehlende Paket gerade dasjenige ist, das die Noten für das in zwanzig Minuten beginnende Concert enthält, zu dem sich bereits das Publicum einzufinden beginnt, wie man aus dem Klappen der Parquetsitze entnehmen kann.

Ich bin nicht Dichter genug, um meine Gefühle angesichts dieser Entdeckung zu beschreiben. Ich weiß nur, daß ich, wenn ein Gott mir in diesem Augenblicke angeboten hätte, mich unter eine Rotte wüthender Congoneger zu versetzen, die gerade nach einem Braten für ihren Mittagstisch suchten, mit Vergnügen in diesen Tausch gewilligt haben würde. Es war aber keine Gottheit in der Nähe, die eine ähnliche angenehme Idee gehabt hätte. So beschränkte ich mich denn darauf, meinen Koffer umzustürzen und die heraus-fallenden Sachen in alle vier Ecken des Zimmers zu schleudern — Operationen, mit denen man alle möglichen Wirkungen hervor-bringen kann, nur nicht die, aus einem Paket Noten zwei zu machen.

Die Noten waren nun einmal nicht da — das ließ sich nicht wegleugnen. So schritt ich denn, indem ich mir den Angstschweiß von meinem bleichen Haupte trocknete, auf die Bühne hinaus, um den Unglücksgefährten von dem Schicksalsschlage Mittheilung zu machen. Erst zog ich die zwei Anderen in's Vertrauen, dann erst wagten wir Drei uns vereint an den ersten Tenor, der gerade sämmt-liche auf der Bühne vorhandenen Kräfte in Bewegung gesetzt hatte, um ihm ein rohes Ei aufzutreiben.

„Du, die Noten sind nicht da," sagte der Muthigste unter uns.

Er sprach kein Wort, ließ nur seinen Blick über uns hin-schweifen, um den Schuldigen zu suchen, und nachdem er mich an meiner verstörten Miene und meiner zerknirschten Haltung als solchen erkannt, sprach er — ein Giftpfeil jede Silbe — nur die zwei Worte:

„Nun natürlich!"

Dann ließ er sich fassungslos in einen neben ihm stehenden Stuhl sinken.

„Ja, was machen wir?" sagte der erste Baß.

„Was machen wir?" sagte der zweite Baß, eine Terz tiefer.

„Absagen!" rief der erste Tenor. „Wir sagen ab! Ohne Noten kann ich nicht singen."

„Aber ich bitte Dich, schrei' nicht so! Du ruinirst Dir wirklich die Stimme!“ sagte ich. Und dann: „Absagen können wir nicht! Die Leute sind bereits im Theater, das Haus ist gesteckt voll. Und dann, warum sollen wir das ganze schöne Geld, das uns der heutige Abend getragen hat, wieder herausgeben?“

„Nun, so singen wir halt!“ sagte der erste Baß.

„So singen wir halt,“ sagte der zweite Baß, eine Terz tiefer.

Der erste Tenor aber sagte gar nichts, sondern stand nur auf und lief mit großen Schritten umher. Offenbar wollte er seine Stimme schonen und beschränkte sich daher darauf, mit den Füßen entrüstet zu sein.

Der erste Baß machte nun den Vorschlag, die Noten für das Programm des nächsten Tages aus dem vorhandenen Paket zu benützen und die Abänderung durch irgend eine Ausrede zu entschuldigen. Darauf wurde eingegangen. Nur waren in dem vorhandenen Paket nicht genügend Nummern enthalten, da ja, wie erwähnt, die beiden Abenden gemeinsamen Nummern im ersten Paket sich befanden. Also wie diese Lücke ausfüllen?

Wie diese Lücke ausfüllen? Ich ging mit gerunzelter Denkerstirn, in Sinnen tief versunken, vor dem Vorhang auf und ab, ganz ähnlich wie Hamlet, wenn er sich in Ermangelung anderer Sorgen mit der höchst überflüssigen Frage beschäftigt, ob man sein solle oder lieber nicht. Inzwischen hörte ich, wie der erste Baß auf den Tenor einsprach, der zweite Baß ihm eine Terz tiefer secundirte, und wie dabei die Einwendungen unseres Stimmgewaltigen immer schwächer und schwächer wurden. Das Resultat war, daß sich die Drei schließlich um's Clavier versammelten und zu halbangeschlagenen Tönen mit halber Stimme eine kleine Probe abhielten, worauf sie mir die Botschaft zukommen ließen: „Du, ein oder zwei Nummern könnten wir schon auswendig singen. Wir haben es zwar noch nie gethan, aber es wird schon gehen.“

Eine zweite Probe ward abgehalten, an der ich mich selbst betheiligte, und, weiß der Himmel, es ging wirklich.

„Und jetzt lass' ich aufziehen,“ sagte ich.

„Aber wer wird denn reden?“ sagte der erste Baß.

„Richtig, wer wird denn reden?“ sagte der zweite, eine Terz tiefer.

„Ich rede nicht!“ sagte der erste Tenor.

„Nun, so rede ich halt,“ sagte ich resignirt und gab das Signal zum Aufziehen, obwohl ich noch absolut nicht wußte, was ich reden sollte. Ich vertraute auf die alte Erfahrung: wenn Einer in einem gegebenen Moment reden muß, ist ihm immer noch zur rechten Zeit etwas eingefallen.

Der Vorhang rauschte in die Höhe, und da stand ich nun inmitten der Bühne, im Kreuzfeuer unzähliger Operngläser. Die Lust, die ich einen Augenblick verspürte, die beiden Frackschöße unter die Arme zu nehmen und im Galopp in eine der Seitencoulissen zu rennen, unterdrückte ich mannhaft. Ich trat an die Rampe und begann:

„Meine Damen und Herren!“

„Bravo!“ rief man.

Dieser kleine Erfolg munterte mich nicht wenig auf.

„Durch ein Versehen der Post . . .“ so fängt Jeder an, der um eine Ausrede verlegen ist. Die Post ist eine unendlich wichtige Cultur-Einrichtung, schon deshalb, weil es kein anderes Institut im modernen Staate gibt, auf dessen Conto man soviel zusammenlügen kann. Und in diesem Augenblicke wußte ich auch, was ich sagen sollte.

„Durch ein Versehen der Post ist der Koffer, der die Noten für unser heutiges Concert enthält, in unsere nächste Concertstation transportirt worden. Wir sind demgemäß zu unserem lebhaften Bedauern genöthigt, einige der auf dem Programm angeführten Nummern auszulassen und durch andere zu ersetzen.“

Ich verbeugte mich und ging ab. Bravos und Händeklatschen schallten hinter mir her. Ich kam mir in diesem Augenblicke als ein sehr großer Redner vor und beschloß im Stillen, bei den nächsten Reichsrathswahlen mich um ein Mandat zu bewerben. Ich bringe diesen Entschluß hiemit zur öffentlichen Kenntniß, erkläre aber, daß ich unter allen Umständen bis zu den nächsten Wahlen warten will und es keineswegs annehmen würde, wenn etwa Herbst, Plener oder sonst ein hervorragender Parlamentarier zu meinen Gunsten zurückzutreten bereit wäre. Die Partei, der ich mich anschließen würde, wäre diejenige, von deren Sitzen der Weg nach dem Buffet am kürzesten ist.

Um aber auf das Concert zurückzukommen, so hatten die ersten Nummern, die wir nach Noten sangen, den allerfreundlichsten Erfolg. Der Muth wuchs uns sichtlich. Und so war es uns Allen doch nicht gar so schwer um's Herz, als wir zur ersten „auswendigen“ Nummer antraten. In den Enveloppen, die wir in den Händen hielten, waren nur die Texte der Lieder enthalten — die Texte und die Noten sind nämlich bei allen unseren Chören getrennt gedruckt — die Noten fehlten. „Courage!“ sagten wir uns gegenseitig in's Ohr, sandten uns aufmunternde Blicke zu, thaten im Stillen Jeder ein Gelöbniß und begannen.

Ein gutes Quartett soll ein Herz und eine Seele sein. Ich habe das nie so empfunden wie bei diesem gesanglichen Wagestück. Es war so, als ob unsere vier Willen sich in einen vereinigt hätten und

als ob der hinter uns stünde und uns Alle wie an Fäden dirigirte. Wir paßten mit Anspannung aller Nerven auf einander auf, wir sangen uns gleichsam in einander hinein, wir hatten die genaue Empfindung, in diesen Minuten nicht nur eine Seele zu sein, sondern ein Körper.

O, das war eine Anstrengung! Und als wir den Beifall nach Schluß der Pièce mit den obligaten Verbeugungen quittirten, wischten wir uns allesammt den Schweiß von der Stirn.

Endlich ging der Vorhang zum letzten Male nieder.

„Verdammt!“ sagte der erste Baß im Tone aufrichtiger Empfindung.

„Verdammt!“ sagte der zweite Baß im selben Ton, nur eine Terz tiefer.

Der erste Tenor aber bemerkte: „Seht Ihr, nur auswendig singen! Ich hab's gleich gesagt!“

Als wir uns umgekleidet hatten, erwartete uns die bereits oben erwähnte Schlaraffen-Deputation, um uns zur Fortsetzung der am Nachmittag unterbrochenen Begrüßungen abzuholen. Eines der Mitglieder war in seinen Mußestunden, wo es kein Schlaraffe war, ein hochangesehener Bürger der Stadt und ein hervorragender und einflußreicher Beamter. Letzterer Umstand ist eine Bestätigung der Erfahrung, die jeder Eingeweihte machen kann: daß nämlich seitens der Staatenlenker eine entschiedene Neigung besteht, hervorragende Posten mit „Schlaraffen“ zu besetzen, ein Princip, das dem Staate gewiß nur Nutzen bringen kann. Der hier in Rede stehende Bundesbruder zeigte sich höchlich entrüstet über das Vorkommniß mit dem Koffer und bestand darauf, mich augenblicklich zur Bahn zu begleiten, um dort zu recherchiren und einige „Putzer“ auszutheilen. „So eine Wirthschaft! Man sollte glauben, daß man in Afrika lebt! Ich werde es den Leuten schon zeigen!“

Ich bat ihn mit heuchlerischer Sanftmuth, er solle es ihnen lieber nicht zeigen. Ich hätte den Unglücklichen bereits vergeben, und er möge ihnen daher auch vergeben.

Schließlich vergab er ihnen wirklich, und bald nachher saßen wir selbander in fröhlicher Kneipgesellschaft und ertränkten unseren Groll über den verlorenen Koffer in einer erheblichen Anzahl von Krügeln des bereits erwähnten gelben Saftes.

Folgendes muß ich noch nachtragen:

Unter den verlorenen Noten befanden sich auch diejenigen zum „Freischütz“-Programm — eine Nummer, die, wie bekannt, unser „Hauptschlager“ ist. Diese Nummer stand natürlich auch auf dem Programm des folgenden Concertes, das, wie erwähnt, am nächsten

Abend in einer anderen Stadt — einem berühmten Badeorte — stattfinden sollte. Diese Nummer konnte unter keinen Umständen wegbleiben; wir konnten dort nicht wieder dieselbe Ausrede gebrauchen wie hier; und auswendig singen ließ sie sich absolut nicht, da sie weitaus das complicirteste von allen mir bekannten Gesangsstücken ist. Nun wußte ich, daß einer unserer Wiener Freunde am selben Abend von Wien fortzureisen beabsichtigte, um mit uns am nächsten Nachmittag in jenem Badeort zusammenzutreffen. Vor Beginn des Concertes hatte ich also noch an diesen telegraphirt, wir hätten den „Freischütz" in Wien vergessen und er solle rasch zu dem Verleger, mit dem wir in Verbindung stehen, hingehen und uns das Stück mitbringen.

Alles ging nun auch in der Ordnung. Am nächsten Nachmittag befanden wir uns auf dem Bahnhof jenes Badeortes, der Zug, der unseren Freund bringen sollte, fuhr pünktlich ein, und der Erwartete selbst schaute zum Fenster hinaus und schwenkte, als er uns sah, ein Paket.

„Gott sei Dank," sagten wir, und vier Steine fielen von unseren vier Herzen.

Wie ich aber das Paket in die Hand nehme, kommt es mir so merkwürdig dünn vor, und wie ich es aufmache, sehe ich, daß es — nur die Texte enthält und nicht die Noten.

Auf dem Bahnhofe wiederholten sich jetzt dieselben Scenen, wie auf der Bühne am Abend vorher.

„Absagen!" sagte der erste Tenor. Und: „Was sollen wir thun?" Baß I und II unisono.

Ich aber war jetzt fest entschlossen, allen diesen Kobolden, die auf dieser Tour hinter uns her waren, Trotz zu bieten.

„Jetzt geht Ihr hübsch spazieren, Kinder, und redet nicht zu viel, damit Ihr Abends bei Stimme seid. Und am Abend wird gesungen."

„Aber ich singe den „Freischütz" nicht ohne Noten," sagte der erste Tenor. „Ich singe überhaupt nie ohne Noten."

„Du wirst die Noten haben, dafür lass' mich nur sorgen."

Hierauf ging ich nach Hause, setzte mich zum Tisch und begann an der Hand des Textes jede einzelne Stimme aus dem Gedächtniß niederzuschreiben. Da kein Clavier in unserem Zimmer war, spielte ich mir die Melodien auf einem viel primitiveren Instrumente vor: ich pfiff mir sie nämlich, und nach dem Dictate meines Pfeifens schrieb ich sie nieder. Wenn es hie und da haperte, trommelte ich mit beiden Fäusten auf den Tisch, und das half immer.

Als die Manuscripte fertig waren, trieb ich mir unseren Clavierspieler auf. Lenz ist er geheißen und ein kleiner Mann ist er

von Gestalt; aber so klein er als Mensch ist, so groß ist er als Musiker. Der war denn auch sofort dabei, spielte den ganzen Clavierpart aus dem Kopf herunter und gab mir so Gelegenheit, einige Versehen des Manuscripts zu corrigiren. Am Abend hielten wir rasch eine Probe, die ausgezeichnet ausfiel. Freilich fühlten wir uns doch nicht so ganz sicher, und wir trösteten uns damit, daß das Publicum ja doch nicht gar zu musikalisch sein werde.

Nein, es war ganz und gar nicht musikalisch. Als wir auf das Podium traten, sahen wir auf der ersten Bank „blos“: Generalintendant Bezecny, Hofrath Hanslick, Kammersänger Walter. Weiter wagten wir gar nicht mehr zu sehen, aus Furcht, noch weitere derartige Entdeckungen zu machen.

Aber jetzt half nichts. Zurück konnten wir nicht mehr, obgleich der erste Tenor es nicht unterließ, mir doch noch ein „Absagen!“ in's Ohr zu flüstern.

Und auch diesmal kamen wir glücklich durch. Ich kann sogar sagen, daß der „Freischütz“ selten einen so großen Beifall gehabt hat, wie an jenem Abend . . .

Am nächsten Morgen saßen wir auf der Bahn und freuten uns, daß wir endlich nach Hause fuhren, um uns dort von dieser „fröhlichen“ Pfingstfahrt zu erholen. Die verlorenen Noten waren nämlich nicht das Einzige gewesen; außerdem hatte es noch einen verpaßten Zuganschluß und eine höchst fatale Personenverwechslung gegeben.

Wir sitzen also da und sprechen das Alles durch mit dem behaglichen Gefühl, das Leute haben, die eben einer ganzen Reihe von Fährlichkeiten entronnen sind. Ein Quartett von Reitern über den Bodensee. Ein kühler Wind streicht durch die Coupé-Fenster, und ich lange meinen Plaid herunter, um ihn über meine Füße zu legen. „Merkwürdig, wie schwer der ist!“ denke ich mir. Ich schnalle den Riemen auf, und wie ich den Plaid aufrolle, fällt mir ein Paket auf die Füße. Ich hebe es erstaunt auf, werfe einen Blick darauf und stoße einen Schrei aus: „Die Noten!“ Meine Mutter hatte sie mir nicht in den Koffer, sondern in den Plaid gepackt — damit ich sie nur ja recht rasch bei der Hand haben solle!

Seitdem unterläßt es der erste Tenor nie, bei unseren Concerten vor Beginn die Bemerkung zu machen: „Aber heut' sind wir gut ausgerüstet. S o g a r die Noten sind da!“

Woraus man sieht, daß auch erste Tenore boshaft sein können.

Carl Adel.

Aus den Tagen des „Völkerfrühlings“.

Jetzt darf man's ja sagen: Das Café Gehringer auf dem Bauernmarkt war vom Jahre 1842 an unser jung-österreichisches Rütli. Wir kamen zwar nicht zusammen unter dem Schutze romantischer Schauer der Nacht; auch nicht in seltsame Mäntel gehüllt und breitschirmige Spitzhüte „tief in den Augen“; wir kamen zusammen bei hellichtem Tag, in ehrsamer, polizeilich unbeanständeter Bürgertracht und in der Zeit, die der Phantasie eben keine Congestionen zu bereiten pflegt: in der Zeit zwischen dem „Kleinen Schwarzen“ nach Tisch und der Jause „Melange mit Milchbrod“. Wenn etwas auffallen konnte, so war's vielleicht ein idealer Abglanz auf Stirn und Wangen, gewisse, frisch und froh in die Welt blickende Augen; auch mochte das oft vorkommende Zusammenstecken der Köpfe, wenn etwas, der jungen geistigen Gemeinde besonders Nahegehendes und für hohlohrige Horcher nicht Geeignetes gebracht wurde, den miselsüchtigen Geberdenspähern des Gesetzes Anlaß zu Bedenken geben. Das hatte — so weit waren wir nach Scholz schon in der Wurzel verdorben — für uns nur etwas Schmeichelhaftes. Denn es thut jungen Gemüthern wohl, zur Zeit, wo sie eben im „freiheitlichen Ausschlagen“ sind — um frühlingshaft zu reden — von einem Staat, wie Oesterreich, das damals noch hochmaßgebend war unter Metternich's „weiser und mächtiger Hand“, beachtet, beobachtet, „vernadert“ zu werden.

Hatte also unser jung-österreichisches Rütli nach außen keinerlei romantischen Aufputz, so war auch von keinem feierlichen Schwur bei Fackelschein und Schwerterglanz, wie bei dem Schweizer Hirtenvolk, die Rede. Ein Jeder von uns trug seinen Schwur in Form von wackeren Grundsätzen im Busen. Diese Grundsätze — nach Ansicht

modernſter Staatsweiſer nur Bacterien für Verſeuchung von Staaten und Völkern — waren: Oeſterreich, das Gott erhalte! mächtig, verjüngt als freiſinniger Verfaſſungsſtaat; Oeſterreich im Verbande mit Deutſchland, das wir nicht entbehren können, und das unſer bedarf; Bewunderung und Nacheiferung der deutſchen Wiſſenſchaft; Bewunderung der deutſchen Poeſie in ihren erhabenſten Vertretern und Nacheiferung aus allen Kräften; glühende Huldigung den Künſten und rege Verehrung für Alle, die in irgend einer Geiſtesrichtung Gutes und Großes geſchaffen.

Als eines Tages Dies und Aehnliches von einem unſerer glühendſten Rütlianer hinreißend vorgetragen wurde, während wir Kopf an Kopf, in der Fenſterniſche nächſt der Credenz zuſammengedrängt, horchten, wurden wir durch einen eigenthümlichen Zwiſchenfall geſtört, gerührt, ergriffen. Der Kaffeewirth hatte ohne Wiſſen der Gäſte an einer entfernten Wand des Saales einen Verſchlag mit Spieluhr anbringen laſſen, die nun ihr erſtes Stück aufſpielte, eine Art Jubel-Ouverture, die zu unſerer Stimmung vortrefflich paßte. Abergläubiſch, wie der Menſch ſchon iſt, nahmen wir die Sache als glückliche Vorbedeutung und blieben der Spieluhr immer wohlgeneigt, wenn ſie auch gar oft eine Melodie anſchlug, die zu unſerer Stimmung und Gedankenrichtung gar nicht paßte.

So hat ſie ſpäter bei der Nachricht: „Paris in Aufruhr, Louis Philipp geſtürzt und entflohen!“ luſtig aufgeſpielt: „Ein freies Leben führen wir, ein Leben voller Wonne!“ Damit hatte es aber noch gute Weile; Staaten und Völker gehen nicht ſo raſch und leicht aus verrotteten Zuſtänden in geſunde, vernünftige über; der Weg führt nicht eben und über ſonnenbeſchienene Wieſenflächen zum Beſſern ... Alſo hatten wir noch jahrelang Zeit, uns in Geduld zu faſſen, unſere Grundſätze abzuklären und zu vertiefen, unſer Wiſſen zu erweitern und unſer Können zu verſuchen.

Unentwegt richteten wir unſere Blicke nach Allem, was uns geiſtig fördern und einſt würdig einführen ſollte in die hochragende Gemeinſchaft jener Auserleſenen, die im Staatsleben, in Wiſſenſchaft und Kunſt — aber auch im Privatleben als reine Geiſter und Charaktere ſich bleibend hervorthun. Es war eine ſchöne, fördernde, liebenswürdig-wackere Zeit. Wir liebten die Welt, die Menſchheit; auch der ſocialen Ordnung wurde manchmal ahnungsvoll gedacht; dieſer ſocialen Ordnung ſollte durch allmälige ehrliche Reformen unabläſſig zum Beſſern verholfen werden, bevor ſich die Uebel nach innen ſchlugen und nur durch Feuer und Schwert geheilt werden konnten.

Aber so jung wir waren, das sahen wir bereits klar und deutlich ein: der socialen Ordnung ist nur zu helfen auf Grundlage eines freiheitlich organisirten und von freiheitlich gesinnten Staatsmännern geleiteten Staatswesens. In Summa: Lernen, Bewundern, Lieben gehörte in erster Reihe in den Codex unserer Grundsätze. Daher liebten und bewunderten wir, insbesondere in Poesie, was ältere heimische Autoren, wie Grillparzer, Grün, Bauernfeld, Lenau, geleistet hatten; nicht im Gegensatz zu ihnen, die im Café Neuner ihren Sammelpunkt hatten, wollten wir in jugendlicher Selbstüberhebung uns stellen, im Gegentheile suchte Jeder von uns die älteren Meister pietätvoll auf, um ihnen ehrlich zu huldigen und von ihnen aufrichtig zu lernen.

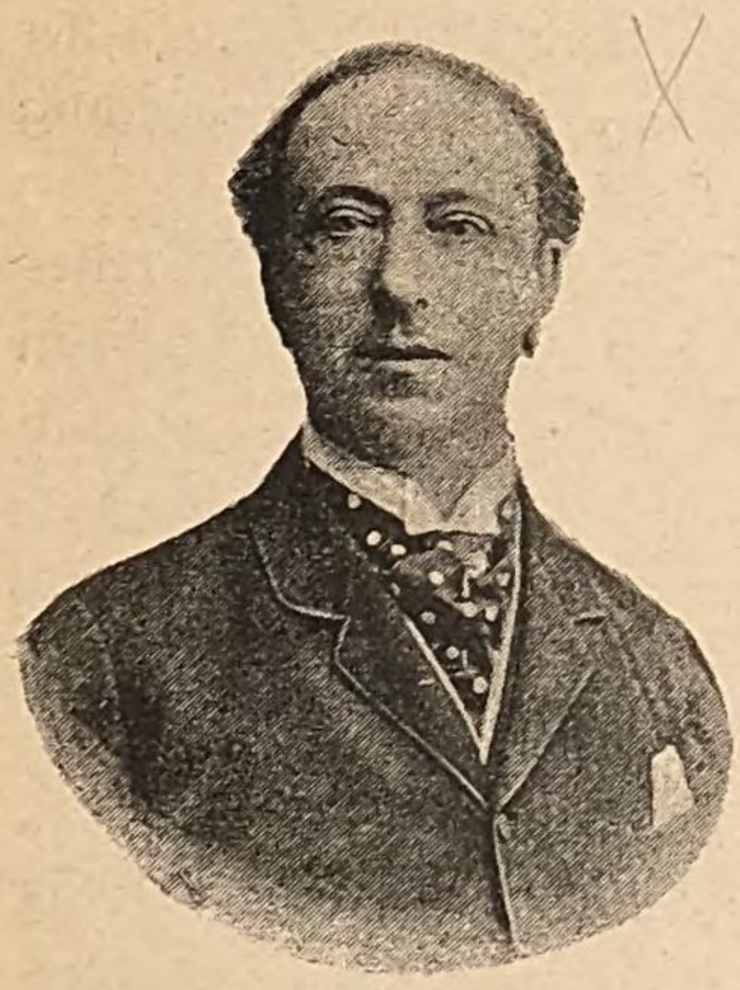
Zugleich suchten wir außerhalb unseres geschlossenen Kreises auch in der Ferne nach jüngeren Gleichdenkenden, die später in unseren Kreis ständig eintraten oder in demselben gelegentlich hospitirten.

Man bezeichnete damals die Zeit als politischen „Völkerfrühling", und die Bezeichnung ist auch richtig, indem damals alle Völker, insbesondere die Deutschen Oesterreichs, durch die Beseitigung der erbärmlichen Schranken des Polizeistaates Licht und Luft zu gewinnen hofften zu freier, natürlicher und vernunftsgemäßer Entwicklung geistigen Lebens und Strebens. Unser „Rütli" galt also in seiner harmlosen Verbrüderung nicht sowohl einem gewaltigen Umsturz der Verhältnisse, als der Anbahnung von Reformen zur Verjüngung Oesterreichs, das wir liebten.

Gewiß war es eine Täuschung, dies so ohneweiters zu hoffen, aber eine Täuschung, die ehrenvoller war als die trostlos-bornirte „Staatsweisheit", die immer von „unreifem Volk" sprach und „sich nichts abdringen lassen wollte . . ."

Josef Rank.

Aus den Memoiren eines Komikers.



Ich soll, das heißt ich muß, um wiederholter freundlicher Einladung Folge zu leisten, für den Dekamerone etwas schreiben, wiewohl ich so wenig Schriftsteller bin, als etwa Ludwig Speidel ein Schauspieler oder Hanslick ein Sänger. Ich habe einmal gehört, daß Bescheidenheit zu den ersten und seltensten Eigenschaften des Mimen gehört, ich lasse daher einen Anderen von mir sprechen, der mir so ferne steht, als nur irgend eine tragische Rolle.

Franz Tewele ist in Wien im Jahre 1840 geboren. Dem Kinde wurde ein gewisser Respect vor dem Geburtshause eingeflößt, welches in Margarethen, in der Kettenbrückengasse, damals Lampartsgasse, gelegen, das Sterbehaus des Liederfürsten Franz Schubert gewesen.

Der kleine Franz absolvirte die Realschule mit vorzüglichem Erfolg. Familienbeziehungen und dann äußere Umstände hatten es mit sich gebracht, daß der Knabe zeitig das Theater besuchte und hiedurch bald regen Sinn und Neigung für Alles, was mit demselben in Verbindung stand, empfing. Der Secretär des Theaters an der Wien, Mirani, war ein Onkel des Knaben, der von ihm oft Freikarten erhielt und hiedurch Gelegenheit hatte, den Vorstellungen im Wiedener Theater wie in der Fünfhauser Arena beizuwohnen. Karl Treumann, Rott, Grün, Katharina Schiller waren die Lieblinge und bewunderten Darsteller des jugendlichen Enthusiasten.

Durch die Protection des Schauspielers Pohl erhielt derselbe auch Einlaß in das Carltheater, welches er zum ersten Male vom Orchester aus kennen lernte. — Das Theater war ausverkauft, man schob den Knaben in das Orchester, wo er neben der großen Trommel saß und kaum viel mehr als die Nasenspitzen der Acteurs erblicken konnte.

Zur Aufführung kam die Posse „Tritsch-Tratsch“ mit Nestroy und der Schwank von Friedrich Kaiser „Zum ersten Mal im Theater“; eine treffende Anspielung auf den Gratisbesucher im Orchester, der einige Jahrzehnte später als Director in diesem Hause schalten und walten sollte. Vater Tewele bestimmte Franz für die Militärlaufbahn und verschaffte ihm eine Stelle in der Genieschul-Compagnie in Krems, einem nun bereits seit Jahren aufgehobenen Institute, aber auch hier entwickelte sich sein unwiderstehlicher Hang zum Theater weiter und brach unaufhaltsam hervor. Er verstand es, sich verbotene Bücher zu verschaffen; während Waffenlehre docirt wurde, las er unter der Bank Gedichte, wie „Die Kindesmörderin“ oder einen Act aus „Cabale und Liebe“.

Des Nachts, wenn tiefe Stille in den Schlafsälen herrschen sollte, arrangirte er mit einem gleichgesinnten poetischen Jüngling theatralische Wettübungen.

Die beiden Zöglinge warfen die Leintücher als römische Toga um, gaben ihnen einen malerischen Faltenwurf, setzten den Czako als Helm auf und fuchtelten mit den Faschinenmessern als römische Schwerter um, indem sie Stellen aus ihnen in die Hände gerathenen Trauerspielen recitirten. Der Inspections-Officier machte die Runde und kam in den Schlafsaal. Der eine der beiden jugendlichen Uebertreter aller Disciplinar-Vorschriften konnte sich noch rechtzeitig flüchten und mit allen „römischen“ Requisiten unter die schützende Decke kriechen; Franz war weniger glücklich und stand mit verdutztem Gesichte, den Czako auf dem Kopfe, das Faschinenmesser in der Hand, das Leintuch umgehängt, vor dem Officier, welcher in strengem Tone fragte:

„Was ist das für eine Maskerade?“

Schnell gefaßt in dieser kritischen Situation, mit keckem Humor antwortete der Zögling, welcher sich schon im Arrest sah: „Melde gehorsamst, Herr Lieutenant, daß ich mondsüchtig bin.“ — Tewele erzielte mit seinem ersten Theater-Extempore einen vollständigen Erfolg. — Der Lieutenant, der eben noch so strenge d'reingeschaut hatte, lachte herzlich und sagte: „Legen Sie sich schlafen, Sie scheinen mehr Talent zu haben, ein Komödiant als ein berühmter Feldherr zu werden.“

Von dieser Zeit an galt Tewele unter seinen Collegen als guter Schauspieler, und er selbst kam immer mehr zur Ueberzeugung, daß die Bühne sein künftiger Kriegsschauplatz sein werde. Nachdem er beinahe drei Jahre in der Genieschul-Compagnie in Krems zugebracht hatte, vertauschte er den Waffenrock wieder mit dem Civilkleide und kehrte mit dem festen Entschluß, sich dem Theater zuzuwenden, in das Vaterhaus zurück.

In Wien besuchte Tewele zunächst recht fleißig das Burgtheater und schwärmte für Anschütz, Fichtner, Löwe. Der Letztgenannte sollte mitbestimmend in sein Leben eingreifen. Der Vater, welcher die Theaterkunst seines Sohnes ernst zu nehmen anfing, stellte ihn dem ihm bekannten Hofschauspieler vor und erbat dessen Rath. Franz zitterte, als er vor dem berühmten und gefeierten Künstler stand. Der alte Tewele sagte, daß Franz lieber in's Theater als in die Schule gehe, er sei zwar für den Soldatenstand, aber, wenn Löwe Talent fände, solle sein Sohn sich der Bühne zuwenden.

Löwe erwiderte in seiner wuchtigen, pathetischen Weise: „Lassen Sie den Bengel erst etwas Tüchtiges lernen, irgend ein Brodstudium, dann wollen wir sehen, was aus der kecken großen Nase wird. Hat er Talent, so springt er über Stock und Stein doch auf die Bühne."

Tewele trat nun in die technische Hochschule ein, aber mehr wie seine Collegien beschäftigte ihn das Studium von Rollen, häufiger wie die Technik besuchte er das Theater. — Endlich stellte er sich dem ausgezeichneten Hofschauspieler Karl Meixner vor, und dieser, der sich damals weit mehr damit befaßte, junge Leute für das Theater heranzubilden, wie in den letzten Jahren, wurde sein Lehrer und bereitete ihn für die Theater-Carrière vor. Tewele glaubte sich für einen künftigen Charakterdarsteller designirt, und die ersten Rollen, die er systematisch studirte, waren Glanzpartien seines Meisters, wie Benjamin in dem Schauspiele „Valentin" und andere.

Endlich machte der angehende Schauspieler allem Schwanken zwischen technischem Institut und Theaterschule ein Ende. Er ging einfach den Eltern durch und begab sich nach Brünn, wo er auf eine Empfehlung Meixner's hin vorerst als Volontär ohne Gage, ohne Garderobezulage Aufnahme fand.

Im März 1859 betrat er als Lieutenant Dillon in dem ehemals oft gegebenen Schauspiel der Birch-Pfeiffer „Rose und Röschen" die Bühne.

Es gelang ihm bald, festen Fuß zu fassen, und ein glücklicher Umstand kam ihm dabei zu statten. Der jugendliche Held des Brünner Theaters hatte den Schauplatz seines Wirkens verändert und das Weite gesucht, und in der Noth wurde der neu engagirte Volontär als dessen Ersatzmann verwendet. Rollen bekam er genug, vielleicht für den Anfang allzuviel, und damit wurde der junge Schauspieler mancher fatalen Scene ausgesetzt.

Lewinsky, der noch kurz vorher ein auswärts unbekanntes Mitglied des Brünner Theaters gewesen, kam zum ersten Male, seitdem er sich an einem Debut-Abend als Franz Moor zu einem hervor-

ragenden Künstler des Burgtheaters emporgeschwungen, zu einem Gastspiel nach Brünn, dem man mit großer Spannung entgegensah. Tewele mußte rasch eine Reihe von Rollen für dieses Gastspiel lernen, und Lewinsky war ihm dabei behilflich und studirte mit ihm namentlich die Rolle des Clavigo.

Dadurch, daß der Schüler die Anweisungen des Meisters gar zu gewissenhaft nahm, wurde die Clavigo-Vorstellung allerdings beinahe zu der lustigsten Komödie. Tewele, der bei den nöthigen Anschaffungen für seine Costüme von seiner leeren Tasche im Stich gelassen wurde, hatte für die Ergänzung seiner Toilette nur ein Paar kurze, lose befestigte Manschetten anschaffen können.

Als Clavigo nun, dem Rathe seines Meisters Carlos-Lewinsky folgend, auf der Bühne declamirend, die heftigsten Bewegungen machte und mit den Armen weit ausfuhr, flog eine der Manschetten in's Orchester. Die Lachsalve, die sich erhob, steigerte sich noch gewaltig, als der Paukenschläger die Manschette aufhob und sie dem ganz verstört dreinschauenden Schauspieler auf die Bühne zuwarf. Mit dem Ernst der Aufführung war es vorbei, und die Tragödie schloß wie eine echte Posse, als Clavigo später mit solchem Ungestüm auf Marie stürzte, daß diese laut aufschrie: „Aber Herr Tewele!“ und nun auch der finster dreinblickende Carlos laut auflachen mußte.

Entschieden anders brachte die Unbeholfenheit des Anfängers das empfindsame Schauspiel „König René's Tochter“ bedenklich in's Schwanken. Die Scene stellte einen Garten dar, in welchem drei Tische standen. Zwei hatte der ungestüme Ritter zu Fall gebracht. Als er, die Bühne verlassend, in die Nähe des im Hintergrund befindlichen dritten kam, eilte der College Titze, der mitspielte und phlegmatisch die umgestürzten Tische aufgehoben hatte, rasch auf den letzten Tisch zu und umklammerte ihn, um ihn nicht zu Fall kommen zu lassen. Man lachte und applaudirte der lustigen Persiflage.

Allmälig wich die Unbeholfenheit, und der jugendliche Schauspieler gewann Sicherheit und die erforderliche Routine, wobei ihn seine Courage und Kaltblütigkeit unterstützte. Davon gab ein keckes Extempore Zeugniß, mit welchem er über eine unangenehme Situation hinwegsetzte. Er hatte als Moriz in einer Vorstellung von „Adrienne Lecouvreur“ das Gedicht, welches ihm Adrienne gewidmet, dieser mit den Worten vorzuzeigen, daß er es stets im Gewühle der Schlacht auf der Brust bewahrt habe. Moriz: „Da ist es,“ und will unter dem Rocke das Gedicht hervorziehen, aber es befindet sich nicht dort, er hatte darauf vergessen. Man beginnt zu lachen. Da schreitet Tewele bedächtig zum Tische, ergreift einen auf demselben liegenden

Folianten und ruft, denselben Adrienne entgegen haltend: „Ich habe es hier drucken lassen.“ Noch lauteres Gelächter, aber nun nicht mehr auf seine Kosten!

Daß Tewele anfing, gute Dienste zu leisten, bewies, daß er fest engagirt wurde und als erster Liebhaber zunächst eine Gage von zwanzig Gulden erhielt. Bald aber ging es schief, die ungünstigen Zeitverhältnisse des Kriegsjahres bewirkten eine constante Ebbe in der Theatercassa. Der Director Dennemy-Gallmeyer hatte mit immer größeren Schwierigkeiten zu kämpfen, und Tewele, der nicht in der Lage war, zu warten, zog nach Lemberg, wo damals noch ein deutsches Theater bestand. Dort hatte er sich namhafte Beliebtheit erworben, so daß der Director des Wiener Quai-Theaters, Karl Treumann, auf ihn aufmerksam gemacht wurde. Statt eines Antrages nach Wien erhielt er jedoch nur einen „ehrenvollen“ Ruf an die vereinigten Theater von Preßburg, Oedenburg, Baden und Wr.-Neustadt, welche unter der Direction Kottaun's standen. Es wurde abwechselnd in einer der vier Städte gespielt, aber eine beinahe ständige Repertoirenummer war eine an allen Orten gleiche Fatalität am Gagetage. Es hieß dann in Preßburg, der Director sei gerade in Oedenburg, und in Baden, er halte sich in Wr.-Neustadt auf.

In Preßburg brachte der seriöse Schauspieler Tewele einige äußerst heitere Scenen zu Wege.

In einem Schauspiele, „Purpur und Trauer“, spielte er den blinden König Bela, der von seiner Gemahlin geleitet, auf der Bühne erscheint. Der Königin fällt der Schleier herab, und der blinde König bückte sich sofort galant, um ihn aufzuheben und seiner Gattin zu überreichen. Das Gelächter übertönte glücklicherweise den Ruf des hinter den Coulissen stehenden Directors: „Sie san ja blind!“ Diesen Worten war ein Titel beigefügt, für den dessen Austheiler hätte gerichtlich zur Erlegung einer Taxe verhalten werden können.

Der Umstand, daß die Proben für die Arenavorstellungen Vormittag im Stadttheater waren, hatte ein anderes Mal eine drollige Irrung zur Folge. Tewele hatte anzukündigen: „Der König kommt!“ und wies dabei zur Linken, während der König von der entgegengesetzten Seite auf die Bühne trat. Der Spaß steigerte sich noch, als Tewele vortrat und gegen das Publicum gewendet bemerkte: „Ich bitte, des Morgens bei der Probe ist er von der anderen Seite gekommen.“

Damit genug für heute und für längere Zeit!

Franz Tewele.

Wie ich in's Landesgericht kam.

Die Thatsache, daß ich, wenn auch noch so bescheiden, in illustrer Gesellschaft gleich dieser das Wort zu führen wage, wird Ihnen hoffentlich als Bürgschaft dienen, daß ich nie in sehr verfänglicher Weise mit den löblichen Behörden in Conflict gerathen bin, auch dürfte Ihnen mein Name zuweilen „unter dem Strich" unserer gelesenen Tagesblätter vorgekommen sein, und zwar im Romanfeuilleton — ein Romanschriftsteller aber ist, wenn er nicht etwa Tolstoi heißt, immer harmlos, schon gar, wenn er im Weiberrocke ist. Du lieber Himmel, da hab' ich einen gefährlichen Ausspruch gethan, dem die Herren Collegen von der Journalistik gewiß nicht beipflichten, denn ihnen dünkt nichts unheilverkündender, als „die bewaffnete Macht", das heißt, der Blaustrumpf mit der Manuscriptentasche. Doch ich schweife von dem eigentlichen Zweck dessen, was ich Ihnen zu sagen hatte, ab. — Sie waren so freundlich, mich aufzufordern, Ihnen eine kleine Lebensskizze oder ein Feuilleton zu übersenden. Ersteres ist nicht nach meinem Sinn; das Unangenehme mag ich nicht erzählen, weil ich am Durchleben desselben gerade genug hatte, das Angenehme nimmt zu wenig Raum ein, überdies habe ich von Kindheit an nie gerne meine eigene Stimme gehört, nie gerne von mir selbst gesprochen, wozu soll ich mich in meinem alten Tagen auf ein Piedestal stellen und Ihnen etwa von meinen literarischen Kämpfen und Ringen, von meinen Haushaltungssorgen oder gar von meinen Seelenconflicten vorperoriren. Interessant findet man nicht einmal den Waschzettel des seligen Weimarer Geheimrathes, um wie viel weniger den meinigen, und die literarischen Erstlingsversuche gehören stark in die Waschzettelrubrik, der ich nun einmal keinen Geschmack abgewinnen kann.

Anstatt einer Lebensskizze gestatten Sie mir also eine Plauderei, die durchaus nicht die Prätension hat, geistreich oder originell sein zu wollen.

L'art de causer übt mit dem richtigen Verständniß eigentlich nur der Franzose, im Deutschen nennen wir es plaudern und ist es auch ein Zeitvertreib, wenn nicht für die Anderen, so doch für sich selbst. Also fassen Sie sich in Geduld und lassen Sie meine Plauderlaune über sich ergehen.

Viele, viele Jahre lang habe ich in Wien gelebt, ohne zu ahnen, wo das k. u. k. Landesgericht eigentlich gelegen sei, ohne mir über diese Unkenntniß ein graues Haar wachsen zu lassen. Da ereignete es sich plötzlich, daß ein vielgelesenes hiesiges Volksblatt in einen langathmigen Proceß verwickelt wurde, ich war Mitarbeiterin dieses Blattes, und als dessen damaliger Leiter wegen lebhafter Zeitungsangriffe gegen einen vielgenannten Parteiführer eine Zeitlang seiner persönlichen Freiheit beraubt wurde, sah ich mich veranlaßt, den biederen alten Mann in seiner politischen Haft zu besuchen. Ich erfuhr nun, wo das Landesgericht sei, und obwohl ich scheinbar zu den „Energischen im Lande" gehörte, überkam mich ein heimliches Gruseln, als ich an den Polizeisoldaten vorbei durch düstere Gänge mich in dem weitläufigen Bau zurechtfand. Dabei hatte ich immer das Gefühl, als ob einer dieser, mit kurzen Säbeln versehenen Jünger der Gerechtigkeit sich mir an die Fersen heften und mich in eine dunkle Klause sperren werde. Und als nun gar ein knurriger Aufseher mit klapperndem Schlüsselbunde auf meine schüchterne Frage nach dem angesehenen Journalisten, der in seinem Reiche ein kleiner Herrgott zu sein pflegte, mir entgegnete, „der Delinquent" werde gleich erscheinen, da lief mir's eiskalt über den Rücken, und ich habe die freie Gottesluft wohl nie so wonnig eingeathmet, als da ich an jenem schönen Frühlingsmorgen wieder außerhalb des altersgrauen Baues stand.

Das war mein erster Weg in's Landesgericht. Der zweite ist viel persönlicherer Natur gewesen. Vor mehr als zwei Jahren machte eine allerdings schmuck aufgebauschte Notiz des Inhalts, daß in meiner Wohnung ein großer Einbruchsdiebstahl verübt worden sei, in allen Blättern die Runde; leider handelte es sich da um keine Ente, und ich war wirklich die Beschädigte, wie ich zu meinem Schrecken erfuhr, als ich, vom Lande kommend, meine gewaltsam aufgebrochene Wohnung betrat. Auf dem Fußboden in chaotischem Durcheinander lag mein Hab' und Gut zerstreut. Mit Hilfe eines liebenswürdigen Polizei-Commissärs wurde noch zu später Nachtstunde

festgestellt, was fehle, und des nächsten Tages las man sensationelle Berichte der Thatsachen in der Zeitung. Mehrere Monate später wurde die internationale Einbrechergesellschaft, welche dieses und so manches andere Delict begangen, in der ungarischen Hauptstadt dingfest gemacht, und nun begannen meine Pilgergänge in das Landesgericht. Zuerst Protokollaufnahme, eine etwas langweilige Geschichte für Leute, die auf dem barocken Standpunkte fußen, daß Zeit Geld sei, obligates Antichambriren bei dem betreffenden Herrn Rath, dem das zweifelhafte Vergnügen der Zeugenaussage-Protokolle anheim fällt und der zuerst den Herrn Einbrecher X. abthun muß, bevor er für die Entlastungs- oder Belastungszeugen des Herrn Einbrechers Y. Zeit finden kann, dann endlich nach fingerspitzenprickelnder Ungeduld Aufnahme des Protokolls, welches sich dank der eifrigen Bemühungen des Verhörenden zu einer ganz netten Novellette gestaltete, unter die ich meinen Namen setzen durfte, ohne mich bei deren Verfassung absonderlich strapazirt zu haben.

Nach etwa drei Stunden wird der Heimgang möglich; wenige Wochen später abermals ein Weg in's Landesgericht zu erneuter Auskunft. Inzwischen waren einige meiner Effecten, ein Bruchtheil dessen, was mir gestohlen worden, zu Stande gebracht und wurden mir zur Ansicht unterbreitet; es folgten weitere Vorladungen allerlei Auskünfte wegen, man wollte Gewicht und Gattung der geraubten Gegenstände kennen, und ich konnte die diesbezüglichen Fragen nur theilweise beantworten, da ich bis dahin so unvorsichtig gewesen, meinen Besitz nicht abzuwiegen. Durch Schaden aber wird man klug, und nun führe ich Buch über Umfang und Gewicht eines jeden Federstieles. Sie können sich denken, wie voluminös bei solcher Genauigkeit meine Effecten-Inventare sein müssen; nächstens werde ich ein Magazin für dieselben miethen, und füglich sollte der geniale Künstler der Besitzwiegemethode mir den Zins für dieses Local bezahlen, denn ich wäre nie auf den so nutzbringenden Einfall gekommen, der aber doch auch seine kostspielige Seite hat.

Sogar die Photographien der Herren Einbrecher wurden mir vorgewiesen und die Frage an mich gestellt, ob ich das allerdings etwas zweifelhafte Vergnügen ihrer Bekanntschaft habe, was ich leider verneinen mußte.

Jetzt nach zwei und einem Viertel Jahre haben meine Promenaden in's Landesgericht aufgehört, aber die armseligen Ruderas dessen, was man den Klauen der Diebe entrissen, ruhen noch immer bei den Behörden der ungarischen Hauptstadt, obzwar die Schlußverhandlung sich schon längst verjährt; vielleicht komme ich, ehe der

Tod mir die müden Augen schließt, zum dritten Male mit dem Landesgericht in Contact, um mir meine bis dahin glücklich wieder von Trans nach Cis gewanderten Silberlöffel zu holen.

O dieser Einbruchsdiebstahl mit seinem Silberlöffel-Renommée, wie viel Bettelbriefe und Besuche verschämter Armen hat er mir eingetragen! Ja, ja, wenn die Leute vom Edelmetall lesen, gibt es immer Menschen, die wähnen, wer solches in noch so bescheidenem Maße besitze, brauche nur mit dem Aermel zu schütteln, damit es sich ad infinitum vermehre, und aus einem Silberlöffel wird ein Bergwerksantheil in der Phantasie jener Armen, für die der Bruchtheil schon eine Summe repräsentirt.

Max von Weißenthurn.

„Rozsa Sandor!“

Ein schlechter Komödiant, der nicht zwei Stunden Schand' und Spott aushalten kann.“ Dieser alte, bewährte Grundsatz hat sich an mir und meinem künstlerischen Beginnen vollauf documentirt, als ich, ein Jüngling noch an Jahren, im Jahre 1874 im Theater zu Rudolfsheim unter dem Director Benke meine ersten dramatischen Kinderschuhe auszog. Ich war, nachdem ich vorher Geschäftsmann hatte werden wollen, dann ein Jahr die Technik „gehört“ hatte — die Ungehörigkeit dessen leuchtete mir damals noch nicht ein — an das oben genannte Theater engagirt worden, selbstverständlich ohne eine andere Gage, als die der liebe Gott den bekannten Lilien auf dem Felde und den noch bekannteren Vögeln in der Luft gewährt. Mein erstes Debut war als Soldat in „Fiesco“ in einem Paar großer Ritterstiefel des Directors, in welchen ich gehörig imposant auftrat. So schwer es mir die ungewohnte Fußbekleidung machte, die ersten Schritte auf den Brettern waren gemacht, der Director fand — wahrscheinlich wegen meiner rührenden Anspruchslosigkeit — in mir ein „hübsches Talent“, und ich sollte bald größere dramatische Ehren genießen. Es war mir der Gerichtspräsident Graf Raday in Dorn's bekanntem Volksstück „Rozsa Sandor“ zugedacht, und ich bekam in wenigen Tagen schon diese große, wichtige Rolle zum Studium. Ich wollte heute noch den Fleiß besitzen, den ich damals auf diese Rolle verwendete, die ich so gut studirte, daß ich sie heute noch jederzeit spielen könnte. Wir hielten nur eine einzige Probe, mehr konnte das Theater auf ein Stück nicht verwenden. Ich bekam einen Attila, der mir wenigstens um einen halben Meter, und dessen Aermel mir nahezu ebensoviel zu lang waren, und in dessen Falten ich eher einem gestreiften Zebra als

einem Magnaten glich. Albert Kühle, der damals mit an dem Theater wirkte, nahm sich trotz unserer gleichen Jugend väterlich meiner an — so manches Gollasch beim „Weißen Rössel“ in Fünfhaus spendete mir der edle Gönner — und schminkte mir in mein jugendliches Gesicht so schwere Falten, daß ich in meiner ernsten Rolle unendlich komisch ausgesehen haben muß.

Der Theaterfriseur Knelling — der gute Mann lebt noch heute — klebte mir einen „gräulichen“ Bart in's Gesicht, und Graf Raday war fertig. Ich hatte Lampenfieber, daß ich mich fast seekrank fühlte, und ich, der Gerichtspräsident, stand in der Stimmung eines zu Justificirenden hinter den Coulissen. Der Director spielte den Rozsa Sandor, nebstbei bemerkt, war er Liebhaber und schielte so schrecklich, daß sein Partner niemals seinen Blicken zu folgen in der Lage war. Endlich kommt meine Scene; die Bühne stellt den Gerichtshof vor, dem ich präsidire, auf dem grünen Tische steht das Crucifix, vor demselben der Räuberhauptmann. Ich nehme mich zusammen, die Blicke starr auf das Crucifix gerichtet, und beginne folgenden Speech aus meiner Rede würdig, feierlich und gemessen: „Du leugnest, Rozsa Sandor, Du wirst es nicht mehr länger thun, denn Du bist von Deinen Complicen verrathen, mit eigenen Augen sollst Du es sehen, mit eigenen Ohren hören, wie sie über Dich ausgesagt haben . . . . .“ Weiter brauchte ich nicht zu kommen! In meiner Höllenangst hatte ich mich versprochen, „mit Deinen eigenen Augen sollst Du es hören, mit Deinen Ohren sehen!“ Ich verbesserte mich: „mit Deinen Augen sollst Du es Ohren, mit Deinen sehen hören! . . . .“ Das Publicum brüllte, und ein stürmischer Radau durchtobte das Haus, welches ganz aus dem Häuschen war.

Der Director rief mir wüthend zu: „Jeh'n Se ab, Se Viech!“

„Es geht ja nicht,“ erwiderte ich, „ich habe ja noch Wichtiges zu reden!“

„Jeh'n Se ab, sonst erschlage ich Sie!“

Nun wählte ich den glänzendsten Abgang und schritt stolz, umtost von dem Gebrüll des ungeheuer amüsirten Publicums, „Mitte ab!“

Hinter der Bühne brach ich in Thränen aus, aber da tröstete mich der wieder besänftigte Director und sagte, indem er mir das Spielhonorar von fünfzig Kreuzern überreichte: „Weinen Se nich, da haben Se fünfzig Kreuzer uff'n Nachtmahl. Sie haben ja Ihre Sache janz vortrefflich jemacht, und wenn Se nich so dumm jewesen wären, Ihr Versprechen am Theater verbessern zu wollen, hätten Se nach dem Jerichtsact — vielleicht einen Applaus bekommen.“ Ich war

wieder hoch erfreut, betrachtete das Versprechen als nicht geschehen und den Applaus als pünktlich empfangen und ward wieder guter Dinge.

Ich bekam sogar bald eine neue Rolle, und zwar in einer Posse, und hatte auch ein Soldatenlied zu singen. Sei es, daß mein „vollendetes Spiel" oder mein unfertiger Gesang solchen Effect machte, nach der Vorstellung kam der in Theaterkreisen noch heute hochgeschätzte Herr Dehner zu mir und fragte:

„Wie heißen Sie?"

„Ichhäuser!"

„Sie haben Talent!"

„Bitte sehr? . . . ."

„Adieu!"

Diese Conversation gab mir Stoff zur Verwunderung, ich wußte nicht, was der Herr gewollt, aber wenige Tage darauf war mir Alles klar. Ich bekam einen Contract — einen wirklichen Vertrag — zur Possen-, Operetten- und Lustspielstagione des Herrn Directors Dietz nach Groß-Kanizsa mit fl. 28 Monatsgage und fl. 14 Baarvorschuß. Hei, wie das lachte! Mit diesen und meinen bescheidenen Stimmmitteln ausgerüstet, bewies ich, daß ich schon ein wirklicher Schauspieler sei. Ich ging aus Rudolfsheim — leider ohne Vorschuß — durch. Mit dem gemischten Zuge und gemischten Gefühlen kam ich in meinem Engagement an, und nun — doch da erzähle ich nichts mehr. Seit 1878 bin ich in Wien, und was allda mir passirt, das zu erzählen ist nicht meine Sache. Jedenfalls habe ich mein „Versprechen" von Rudolfsheim gehalten, ich blieb der Kunst treu und hoffe, daß auch sie mir treu bleibt für lange, lange Zeit! . . . .

Joseph Josephy.

Zwei Besuche bei Friedrich Hebbel.

Die Kleinigkeit von genau vierzig Jahren liegt dazwischen. Es war am Ausgang der Gymnasialstudien, welche mich mit Franz Nissel auf den Bänken des Schottengymnasiums zusammengebracht hatten, räumlich und geistig — natürlich saßen wir auf der ersten Bank als die Allerersten, denn anders hätte es unser jugendlicher Ehrgeiz nicht gelitten — aber er trieb uns auch zu Allerlei, was für die Schulbank nicht recht passen wollte, noch dazu in den Zeiten des Belagerungszustandes und der hereinbrechenden Concordatsdämmerung. Die Schuld oder wenigstens die Mitschuld daran trug kein Anderer, als unser geistlicher Professor, Pater Othmar Helferstorfer, der nachmalige Abt und Landesmarschall. Er fand merkwürdigerweise für die Aufgaben aus der Poetik äußerst verfängliche Themata, welche auf die junge Phantasie, in der es noch vom Revolutionsjahre her wetterleuchtete, höchst verführerisch wirken mußten.

So entstand manches revolutionär stürmende Gedicht, welches wir mit sorgloser Naivetät auf das Pult des Professors hinlegten, ohne zu bedenken, wie viele jugendliche Brauseköpfe damals für weit weniger Schlimmes entweder unter's Militär oder gar auf die Festung gethan wurden. Pater Othmar aber hatte für solche poetische Allotria gewöhnlich nur ein Schmunzeln, welches man als ein wohlgefälliges hätte nehmen können, und manchmal, wenn ihm das eine oder das andere besonders aufzufallen schien, erbat er sich noch eine Abschrift davon, „für mich persönlich", wie er dann hinzuzusetzen pflegte.

So geriethen wir auf die curioseste Art, unter geistlicher Leitung, in eine weltstürmerische Tendenzpoesie hinein, die uns auf gemeinsamer Bahn weiter und weiter führte, bis nach wenigen Monaten ein fünfactiges Compagnie-Trauerspiel fertig vor uns lag, mit dem lapidaren Titel: „Die Inquisitoren".

Es behandelte einen aus dem eigenen Schoße der Inquisition hervorgehenden Erhebungs- und Vernichtungsversuch gegen das Glaubenstribunal, und ein „Reform-Inquisitor" war der Held unseres Trauerspieles. An die Möglichkeit einer Aufführung in Wien unter den herrschenden Verhältnissen zu denken, so weit ging selbst die Erstlingsautoren-Naivetät nicht, denn es kamen darin etliche Dominikaner, ein Jesuit und ein die monarchistische Autorität äußerst bedenklich compromittirender König vor, eine Gesellschaft also, welche sich durch ihre innere und äußere Qualification von Vorneherein um alle Wiener Bühnenmöglichkeit gebracht hatte — trotz der Patronanz des Serbengenerals Stratimirovich, welcher, gerade noch in den fraglichen Nimbus des „Magyarenbesiegers" gehüllt, sich für das Stück lebhaft zu interessiren vorgab und emphatisch versicherte: „Wenn wir auch nicht Woiwode von Serbien werden konnten (was der angebliche Traum seines Condottieri-Ehrgeizes gewesen war), so werden wir doch noch ein Stück im Burgtheater durchbringen können!" Wir lächelten still in uns hinein und dachten, daß es dem kühnen Manne doch noch ein Leichteres gewesen wäre, zur serbischen Woiwodschaft zu gelangen. Wir behielten auch selbstverständlich Recht.

Für Wien zum Mindesten also hatten wir resignirt und uns nur auf die platonische Genugthuung beschränkt, überhaupt Etwas zu Stande gebracht zu haben, was uns manches charakteristische Urtheil von Fachleuten eintrug. Laube erklärte das Trauerspiel für ein „starkes Stück" (in seiner Sprache hieß das bekanntlich „theaterkräftig"), wie er es bei so jungen Leuten gar nicht erwartet hätte — ich war 18, Nissel 19 Jahre alt — aber es sei doch „unnützes Zeug, weil ja an eine Aufführung nicht zu denken sei, und es sei eine Jugendeselei, etwas zu schreiben, was keinen Zweck habe". Friedrich Halm, der Lieblingsdramatiker der Frauen, die für seine „Blumensprache" schwärmten, fand „Handlung und Charaktere sehr originell, die Bühnenkenntniß außerordentlich" — nur „die Poesie der Sprache" lasse Einiges zu wünschen zu übrig, wogegen die Busenfreunde Halm's, die beiden Rettich, die „Sprache" überraschend kräftig und von schöner Einfachheit nannten, auch für die Charakterzeichnung viel des Lobes hatten, von ihrem schauspielerischen Standpunkte aus aber in der Action und der Scenenführung noch den „Mangel genügender Bühnenkenntniß" empfanden. Solche erheiternde Gegensätzlichkeiten und Widersprüche, welche sich aus der Eigenart der kritisirenden Persönlichkeiten ergaben, kamen uns noch einige vor und trugen eben nicht viel bei, uns zu einem harmonischen Gesammtergebnisse der verschiedenen Urtheile gelangen zu lassen.

In desto bangerer Begier trachteten wir mit unserem Stücke zu Friedrich Hebbel vorzudringen und von ihm eine Meinungsäußerung zu erlangen. Wie nach seinem Tode in der Literaturgeschichte, so auch damals in der lebendigen literarischen Zeitgenossenschaft ragte Hebbel als ein gigantischer Einzelfels empor, ohne Anlehnung an andere Bergeshöhen und ohne Ausläufer, schwer nahbar und noch weniger erklimmbar scheinend. Etwas von dem mystischen Banne eines Großkophtathums umschauerte ihn, hinter welchem zwar, wie die in's Innere Zugelassenen und Eingeweihten versicherten, eine liebenswürdige Menschlichkeit lebte, das aber auf die Fernstehenden, noch dazu, wenn es schüchterne, junge Leute waren, just nicht ermuthigend wirken konnte. Man kann sich's also leicht vorstellen, mit welch ängstlicher Beklommenheit und welchem Herzklopfen wir die Thürglocke bei Hebbel gezogen, als uns freundliche Verwendung die Gunst erwirkt hatte, ihm das Erstlingswerk unterbreiten zu dürfen. Wir mußten all unsere Courage zusammennehmen, um dem „Herein!" des Gefürchteten Folge zu leisten — und nun standen wir vor ihm. Die hagere Gestalt mit dem zugleich harten und weichen Blondgesicht, das auch etwas von einer sonnenumschienenen Felsspitze hatte, war uns im Schlafrock entgegengetreten, und wir hatten in jugendlicher Unbedachtheit die unwillkürliche Bewegung des Handreichens gemacht, die er aber nicht zu bemerken schien, denn er wies uns nur seinerseits mit stummer Handbewegung auf ein Sopha hin und nahm uns gegenüber Platz. Eine schwüle Pause folgte. Wir selbst wagten nicht, das Gespräch zu eröffnen, und er schien unsere Anwesenheit vergessen zu haben; er hatte ein Federmesser vom Tische genommen und schnitt sich die Nägel. Endlich mochte er sich doch wieder unserer Anwesenheit erinnert zu haben und begann in seiner breitgedehnten nordischen Sprechweise:

„Also Sie Zwei haben ein Stück geschrieben? Das ist ein Ding der Unmöglichkeit — warum? kann ich Ihnen nicht sagen, weil Sie das noch nicht verstehen."

Nach dieser ungemein aufmunternden Einleitung fragte er uns, welchem Berufe wir uns zu widmen gedächten, und auf unsere zaghafte Erwiderung, daß wir es mit der Schriftstellerei versuchen wollten, fuhr er förmlich entrüstet auf und putzte uns ordentlich zusammen.

„Schiller hatte doch Beruf," meinte er mit einer gewissen wohlwollenden Anerkennung, „und welche materielle Lebenskämpfe hatte er durchzumachen! Nur Genies sollten sich der Schriftstellerei ganz widmen, und ein Genie wird in einem Jahrhundert nur einmal ge-

boren.“ Dann rieth er uns zur Beamtenlaufbahn, weil Oesterreich jetzt „das Eldorado der jungen Leute sei“, eine Lobpreisung des Bach-Kempen-Thun'schen Oesterreichs, welche uns aus dem Munde des Dichters ganz eigenthümlich mißtönig klang. Und alsbald das Gespräch zu Ende lenkend, schloß er mit den etwas orakelhaft dunklen Worten, auf das ihm soeben übergebene Manuscript deutend: „Ueber das Stück selbst kann ich Ihnen noch nichts sagen, weil es noch vor mir liegt und ich es noch nicht gelesen habe.“ Das hörte sich an, als hätten wir ihm zugemuthet, mit einem einzigen, durchdringenden Seherblick durch den Manuscriptdeckel hindurch den ganzen Inhalt herausgeschöpft und in sich aufgenommen zu haben.

Wir empfahlen uns in nicht sehr gehobener Stimmung und bereuten schon, uns diese überflüssige Pein bereitet zu haben.

So ließen wir denn auch Wochen verstreichen und schoben es von einem Tag auf den anderen hinaus, uns zur Anhörung des in so unabwendbare Aussicht gestellten literarischen Todesurtheils zu melden. Aber endlich mußte es doch sein, und mit einem wahren Verzweiflungsmuthe klopften wir ein zweites Mal an Hebbel's Thür. Wir traten ein und — er selbst, aber doch ein Anderer — o wie ein ganz Anderer kam er auf uns zu, uns beide Hände entgegen streckend und uns zu sich auf die Sitze niederziehend. Ja, das war die liebenswürdige Menschlichkeit, von welcher die Eingeweihten immer gesprochen hatten.

„An und für sich,“ knüpfte er an das erste Gespräch an, „kann ich nur wiederholen, daß ich eine Dichtung zu Zweien für ein Ding der Unmöglichkeit halte. Denn“ — wir galten offenbar schon für fähig, seine Motivirung zu verstehen — „so wenig sich zwei Männer zusammenthun können und sagen: Wir Beide wollen ein Kind in die Welt setzen, ebensowenig können zwei Dichter ein Stück machen. Aber merkwürdig gemacht, das muß ich gestehen, ist es. Die Figuren,“ er vermied absichtlich das Wort „Charaktere“, „sehr gut und in scharfen Umrissen gezeichnet, die Handlung effectvoll geführt, die Sprache einfach und ungekünstelt, ich bin überzeugt, das Stück müßte auf jeder Bühne seine Wirkung thun.“ Nur die „Urwüchsigkeit“ fehlte ihm ein bischen, was bei ihm, der doch ganz und gar in der „Urwüchsigkeit“ wurzelte, wohl nicht Wunder nehmen durfte. Und er schloß: „Fahren Sie auf dem Wege fort, und ich bin überzeugt, wenn wir uns einmal wieder begegnen, wird's zum gegenseitigen Vergnügen sein.“

Noch ein herzlicher Händedruck und wir schieden von ihm — taumelnd, völlig beseligt. Der Contrast dieser zwei Besuche war der

stolzeste Erfolg, den wir mit unserem Stücke hatten. In Einem jedenfalls hat sich dasselbe zu seinem Vortheile von anderen Erstlingstrauerspielen unterschieden. Es ist nicht einmal ein sogenanntes „Buchdrama" geworden, sondern ein Schriftdrama geblieben. Wir haben es niemals drucken lassen, es liegt heute noch als vergilbtes Manuscript in der Schreibtischlade.

Sigmund Schlesinger.

Erinnerungen.

Dort, wo der Rhein seinen Lauf entschieden nach Norden wendet, liegt die alte Handelsstadt Basel, mein Geburtsort. Wie selten finden wir unter der großen Schaar der Bühnenkünstler einen Schweizer! Der harte Schweizer Dialekt ist wohl eine Hauptschwierigkeit, die schwer zu überwinden ist, dann vielleicht auch der etwas nüchterne Sinn meiner verehrten Landsleute, die nicht sonderlich für's Theater schwärmen. Trotzdem findet man den Dilettantismus im höchsten Grade vertreten, und fast kein Sonntag vergeht ohne Vereins-Vorstellung.

Schon in der frühesten Jugend zeigte sich bei mir Lust und Freude an allen Schaustellungen. Alles wurde copirt; waren es nun das Münchener Kasperl-Theater oder die Ausrufer an den Meßbuden. Ein hübsches Puppentheater war unsere größte Freude. Wie oft gab ich mit meinen Brüdern Vorstellungen gegen das hohe Eintrittsgeld von zwei Centimes, welches von unseren Freunden für den hohen Kunstgenuß gern bezahlt wurde. Je mehr Casse gemacht war, desto mehr Rothfeuer gab's zum Schluß; der jeweilige Knalleffect unserer sämmtlichen Aufführungen. Schon war damit der Keim in die junge, ahnungslose Seele gelegt, der bald mächtige Wurzeln trieb, allein langsam, sehr langsam sich in Blätter und Blüthen entfaltete.

Mein älterer Bruder war ein completer Theater-Enthusiast, der mit Gewalt ein großer Sänger werden wollte. Er gründete mit einigen Freunden einen Verein, der „Globus" getauft wurde, um sich jetzt schon für die zukünftige große Carrière einzuspielen.

Ich wurde aus Gnaden aufgenommen, da ich erst 14 Jahre

zählte, die Gründer aber schon deren 16. Die erste Vorstellung fand bei uns zu Hause auf der Terrasse statt. Gegeben wurde „Eine Partie Piquet", worin mir der Liebhaber zufiel. Das Theater hatte ich aus Papier, Tapeten und Vorhängen verfertigt, ein dunkles Fensterrouleau bildete den Vorhang.

So ging's weiter. Jedes Jahr wurden zwei oder drei Vorstellungen gegeben, jedes Jahr wurde das Local gewechselt, bis wir zuletzt im größten Saale der Stadt angelangt waren und gegen ziemlich hohes Eintrittsgeld auftraten. Die Schuljahre waren unterdessen verflossen, und ich entschied mich, Decorationsmaler zu werden.

Der Theaterbesuch begann, und die Galerie zählte mich zu ihren eifrigsten Besuchern. Bald sollte ich auch mit den Künstlern in nähere Beziehungen treten.

Mein Vater war Schuhmacher und hatte ein gutes Geschäft; was Wunder, daß auch die ersten Kräfte des Theaters bei ihm arbeiten ließen. Eines Tages erhielt ich nun den Auftrag, dem Heldenspieler Z. mit einer unterschriebenen Rechnung einen Besuch abzustatten. Wie gern ich den Auftrag übernahm, kann sich Jeder denken, der weiß, was es heißt, einem verehrten Künstler unter irgend einem Vorwande einen Besuch machen zu können. Mein Vorwand war nun allerdings nicht der angenehmste. Ich wählte zu meinem Besuch den Sonntag Vormittag. Mit angstklopfendem Herzen stieg ich die zwei Treppen zu seiner Wohnung empor, klopfte sachte an, ein kurzes „Herein" erschallt; ich öffne und stehe in einem Salon, der förmlich mit Lorbeeren tapeziert ist. Kein Mensch anwesend; ich bestaune die mit so viel Ruhm bedeckten Wände, als ein „Wer ist da?" aus dem nächsten Zimmer erschallt. Ich erwidere, daß ich vom Schuhmacher geschickt sei, um alte Schulden einzutreiben.

„Kommen Sie näher, mein Freund," sagte er.

Ich trete ein und erblicke unseren Adonis im Bette liegend, bleich und übernächtig um elf Uhr Morgens.

„Also was wollen Sie?"

Ich präsentire meine Rechnung.

„Was? Das ist noch nicht bezahlt!" sagte er. „Merkwürdig! Ich habe doch bereits vor vierzehn Tagen dem Theaterdiener das Geld gegeben."

Ich bedauerte, nichts erhalten zu haben.

„Ah, lassen Sie nur! Ich werde ihn ordentlich vornehmen ꝛc. Also gehen Sie, mein Freund, morgen haben Sie Ihr Geld."

Ich verabschiedete mich, bat um Entschuldigung, er möge mir verzeihen, daß seine Atlasschuhe noch nicht bezahlt seien, und empfahl

mich. Vierzehn Tage später stand ich wieder vor ihm, er lag wieder zu Bett, ich forderte abermals, er wollte mich zur Thür hinauswerfen, allein das war nicht so leicht; ich drohte mit dem Gerichte, und schließlich bezahlte er. Sechs Jahre später war ich sein Nachfolger am Stadttheater in Salzburg. Ironie des Schicksals!

Meine zweite Bekanntschaft mit dem Theater war amüsanter. Eines schönen Winterabends half ich unser Geschäft schließen, als plötzlich der Theaterdiener mit eiligen Schritten auf mich losstürzte mit dem Ausrufe:

„Retten Sie uns!“

Ich blicke erstaunt um und frage, was er will.

„Kommen Sie sofort mit und bringen Sie so was mit, womit man Knöpfe zumachen kann.“

Ich nehme einen Knopfhaken und war gerüstet.

„Was gibt's denn?“ frage ich geheimnißvoll.

„Der Lohengrin bekommt die Schuh' nicht zu!“ schreit er verzweiflungsvoll.

Er führte mich in die Garderobe, Lohengrin stand halb angekleidet, eine Gruppe von zwanzig Menschen um ihn herum, der Beneficiant Baritonist Blaue in ungeheuerer Aufregung, und keiner konnte ihm die Panzerschuhe zumachen. Die Ouverture sollte beginnen, endlich erschien ich als rettender Engel, knöpfte die Panzerschuhe, und Alles athmete auf. Der Beneficiant schüttelte mir die Hand, und ich war stolz, Lohengrin gerettet zu haben; es war sogar ein Kammersänger, dem ich auf die Strümpfe geholfen hatte. Zum ersten Male hatte ich die Coulissenluft geathmet und war selig. Allerdings imponirte mir der Schwan von draußen weit mehr, als in der Nähe, so viel hatte ich in der Eile noch gesehen.

In allernächste Berührung mit den Brettern brachte mich das Gastspiel einer französischen Gesellschaft, welche „Die Reise um die Erde in 80 Tagen“ während des Schützenfestes darstellte.

„150 Statisten werden gesucht!“ war in der Zeitung ausgeschrieben. Das war etwas für verschiedene unserer Vereinsmitglieder, und eines Abends meldeten wir uns an. Da wir unentgeltlich mitwirken wollten, wurden wir vorgezogen. Ich hatte meine Aquarellfarben mitgenommen, und nun richteten wir uns so schön oder scheußlich wie möglich her. In feierlichem Zuge zogen wir langsamen Schrittes über die Bühne, die unter den schweren Tritten des Elephanten, der die Aouda trug, bedenklich knackte. Später hatten wir die Ehre, als Indianer von den Amerikanern erschossen zu werden und mit möglichster Kunst die Riesentreppe hinunter zu

kollern, was dem Publicum immer die größte Freude bereitete. Es war mein erstes Debut und — fiel gut aus.

Im Sommer 1880 ging ich als Decorationsmaler auf die Wanderschaft und fand in Frankfurt am Main Stellung, in der ich ein halbes Jahr verblieb. Mein Weg führte mich nun nach der alten Kaiserstadt Wien, wo ich die Akademie besuchen sollte; allein statt die Technik des Pinsels zu üben, studirte ich deutsche Sprache, Mimik und Plastik. Ich legte Pinsel und Palette hin und ging in die Grév'sche Theaterschule, wo ich bald unter dem Namen Ravenstein ein Liebling der Besucher wurde. Mein erstes Engagement war Klagenfurt, dann Salzburg, von da kam ich an das neugegründete „Deutsche Theater" in Berlin, dem ich sieben Jahre angehörte. Wiederum führt mich nun der Weg nach dem kunstsinnigen Wien, und ich hoffe, daß es mir auch jetzt gelingen wird, die Anerkennung dieses liebenswürdigen Publicums zu erobern.

Otto Eppens.

Neue Richtung.

Aus meinem Leben soll ich schreiben?
Ich kann mich nicht dazu gewinnen.
Ein Keimen, Blühen, Knospentreiben,
Ein stetes Drängen ohne Bleiben
Läßt mich mein Leben erst beginnen!

Was vordem war, das ist vergangen;
Kein Streben war's nach höherm Ziele,
Kein Wunsch, dem Wahren nachzuhangen;
Ich bin nur stets die Bahn gegangen,
Die vor mir schon beschritten Viele.

Wen mag es, frag' ich, deshalb schieren,
Das Dutzendschicksal, das ich hatte:
Heut' klagen, morgen triumphiren
Und künstlerisch irrlichteliren,
Galan der Muse — nicht ihr Gatte! —!

Nun aber will mit Glast und Prangen
Ein neues Leben mir erscheinen!
Mir ist — — der Knopf erst aufgegangen;
Wird man „Aus meinem Leben" dann verlangen,
Werd' ich den Wunsch wohl nicht verneinen!

Victor Léon.

Eine Unbekannte.

Ich kann sie nicht vergessen!

Eine echte Künstlerseele, entzückt für alles Schöne und Wahre! Eine so vortreffliche Künstlerin und doch so klanglos und brodlos aus der Welt geschieden!

Ihr Grab auf einem ländlichen Kirchhofe, ganz vergessen und versunken, von keiner lieben Hand gepflegt und geschmückt, trägt nur ihren Taufnamen: „Theresia, Schauspielerin. Geboren 1808, gestorben 1878."

Ihren Zunamen kannte Niemand. Auf dem Theaterzettel hieß sie nur „Frau Theresia", und für uns Alle war und blieb sie „Die liebe Frau Therese".

Als ich zu der Wandertruppe kam und „Frau Therese" kennen lernte, war sie schon ein siebzigjähriges, siechendes Mütterchen, welches bei unserem Director das Gnadenbrod aß. Er kannte sie in ihren früheren Jahren, und trotzdem sie schlecht böhmisch sprach, da sie sich von ihrer Jugend auf nur in Deutschland aufhielt, und ihres Alters wegen nur in kleinen Rollen beschäftigt sein konnte, zahlte er ihr dennoch eine Monatsgage von zwanzig Gulden; für das Sterben zu viel — für das Leben zu wenig!

Ich muß gestehen, daß diese erste und vielleicht auch letzte aufrichtige Freundin in meinem Theaterleben einen unverlöschlichen Eindruck auf meine künstlerische Ausbildung ausgeübt hat, sie mußte in der Jugend viel gelernt haben, denn sie kannte die ganze Weltliteratur, sprach vorzüglich englisch und französisch und bereiste die ganze alte und neue Welt. Und sie wußte so Vieles aus ihrem sturmbewegten Leben zu erzählen! Wie es mir nur die Zeit erlaubte, lief ich zu meinem „Mütterchen", so nannte ich sie, um mit ihr ein wenig plaudern zu können.

Als die Gicht und der Marasmus sie auf das Krankenlager warfen, eilte ich jeden Tag nach der Probe zu ihr, um sie zu pflegen, ihr Arzneien zu holen und ihr das kärgliche Essen zu besorgen. Ihr Geist war gesund, jung, frisch, strahlend, der Körper aber einem langsamen Siechthum verfallen. Zwei Aerzte aus dem Städtchen, wo wir unseren Musentempel aufgeschlagen hatten, habe ich consultirt, und beide gaben mir dieselbe Antwort:

„Helfen können wir nicht, aber vielleicht ein wenig erleichtern!“

Und so saß ich jeden Tag am Bette bei dem „Mütterchen“ und tröstete sie. Sie wußte aber ganz genau, daß es der Anfang vom Ende sei, und sagte mir eines Tages traurig lächelnd:

„Nur keine Hoffnungen, mein Kind! Die sind im menschlichen Leben dasselbe, was in der Medicin das Morphium: es hilft nichts, es stillt nur die Schmerzen. Hoffnung ist das Morphium für die Schiffbrüchigen im menschlichen Ocean!“

Ich erzählte ihr alle lustigen Geschichten, die sich in der Probe oder im Städtchen zugetragen haben, um sie aufzuheitern, besonders aber wandte ich meine ganze Beredsamkeit auf, sie zu bewegen, mir einmal ihren wahren Namen zu sagen. Eines Tages fand ich mein Mütterchen besonders aufgemuntert. Sie hatte eine schmerzlose Nacht gehabt, und ihr Auge strahlte in jugendlichem Feuer.

„Ihr seid heute wohl, Mütterchen, nicht wahr?“ waren meine ersten Worte, als ich mich auf ihr Bett setzte.

„In der That, ich fühle mich heute so leicht, so frisch, daß ich im Stande wäre, die Maria Stuart zu spielen,“ sagte sie lächelnd.

„Ach, Mütterchen, wie würde das Publicum der alten lieben Frau Therese klatschen! Aber aufrichtig gesagt, Mütterchen, als Sie vor Jahren Maria Stuart wirklich spielten, nannten Sie sich gewiß nicht Frau Therese. Wollen Sie mir denn niemals Ihren wahren Namen, unter welchem Sie Ihre größten Triumphe gefeiert haben, verrathen?“

Frau Therese neigte das Haupt; ihr Auge starrte ein Weilchen nachdenklich in die Luft, dann antwortete sie in ernstem, ruhigem Tone: „Nein!“

Ich schwieg. Nach einigen Minuten tiefsten Stillschweigens begann sie zu sprechen.

„Für die jetzige Welt bin ich eine Null — nenne mich also Therese Null! Uebrigens erinnere ich mich nicht mehr aller meiner Namen, deren ich mich in meinem Künstlerleben bedient habe. Ich weiß nur, daß ich in Amerika einmal „Frl. André“, das andere Mal „Frl. Santen“ oder auch „Frl. Rose“ hieß und daß ich in Deutsch-

land die Namen „Fischer“, „Wagner“, „Stetter“ so oft wie meine alten Hüte geändert habe!“

„Aber aus welchem Grunde, Mütterchen?“ fragte ich ganz erstaunt.

Nach einer langen Pause, während welcher sie den heftigsten Kampf, den ich deutlich aus ihren Zügen lesen konnte, kämpfte, erwiderte sie schmerzlich:

„Weil ich häßlich war!“

Ich wollte etwas einwenden, aber sie fiel mir schnell in's Wort:

„Ja, ja, häßlich! Jetzt merkt man es nicht, nicht wahr? Mein Kind, im Alter werden alle Leute schön! Das Alter verschönert den Menschen! Auch mich verschönern jetzt diese Furchen, aber in meiner Jugend haben diese Runzeln mein Talent beinahe erstickt und mein Glück erbarmungslos vernichtet! Ich wollte nicht, daß die Leute schon vorher, ehe sie mich spielen gesehen, sagen: „Frl. Fischer? Ah, die soll recht gut spielen, aber soll abschreckend häßlich sein!“ Ich wollte nicht, daß sie es sagen; denn ich war damals jung, und trotz meiner Häßlichkeit blieb ich das Weib, welches immer ein wenig selbstgefällig ist. Mein Kind, diese Schwäche in jungen Jahren ist begreiflich und verzeihlich, und darum hieß ich in der anderen Stadt — „Frl. Wagner“.

„Und hat es Ihnen, Mütterchen, genützt?“ fragte ich schüchtern und leise.

„Nicht im Mindesten, mein Kind!“ antwortete sie mit wehmüthig-trauriger Stimme. „Ich kam — ich spielte — ich gefiel, mein Talent und Temperament trug mich siegreich über dieses Hinderniß hinweg, aber ich las doch den zweiten Tag zwischen den Zeilen der Zeitungen und aus allen Gesichtern die für mich so unheimlich klingenden Worte: „Schade, daß sie so häßlich ist!“ — Und diese Worte haben schließlich meine K u n s t und mein ganzes L e b e n vergiftet!“

Frau Therese sprach die letzten Worte in wehmüthigem Tone; in ihren Augen erglänzten helle Thränen, und ich mußte meine ganze Kraft aufbieten, um die meinigen im Halse zu ersticken. Sie sah es, überwand schnell ihre Schwäche, küßte mich auf die Stirn und sagte:

„Danke inbrünstig dem Gott, mein Kind, daß Du hübsch bist, daß er Dir noch dazu das Talent, den Verstand und ein gutes Herz gegeben hat, Du wirst Deinen Weg machen!“

„Ach, die S c h ö n h e i t ist nicht Alles, mein Mütterchen,“ antwortete ich schnell, „die K u n s t steht höher!“

„Höre, mein Kind, ich will Dir etwas sagen," fing sie, indem sie sich mühsam auf dem Lager aufrichtete, eifrig zu sprechen an. „Ja, die Kunst steht höher, Du hast Recht! Aber die dramatische Kunst, die ein Product alles Schönen ist, muß auch durch die Schönheit des Körpers auf der Bühne wirken. Schönheit des Geistes und Schönheit des Körpers sind die Hauptbedingungen der reproductiven dramatischen Kunst. Wo eines fehlt, ist keine Harmonie möglich! Classische Rollen beanspruchen für sich auch die classische Schönheit des Gesichtes und der Gestalt! — Ich besaß leider beides nicht, und das Talent allein konnte mich nicht retten! In diesem ewigen Kampfe gegen diesen angeborenen Fehler erlahmte schließlich meine Kraft, so daß ich mich in meinem fündundzwanzigsten Jahre entschloß, Mutterrollen zu spielen!"

„Aber in diesen Rollen, Mütterchen," sagte ich zu ihr, um sie zu trösten, „sind Sie unübertrefflich gewesen!"

„Nicht schlecht," erwiderte sie mit dumpfer Stimme, „aber doch nur mittelmäßig! Mir aber genügte es nicht, in einem Fach mittelmäßig zu sein, wenn ich in einem anderen Großes leisten konnte! Das Alles verbitterte mein künstlerisches Leben in dem Maße, daß ich in keinem Engagement mehr aushalten konnte, von Stufe zu Stufe immer tiefer sank, bis ich an's Ende aller Dinge angelangt bin und bei unserem Director — das Gnadenbrod essen muß!"

Sie schwieg! Ihr Geist schien noch einmal ihr ganzes Leben so voll an Enttäuschungen und Entbehrungen durchzuleben. Ihre Augen starrten leblos vor sich hin, ihre Hände, wie zum Gebet gefaltet, lagen auf ihrer schwerathmenden Brust, und ihre bleichen Lippen bewegten sich.

Ich wagte es nicht, diese heilige Stille zu unterbrechen, ich betete im Geiste mit ihr — für sie! Nach einer Weile athmete sie tief auf. Ich ermuthigte mich und fragte sie ganz leise:

„Für wen beteten Sie soeben, Mütterchen?"

„Für Dich, mein Kind, damit der liebe Gott Deine Schritte auf einen besseren Weg, als den meinen, lenken möge!"

„Ich vertraue ihm! Ach, Mütterchen, Sie sind so erfahren in der Kunst, geben Sie mir einen Rath, helfen Sie mir aus dem Wirrsal, in dem sich meine Seele und mein Kopf befindet! Was soll ich thun, um in der Kunst Großes zu leisten?"

„Suche die Wahrheit!" fiel sie mir schnell und kurz in's Wort. „Alle großen Dichter, Maler, Künstler der früheren und

der Jetztzeit haben nach der Wahrheit getrachtet. Auf allen Gebieten sucht man sie! Studire nur die Geschichte! Alle Künstler, die wirklich groß in ihrer Kunst waren, waren Wahrheitsstreber! Lebe Deine Rolle auf der Bühne durch; lebe das Leben der Menschen, weine wie sie, jauchze wie sie, sterbe wie sie und thue das Alles ohne künstlerische Zuthaten, einfach, echt, wahr — und Du hast das große Ziel erreicht!"

Voll heiliger Furcht stand ich vor ihr! Sie kam mir wie ein Prophet vor, der für seinen Glauben stirbt, und in meine junge Seele prägten sich unvergeßlich ihre Worte ein: „Suche die Wahrheit!" . . .

Inzwischen wurde es finster in dem Stübchen.

Es war Zeit, in das Theater zu gehen. Ich näherte mich ihr, um mich von ihr zu verabschieden, meine Hand berührte ihre Stirn, sie war in Schweiß gebadet. Ich erschrak. Ihre Wangen waren gelb, und ihre Augen glänzten unheimlich.

„Ist Euch nicht wohl, mein Mütterchen?" fragte ich ängstlich.

„Nein! Mich überkam nur eine Schwäche, eine Schwäche, die mir aber wohl thut. Der Mensch entrückt der irdischen Scholle und fühlt sich so leicht, als ob er Flügel hätte, hinauf gegen den Himmel zu schweben. Geh' nur in's Theater, mein Kind, und spiele die Louise. Ich will unterdessen schlafen."

Ich küßte sie, sie drückte mich in stummer Umarmung an ihr Herz, sah mich lange an und entließ mich mit den Worten: „Heute will ich gut und lange schlafen!"

Ich eilte in das Theater. Obzwar ich damals noch keine Autokritik besaß, kann ich dreist behaupten, daß ich niemals so innerlich, so wahr meine Rolle spielte, als an diesem Abend. Wirkliche, heiße Thränen weinte ich, denn ich dachte in einemfort an das arme Mütterchen, welches ganz verlassen in ihrem armen Stübchen vielleicht langsam hinstarb. Ein beängstigendes Gefühl bemächtigte sich meiner, und ich konnte nicht das Ende des Stückes abwarten.

Auf einmal vernehme ich hinter den Coulissen (ich stand eben auf der Bühne und hatte gerade meine große Scene mit der Lady Milford) ein eifriges Gespräch und ein Hin- und Herlaufen. Ganz mich vergessend, schleuderte ich in größter Hast die letzten Worte meiner großen Rede der Milford zu und stürzte hinter die Coulissen mit dem verzweifelten Ausruf:

„Sie ist todt, nicht wahr? Mein Mütterchen ist todt?"

Eine Grabesstille war die Antwort meiner Collegen.

Sie alle liebten „die alte Therese" wie ich, und ihr plötzlicher

Tod machte sie sprachlos. Das Stück wurde mühsam zu Ende gespielt, und nach dem Theater begaben wir uns Alle mit unserem Director an der Spitze in ihr Stübchen.

Da lag sie hingestreckt, lautlos, stumm, kalt; mir schien, als schwebe eine Gloriole um ihr sanftes Antlitz. Ich warf mich schluchzend auf das Bett.

„Nein, nein! Du warst nicht, Du bist nicht häßlich, Mütterchen! Dich verschönert noch im Tode die Kunst, für die Du gelebt und gelitten hast . . .“

Nachdem wir mit ihrem Jugendfreund, dem Director, ihr die Augen zum ewigen Schlaf zugedrückt hatten, verließen wir Alle stumm und leise das arme, kleine Stübchen.

Als ich aber in der Thür stand, wandte ich mich unwillkürlich noch einmal um, und da schien es mir, als ob das Mütterchen die Augen aufgeschlagen hätte. Ja, ich sah, wie sich ihre bleichen Lippen bewegten, und ich hörte ganz deutlich die Worte: „Suche die Wahrheit!“

Ich stürzte zu ihr.

„Sie ist nicht todt!“ rief ich, „sie sieht mich an, sie spricht zu mir!“

Doch es war eine Täuschung meines erregten Gemüthes. — Eiskalt lag sie da, und das gute, arme Herz stand still.

„Schlaf' wohl, Mütterchen; ich will Deiner Worte ewig gedenken!“

— — — — — — — — — — — — — — —

Dies Blatt in diesem Buche war für mich, eine Bekannte, bestimmt, sei es dieser Unbekannten geweiht.

Maria Pospischil.

Geehrter Herr Redacteur!

A G'schicht' verlangen Sie von mir,
Hör'n's, lauter solche Sach'n!
Dös stiert ma's, i kann nix dafür,
I kann net „G'schicht'n" mach'n.
Vorausseg'n thuat ma dö Blamasch,
Und weil i dem net g'wachs'n,
So zeig' i wenigstens Curasch —
Mein Gott, nur kane Fax'n!
Wann Aner von der Poesie
Hat net die g'ringste Spur
Und dennoch dichtet keck wia i,
„D a g'h ö r t a K r a f t d a z u a".

Bestimmt war ich, im Comptoir
Mein Leb'n lang zu bleib'n,
Was da für a Verwirrung war,
Das laßt si net beschreib'n.
Der Chef, es könnt' Sie int'ressir'n,
Der ließ mir endlich sag'n,
Könnt' nur 's Copirbuch registrir'n,
Soll mich nicht weiter plag'n.

Der Schlag, der war net hart für mi,
Ich wußte ja, ich wäre
Als Buchhalter a P a r o d i e,
Freund Mercur, „H a b' d i e E h r e!"

Lern' g'schwind an' Monolog zu Haus,
Suach' gar net lang herum,
Es war mein Traum jahrein, jahraus
's Conservatorium.
Und seg'n's, da war i zwei Jahr' d'rinn,
Hab' in d'Provinz dann müssen,
Von dort'n wieder z'ruck nach Wien,
Da kann ma net viel wissen.
Beim Blasel bin i avancirt,
Du heilig's Donnerwetter!
Da bin i so net 'rumstolzirt,
Fast wia a „S t a b s t r o m p e t e r".

Hab' immer sehr solid gethan
Und hab' mi so a trag'n,
Doch jetzt, i klag' mi selber an,
I muaß es leider sag'n.
Mi trifft die Schuld zwar net allan,
A Stuck hat Aner g'macht,
Und nur weil der a so an' Schan,
Hat er dazua mi bracht.
Roth wir i, wann i's sag'n soll,
Beinah' bis über d'Ohr'n:
I bin, na, Sie verzeih'n ma's wohl,
A „W i e n e r G i g e r l" wor'n.

Wann's in „Groß-Wien", wia's allweil haßt,
Geht aus an' ander'n Ton,
Ja, Mann, da kann, wann's zuwi paßt,
I wirkli werd'n „Baron".
Servas mit Lins, das war a Stöll,
Da nehmert i mi z'samm,
Und lachen's, sagert i: „Ja wöll,
Weil's halt an' Gizi ham."

I ruafert dann von Herzen nur,
Mit'n g'wiss'n Beißerblick,
Der guaten Vindobona zua:
Ha, „Mutter, welches Glück“!

Ganz ohne is mei Dichtung net,
A Vorzug thuat schon sein,
Denn lest ma dö auf d'Nacht im Bett,
Wia guat schlaft ma da ein.

Zum Schluß hab' i a Bitte noch
An Sie, Herr Redacteur,
Denn der Verlust, er treffert doch
Die P. T. Leser z'schwer:
Von d'Versfüaß, wann Sie's corrigir'n,
Dö z'viel san nur, erwähn' i,
Daß's mir da eppa kan' verlier'n,
Denn manche Zeil'n hat z'weni.

Wilhelm Pauly.

Ein „Durchfall“.

In der guten Stadt Mannheim ist mir was ganz Merkwürdiges passirt. Am dortigen Hof- und Nationaltheater — der sarkastische Theodor Döring behauptete zwar: „weder Hof- noch Nationaltheater“ — ist nämlich ein Schauspieler engagirt, der sich in sein Fach so sehr eingelebt hat, daß er auch außerhalb der Bühne der „erste Intriguant“ ist, wozu er doch eigentlich contractlich gar nicht verpflichtet wäre. Als ich mein Engagement antrat, hatte ich allerdings von der Maulwurfsthätigkeit des „wackeren Minirers“ mit einigem Schrecken gehört, wie ich aber den Mann selbst sah mit seinem behaglichen Embonpoint und der Bonhommie in seinem breiten Gesicht, da erinnerte ich mich der Worte Julius Caesar's:

> Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein,
> Mit glatten Köpfen, die des Nachts gut schlafen!

und lachte der Aengstlichen, die mich vor diesem mir so gemüthlich erscheinenden „Bösewicht“ gewarnt hatten.

Daß diese Unglücksraben Recht hatten, sollte ich früh genug erfahren. Zu meinem Debut hatte ich die Titelrolle in dem Banville'schen Einacter „Gringoire“ gewählt. Der damalige artistische Leiter des Theaters, Herr Regisseur Savits, hatte Interesse an mir gefunden und studirte die Rolle, die er von Coquelin in Paris wiederholt gesehen hatte, so gründlich mit mir, daß ich mit vollster Zuversicht dem bedeutungsvollen Abend entgegensah. Es ging auch wirklich auf's Beste. Da kam die entscheidende Scene des Stückes, in welcher der häßliche, bettelarme Gringoire auf Befehl des Königs

die Liebe der schönen, vielumworbenen Loyse durch die Macht seines Geistes erringen soll. Nicht nur Loyse, das ganze Publicum muß, wenn die Scene gut gespielt wird, zu Thränen gerührt werden.

Nun, ich fühlte es an meiner eigenen Ergriffenheit, die Scene war mir gelungen. Und trotzdem kein Schluchzen im Publicum, wie ich es erhofft hatte, o nein, ein Gelächter, wie sich's der ehrgeizigste Komiker herzlicher nicht wünschen kann. Mein Entsetzen wird man sich vorstellen. Mit größter Mühe und Selbstbeherrschung spielte ich meine Rolle zu Ende und war darauf gefaßt, daß am Schluß des Stückes ein Zischen anheben würde, wie es in diesem altehrwürdigen Hause noch nie gehört worden war. Wer beschreibt mein Erstaunen, als ein rauschender Applaus an mein Ohr drang!

Ich hielt aber in meiner Todesangst diese dem Schauspieler so liebliche Musik für Ironie und wollte dem Hervorrufe um keinen Preis folgen. Die Augen standen mir voll Thränen. Meine Partnerin sah mich erstaunt an.

„Was haben Sie denn, Sie haben ja sehr gefallen?!"

Und richtig, der Vorhang mußte viermal in die Höhe gehen, der Applaus klang mir immer glaubwürdiger, und in den Mauern Mannheims weilte an diesem Abend ein Glücklicher mehr als sonst.

Der Glückliche aber war ich, und das muß den wohlbeleibten Bösewicht bitter geschmerzt haben.

Der gute Mann saß nämlich während meines Spieles im Parquet, wurde immer unruhiger, als er sah, daß ich junger Gelbschnabel die Frechheit habe, zu gefallen, musterte fortwährend das Publicum und wetzte bei dieser aufregenden Thätigkeit so lange auf seinem Strohsitze hin und her, bis derselbe dem gewaltigen Corpus nicht mehr Widerstand leistete und der großherzoglich badische Intriguant mit seinem unempfindlichsten Theile das Strohgeflecht seines Sitzes durchrissen hatte und sich so einem verehrlichen Publicum in sehr humoristischer Stellung zeigte. Daher das homerische Gelächter!

Böse Zungen behaupteten, die ganze Sache sei kein Zufall gewesen, der neidische College hätte Alles vorbereitet, um den Applaus in der Hauptscene des Stückes zu verhindern.

Am nächsten Tage hieß es überall:

„Der J . . . . i ist durchgefallen!"

Ja, ja, die Gallmeyer hatte Recht:

„Was bei die klan' Theater Alles vorkommt — bei die großen g'schiecht so was net!"

Max Pollandt.

„Hugo Thimig."

Ihre schmeichelhafte Aufforderung, mich an Ihrem Dekamerone zu betheiligen, hat mir viel Kopfzerbrechen verursacht, denn meine natürliche Bescheidenheit mußte mir sagen: „Was willst Du thun?" Weder Dein Alter, noch Deine künstlerische Stellung gibt Dir das Recht, Dich neben die hervorragenden Vertreter der Kunst zu stellen! Aber Ihr wiederholtes Verlangen und ein langsam aufkeimendes Gefühl der Eitelkeit waren stärker als die warnende Stimme meiner angeborenen Schüchternheit, und so entschloß ich mich, mein schriftstellerisches Debut zu feiern. Kein Lampenfieber! Vor meiner Feder soll Niemand zittern! Ich will mich über meine eigene Person lustig machen, denn das scheint mir ganz ungefährlich, und dazu finde ich immer Stoff.

Im Jahre 1883 bei Director S . . . . in T . . . . . engagirt, genoß ich das Vergnügen, nicht nur als Naturbursche, sondern auch als Charakterkomiker, Vater und jugendlicher Held beschäftigt zu werden, eine Thatsache, die eigentlich nicht werth wäre, hier erwähnt zu werden, denn auch für mich war es nicht von Bedeutung, ob die Rolle, die ich darzustellen hatte, Rustan oder Valentin hieß, ob sie diesem oder jenem Fache angehörte, ich spielte die eine wie die andere, selbst den ehrlichen, braven, alten Müller — charakterlos. Daß ich in T . . . . . unter solchen Verhältnissen ein vielgeplagtes Mitglied war, ist wohl selbstverständlich, ich spielte täglich und konnte, bei allem Fleiß, manche Rolle nicht einmal halb auswendig — aber am schlechtesten den Melchthal, den ich damals

in zwei Tagen erlernen sollte. Ich spielte ihn auch, aber leider nicht ohne schmerzhaften Erfolg! Armer Schiller! Dieser Dein schlechtester Melchthal bleibt mir unvergeßlich. Wohl seinem Vater, daß er diesen ungerathenen Sohn nicht mehr erschauen konnte!

Den ersten Auftritt mit Walther Fürst hatte ich leidlich bewältigt, doch später in meiner Hauptscene verlor ich Ruhe und Gehör und Gedächtniß. Ich sah und wußte nichts mehr, nur als Stauffacher, mein Director, mir etwas zu energisch auf die Fersen trat, wurde ich ein wenig munter und fing die beinahe zu Ende geführte Scene — wieder von Anfang an. Aber der Stauffacher-Director nahm meine wiedergefundene Gesprächigkeit gar übel auf, er warf mir wüthend einen . . . . . kopf und dergleichen zu, dann trat er an die Rampe und, die Schlußworte Melchthal's variirend, brüllte er in's Publicum:

Sein blinder alter Vater,
Er kann den Tag der Freiheit nicht mehr schauen,
Er soll ihn hören . . . . . !
In seine Hütte soll der Schweizer wallen,
Zu seinem Ohr die Freudenkunde tragen,
Und hell in seiner Nacht soll es ihm tagen!

Der Vorhang fiel. Donnernder Applaus lohnte die That. In meiner ersten Freude über den guten Ausgang schlich ich ebenfalls auf die Bühne, um dem P. T. Publicum durch artige Verbeugungen zu beweisen, wie dankbar ich für eventuelle Ovationen sein könnte. Aber mein grimmiger Chef schien die Sache anders aufzufassen, er zog in Gegenwart aller Zuschauer sein Schwert und rannte mir — mit drohender Geberde nach. In meiner Angst flüchtete ich in die Damengarderobe und — Dank meinen Colleginnen — ich blieb unversehrt.

Auf meine weitere Mitwirkung wurde verzichtet und das Rütli gestrichen. Mir blieb nichts als die marternde Erinnerung. Am nächsten Morgen verließ ich T . . . . . und meinen Director, denn ich fühlte nicht mehr den Muth, mit Schiller und Stauffacher zugleich Krieg zu führen.

Eine andere Episode spielte sich in Preßburg ab.

Herr Hugo Thimig gastirte an unserem Theater. Die freudige Aufregung, die mich jedesmal beschlich, sobald ich einem k. k. Hofschauspieler persönlich nahe kam, trieb mich schon am frühen Morgen auf die Bühne, dort starrte ich lange und in fiebernder Erregung nach der Thür, durch die — Thimig kommen mußte. Endlich erscholl das gemüthliche „Mahlzeit“ — Thimig stand auf der Bühne

— ich sah ihn, ich sah und dachte an nichts Anderes, und da — ich konnte das Verlangen nicht unterdrücken, mit ihm zu sprechen — stürzte ich auf den Gast los und sprach in stammelnder Verlegenheit:

„Gestatten Sie mir, mich vorzustellen. Mein Name ist Thimig."

Dieser, etwas verwundert, reicht mir in liebenswürdiger Weise die Hand und fragt:

„Also ein Namensvetter?"

„Wieso?" antwortete ich verwirrt.

„Sie heißen doch Thimig?!"

„Nein, Moser."

Der Gast mußte nun auf die Scene, und erst nach der Vorstellung konnte ich meine Entschuldigung vorbringen und den Irrthum aufklären.

Selbstverständlich nahm mir Herr Thimig meinen Diebstahl nicht übel. Drei Tage darauf erhielt ich sein Bild mit nachstehender Widmung:

Lieber Herr Thimig!

Sie haben mich zwar nicht um mein Conterfei gebeten, dennoch ersuche ich Sie, dieses Bild zur Erinnerung an unsere fröhliche Bekanntschaft anzunehmen. Mit bestem Gruß

Ihr ergebenster

Josef Moser.

Ich bewahre dies Bild noch heute in dankbarer Erinnerung an den liebenswürdigen Künstler auf, und wenn ich auch niemals ein Thimig werden kann, will ich strebend und hoffend meine Laufbahn vollenden als

Josef Moser.

Eine Kleinigkeit.

Na, wenn's sein muß, so kann ich zur Noth auch etwas erzählen, wenn es mir auch schwer fällt. Erstens bin ich — ich kann es nöthigenfalls beeiden und mit glaubwürdigen Zeugen beweisen — nie im Leben eine Schriftstellerin gewesen, und zweitens habe ich in meinem Bühnenleben nichts erlebt, aber rein nichts, was einen zweiten Menschen nur irgend interessiren könnte, geschweige denn gar den Leserkreis eines so großen Werkes. Aber schreiben soll ich doch, da ich es einmal versprochen habe, und so will ich denn etwas zu Papier bringen, „eine Kleinigkeit", die wohl Niemandem einen besonders hohen Begriff von meinen schriftstellerischen Leistungen beibringen wird.

Es war vor einigen Jahren. Ich hatte nach dem Verlassen der Wiener Hofoper, wo ich als Mimikerin im Ballet mit ziemlichem Erfolge gewirkt hatte, mich dem Schauspiel gewidmet. Ich spielte Soubretten, Liebhaberinnen, Naive, manchmal sogar Heldinnen — kurz, was man eben Alles spielen muß, wenn man mit Frau Thalia noch in keinem geregelten Verhältniß steht. Meister Martinelli machte damals eine Tournée durch das nördliche Böhmen, und ich gehörte der Gesellschaft für eines, respective für alle der oben genannten Fächer an. Wir kamen in die freundliche und kunstsinnige Fabriksstadt Aussig, wo wir in einem großen Saale bei täglich vollen Häusern Komödie spielten. An Anerkennung mangelte es uns nicht, und die Mitglieder unserer Gesellschaft erfreuten sich, entgegen dem allgemeinen Vorurtheil gegen Wander-Komödianten, in allen Kreisen Aussigs der liebenswürdigsten Aufnahme. Unser Theater bot Lustspiele, Volksstücke, Possen — kurz Alles, was ein Provinztheater zu geben in der

Lage ist. Daß es dabei an dem Nothwendigsten mangelte, mögen folgende „Kleinigkeiten“ beweisen, die mir passirt sind und die ich in meinem so ereignißlosen Leben als „Erlebnisse“ erzählen will.

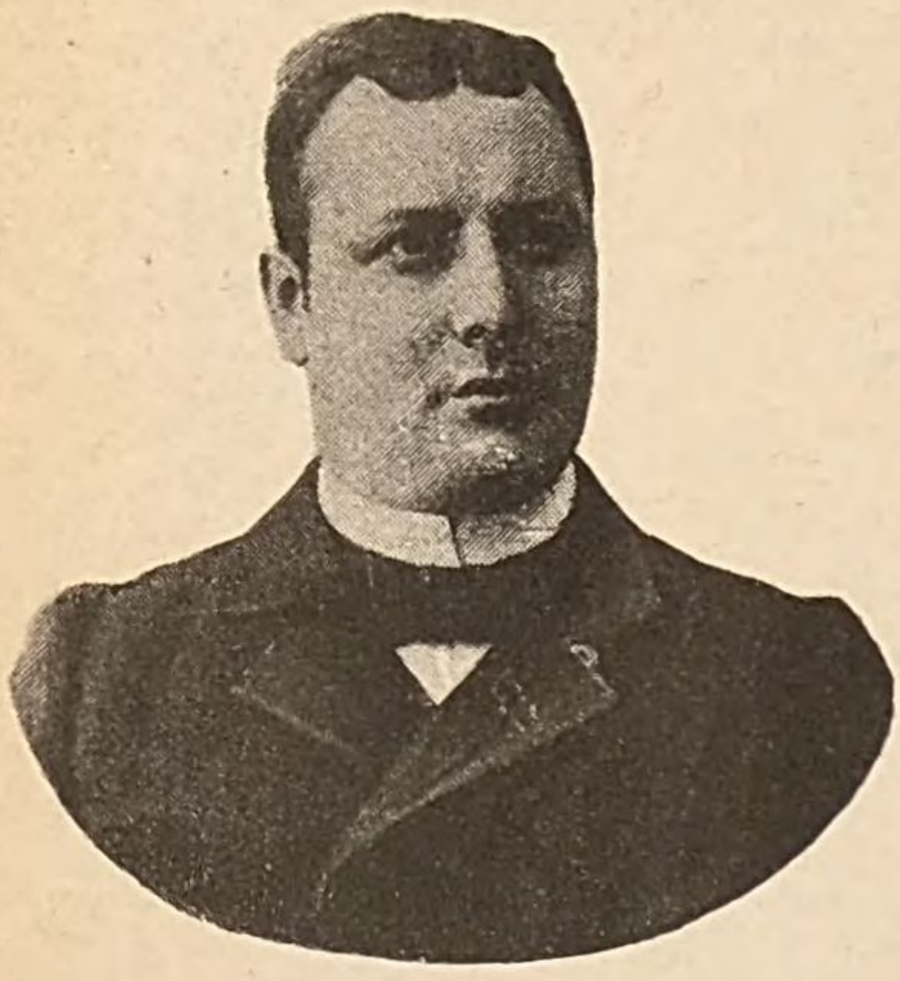
Einmal spielten wir eine Posse, der Name derselben ist nebensächlich. Ich hatte im zweiten Act ein Couplet zu singen. Die Capelle — wohlgezählte sechs Mann — setzte ein und ich sang. Ich sang und sang — auf einmal, die ganze Capelle verstummte und statt des gewohnten Geigen- und Trompetentones begleitete mich ein — Pfeifen! Die zweite Hälfte der Notenblätter hatte bei allen sechs Mann gefehlt, der Capellmeister hatte im Nu die Situation erfaßt und beendigte die Begleitung mit dem einzigen, ihm zur Verfügung stehenden Instrumente — den Lippen. Ich hatte einen Moment — aber auch nur einen Moment gestutzt, dann aber sang ich ruhig zu der originellen Musik weiter, das Couplet war gerettet und der Beifall war ein bedeutend größerer, als ich ihn sonst erzielt hätte.

Ein ander Mal spielten wir den „Pfarrer von Kirchfeld“, ich die Anna Birkmaier. Bekanntlich tritt dieselbe höchst traurig auf, indem sie vom Gebirge in der Einöd herunterkommt. Ein Gebirge — das war ein schweres Requisit für uns, aber es mußte geschaffen werden. Also es ging! Eine grau-grüne Leinwand wurde über ein paar Holzstäben drapirt, und dahinter entstand ein Gebirge, bestehend aus einem Tisch, einem Stuhl und einem Schemel, die in der angegebenen Reihenfolge aneinandergestellt waren. Ich hatte an dem Tage neue, sehr enge Schuhe an, man kann sich daher die Sicherheit denken, mit der ich hinter der Scene den Tisch bestieg, dann vorsichtig tastend auf den Sessel trat, um dann erlöst von dem Schemel auf die gewöhnliche „Erde“ zu steigen. Halb Angst, halb verhaltenes Lachen im Gesicht, so trat Anna Birkmaier vor den Wurzelsepp, und wenn sie trotz der tragikomischen Einleitung ihre Rolle nicht am schlechtesten gab, so war es der Zauber des unvergleichlichen Stückes, der sie über die furchtbar prosaische Scenirung erhob.

Das ist Alles, was ich Ihnen erzählen kann, und versuchen Sie ja nicht, von mir wieder etwas Geschriebenes zu erlangen!

Ines Fischer-Pauly.

Meine Hinrichtung.



So viel Interessantes und Amusantes sonst in diesen Blättern zu lesen, ein so originelles Thema, wie ich es habe, vermag wohl kein zweiter Mime im Bereiche des „Dekamerone“ aufzuweisen — eine Hinrichtung! Ja, meine verehrtesten Leserinnen und Leser, ich war schon einmal zum Tode verurtheilt, und mit vollstem Rechte, wie ich heute nach einer hübschen Reihe von Jahren ruhig zugeben muß. Daß ich noch am Leben bin, verdanke ich der Gnade meiner damaligen Richter, und daß ich hier diese Geschichte erzählen kann, der liebenswürdigen Einladung des Redacteurs, der mich — Pardon! meine Geschichte, komisch genug fand, um ihr ein Plätzchen in diesem hübschen Werke zu widmen. Zur Abwechslung spielt meine Geschichte an keiner Provinzschmiere, sondern an einem Wiener Theater im Jahre des Unheils — so war ich wenigstens es zu nennen genöthigt — 1884.

Im Josefstädter Theater hielt man nämlich schon seit einiger Zeit die eifrigsten Proben von „Türken vor Wien“, welche die Saison eröffnen sollten. Die einzelnen Darsteller und Darstellerinnen waren längst zum „Loslassen“ hergerichtet und bereit, in jedem Momente mit voller Dampfkraft zu arbeiten, und noch fehlte es in letzter Stunde an einem geeigneten Vertreter der kleinen, aber wichtigen Rolle des Bürgermeisters Liebenberg. Der wildeste Mustapha war bereits in Freiheit dressirt, die liebebedürftige Suleika spielte die ganze Gefühlsscala vom weichsten Flötentone bis zum gicksenden, markerschütternden Racheschrei mit einer Sicherheit herab, als ob sie's in der Walze eingehängt hätte, kurz, die ganze Abrichtung der schlagfertigen Mannschaft war vollendet auf den Brettern des Josefstädter Musenreiches —

und noch immer fehlte der „Bürgermeister“, der auf alle Fälle ein Wort mit darein reden mußte, wenn der erste Actschluß Effect machen sollte. Der Tag der ersten Vorstellung rückte heran und die Entscheidung drängte. Die Bürgermeister-Candidaten waren alle durchgefallen, bis schließlich durch eine glückliche Wendung des Schicksals die stattliche und präsentationswürdige Rolle an mich fiel.

Die Première begann und ich ging in der Maske des Liebenberg hinter den Coulissen aufgeregt umher und declamirte meinen Part, indem ich dabei mit meinen langen Armen ausgriff. Auf das Stichwort betrat ich gravitätisch die Bühne — mit dem Stolze eines calcuttischen Hahnes. Mit der vollen Wucht meines Organs legte ich los und wollte eben in gerechtem Zorne das deutsche Schwert aus der Scheide ziehen und gen Himmel strecken — aber so viel ich auch zog und riß, die alte Klinge war nicht blank zu kriegen. In dieser Verwirrung entfielen mir die Worte meiner Rolle. Was ich da gesprochen habe, konnte Niemand verstehen, so daß schließlich die komische Wirkung nicht ausbleiben konnte.

Die wahnsinnige Gertrud strampelte mit dem Fuß, daß das Podium in seinen Grundfesten erbebte, dem Autor fiel vor Entsetzen die Brille über die Nase — aber was konnte man weiter thun, das Malheur war nun einmal geschehen.

Das Publicum vergaß den Zwischenfall gar bald — nicht so die guten Collegen.

Als ich im Zwischenact meinen verunglückten Bürgermeister abschälen wollte, erschrak ich nicht wenig, da ich die Thür der Garderobe öffnete. Vier Soldaten führten mich vor ein hochnothpeinliches Gericht, das mir folgendes Urtheil verkündete: „Herr Klatscher wird wegen „Verschandlung“ einer historischen, populären Persönlichkeit zum Tode durch den Strang verurtheilt und wird die Execution sofort an ihm vollzogen.“

Im Nu war ein Galgen aus alten Versetzstücken improvisirt und ein Hinrichtungszug hatte sich formirt. Voran marschirte die Armee der Verbündeten mit Starhemberg, Sobieski und Kolonitz, dann kam Kara Mustapha mit den Paschas und Seraildamen, endlich der Delinquent in traurigster Gestalt. An der Richtstätte mußte ich armer Sünder Reue und Leid erwecken und wurde dem rothbärtigen Henker übergeben.

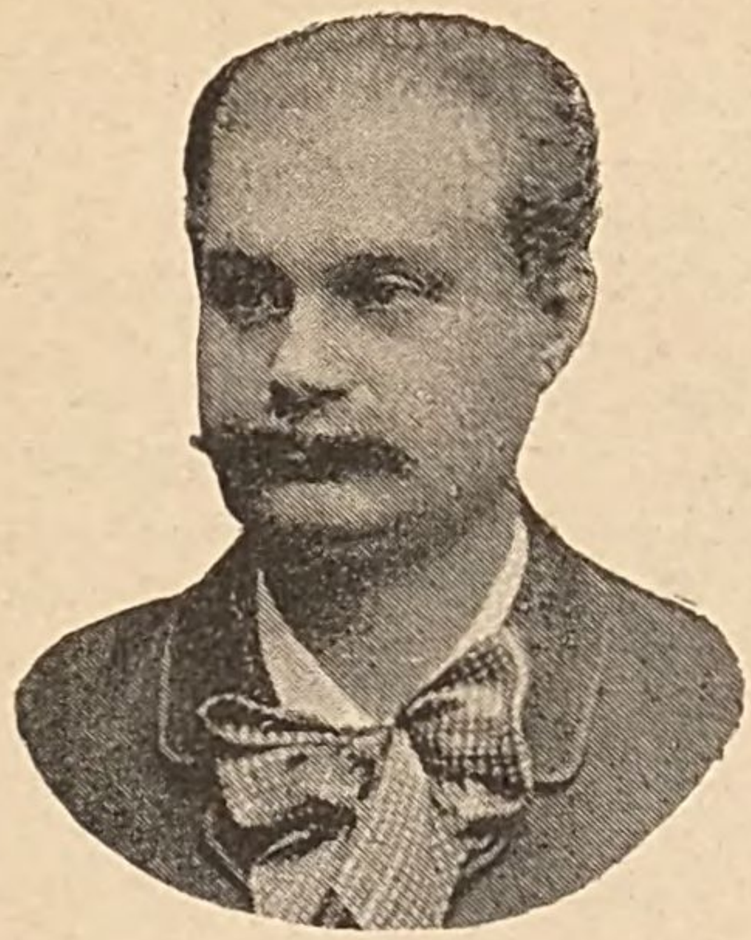
Ein Trauerchor ertönte, als ein Officier auf einem Steckenpferde dahergesprengt kam und Pardon brachte. — Die Begnadigung lautete auf sofortige Stadtverweisung und der Delinquent wurde unter Jubel beglückwünscht. Sobieski reichte mir eigenhändig in dem Ehrenbecher

von Traugott Feitel einen Liter „Ansbacher“ und die Haremsdamen trösteten mich mit saftigen „Frankfurtern“, „Prager Schinken“ und zärtlichen Küssen. — — Indessen ertönte das Zeichen zum nächsten Acte, und Alle eilten auf die Bühne. Ich blieb allein zurück und überlegte, welches Fach ich nun einschlagen müsse, um keine ähnliche Auszeichnung mehr zu erleiden. Als Komiker war ich tragisch und als Held komisch, was sollte ich beginnen? — „Ich hab's,“ rief ich, aus meinem Nachsinnen plötzlich auffahrend — „ich hab's — ich werde Sänger!“

Ich reiste nach Turin in's Engagement zu einer Operetten-Gesellschaft, und heute, nach einer hübschen Reihe von Jahren, wirke ich wieder auf demselben gefährlichen Boden, im — „Hause des Gehenkten!“

Alfred Klatschey.

Die Liebe.



Du klagst mit Recht, mein lieber Schatz,
Daß ich zu viel von Dir begehr',
Du gabst genug der Lieb' Beweis',
Und ich verlang' noch immer mehr.

Die Liebe gleicht der Wissenschaft,
Man find't mit ihr sich nie zurecht,
Je mehr man weiß, zu wissen glaubt,
Um desto mehr man wissen möcht'.

V. Heinrich.

Mein Geheimniß.

Ich will Dir ein Geheimniß anvertrauen,
Doch nein, sag' früher, ob Du schweigen kannst,
Nicht sollst Du's wissen, schönste aller Frauen,
Nicht eher, als Du diesen Zweifel bannst.

Ich habe Frauen viel vertraut im Leben,
Und alle schwuren hoch, ein Grab zu sein,
Wie bald, ach, öffneten sich all die Gräber,
Und Du, die Einz'ge, willst verschwiegen sein?

Der Einen schwur ich Liebe, ew'ge Treue,
Der And'ren gab berückt mein Herz ich hin,
Kann ich dafür, wenn ich für Amor's Pfeile
Ein armes, auserles'nes Opfer bin?

Die Eine hat's der And'ren zugeflüstert,
Und Jede schwur für sich Verschwiegenheit,
Und eine Jede hat den Schwur gebrochen,
Du bist ein Weib, d'rum leiste keinen Eid.

Sie kamen Alle her in dichten Schaaren,
Die Einen lachend, And're tief betrübt,
Und Keine . . Keine hat mir glauben wollen,
Daß ich sie Alle — Alle doch geliebt.

D'rum schwöre nicht — ich kann auch Dir nicht trauen,
Wenn auch die helle Thräne für Dich spricht,
Ich kann auf Weibereide nicht mehr bauen
— — — — — — — — — — — — —
Daß ich Dich liebe — Du erfährst es nicht.

Leo Stein.

PSYCHIATRISCHE
KLINIK
MÜNCHEN

Inhalt.

Seite

Abel Katharina, „Die Stumme von Portici“ 46
Abendroth Irene, Ein „Wunderkind“ 177
Barber Ida, „Mode“ 313
Bauer Julius, „Die Première“ 310
Bauernfeld, Eduard von, Die letzten Xenien 109
Berth Lola, Mein erstes Debut 67
Biedermann Therese, Wie ich Schauspielerin wurde 38
Brociner Marco, Die „Schonzeit“ des Herzens 263
Cerale Luigia, Auf den Fußspitzen durch die Welt 234
Collin Ottilie, „Fräulein Müller“ 163
David J. J., Die Fledermaus 236
Dyck, Ernest van, Wie ich Wagner-Sänger wurde 207
Ehnn Bertha, „Nach Sibirien verschickt“ 261
Ehrenstein, Louise von, Die Lucca ist schuld daran! 115
Eppens Otto, Erinnerungen 364
Felix Benedict, Meine Geschichte 247
Fischer Franz, „Der kleine Fischer“ 226
Fischer-Pauly Ines, Eine Kleinigkeit 382
Forster Ellen, Vom Kloster zur Bühne 106
Frank Edmund, Auch „eine Geschichte“ 118
Frankl Ludwig August, Wie man ein Autograph erobert 166
Fuchs Isidor, Der Magyar 84
Fuchs Robert, Ein Componistenleben 215
Ganghofer Ludwig, Plaudereien aus der Werkstätte 193
Genée Richard, Reime eines Componisten 206
Giampietro J., „Im Anfang war . . . .“ 259
Girardi Alexander, Fünf Uhr Morgens 7
Goßmann Friederike, „Martha“ 18
Graselli Franz, „Balletfüß'“ 300
Grazie, M. E. delle, Augenblicke 287
Grengg Karl, Heidelbeeren 48
Groller Balduin, Wie man zum Keulenschwingen kommt 303
Groner Auguste, Die Großmutter 249
Groß Ferdinand, Meine Orient-Expedition 180

Seite
Grünfeld Alfred, Ein Besuch bei Franz Liszt 14
Herzl Theodor, Naphthalin 55
Hönigswald Nelly, Ein Feen-Märchen 130
Josephy Josef, „Rozsa Sandor“ 356
Kadelburg Heinrich, Chinesisches Theater 142
Kalbeck Max, Meine literarische Berühmtheit 26
Karlweis C., Das „Fünfer-Bankl“ 229
Klatscher Alfred, Meine Hinrichtung 384
Klein Martin, Wie man am schnellsten Opernsänger wird 217
Knaack Wilhelm, Eine „spanische“ Geschichte 88
Kömle A., Einige meiner Directoren 271
Kornau Eduard, „Verschiedene Naturen“ 156
Koschat Thomas, Mein erstes Quartett-Debut 139
Krakauer Alexander, „Mein Liebchen wohnt am Donaustrand“ 70
Kremser Eduard, Im Kaffeehaus 295
Lacroma Paul Maria, Im Schwefelbad 186
Léon Victor, Neue Richtung 368
Lindau Carl, Der neue Münchhausen 172
Löwy Julius, Der „journalistische Lehrbub'“ 92
Lumzer Eduard, Der Segen-Köbl 149
Marriot Emil, Aus meiner Kindheit 61
Martinelli Ludwig, Palette und Bühne 42
Millöcker Carl, Eine Probe mit Girardi 208
Moser Josef, „Hugo Thimig“ 379
Müller Franz, Kleine Verse 228
Müller-Guttenbrunn Adam, Aus meinem Leben 326
Nakler Leopold, Wie mein Vater von der Theaterlust geheilt wurde . . . 204
Negro, C. del, Erinnerungen 211
Norini Emil, Auch eine „Kunstreise“ 278
Palmay Ilka, Von Trans nach Cis 81
Pauly Wilhelm, „Geehrter Herr Redacteur!“ 375
Pollak Heinrich, Die Liebe 387
Pollandt Max, Ein „Durchfall“ 377
Pospischil Marie, Eine Unbekannte 369
Rank Josef, Aus den Tagen des „Völkerfrühlings“ 344
Ranzoni Emerich, Für Künstler 1
Renard Marie, Meine Lebensgeschichte 2
Ritter Josef, Wie ich zum zweiten Male entdeckt wurde 63
Rosé Arnold, Mein Lorbeerkranz 185
Schittenhelm Anton, Ein Sängerleben 153
Schlesinger Sigmund, Zwei Besuche bei Fr. Hebbel 359
Schönthan, Franz und Paul von, Wie ein „Schwank“ entsteht 242
Schwarz Marie, Meine Bühnenlaufbahn 58
Schwarzkopf Gustav, Die Feiertagsgeschichte 284
Schweighofer Felix, Aus der Schweiz 73
Silberstein August, Seltsamer Gang über's Gebirge 273
Stein Bertha, Meine Parole 333
Stein Leo, Mein Geheimniß 388
Stelzer Sebastian, „Drei Paar Schuhe!“ 76

Seite
Strakosch Alexander, Zwei Vorträge 267
Streitmann Karl, Kleine Geschichten 126
Suttner, Bertha von, „Weltfrieden“ 52
Tewele Franz, Aus den Memoiren eines Komikers 347
Tyrolt, Dr. Rudolf, Dramatische Wildlinge 97
Udel Carl, Lieder ohne Noten 334
Waldstein Max, Die Castagnetten der „Pepita“ 220
Walter Gustav, Eine allerhöchste Auszeichnung 104
Weiglein Ludwig, Im Hause Gottes 111
Weisse Adolf, Mein Anfang 121
Weißenthurn, Max von, Wie ich in's Landesgericht kam 352
Wittels Julius, Der „dramatische Lehrbua“ 33
Woller Theodor, Eine Schmiere 317
Zopp, Rudolf del, Eine Kremser Geschichte 133

Buchbinderei
Theo Storfinger
müt

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wiener Künstler-Dekamerone ein Geschichtenbuch der Wiener Künstler und Schriftsteller

Wien [1891]

L.eleg.g. 555 k
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11641151-4